

Asien,

von Asien, Ostindien und seine Bewohner

Asien

Asien, von Asien, Ostindien und seine Bewohner

Ostindien,

seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner.

Wilhelm von Humboldt

Zweiter Band.



Verlag von G. Reimer, Berlin

Verlag von G. Reimer, Berlin

1825

Ostindien,

seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner.

Resultate

eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle

von

Philipp van Mökers.

Deutsche Original-Ausgabe.

Zweiter Band.

Der Autor behält sich die Uebersetzung dieses Werkes vor.

Leipzig,

Hermann Costenoble.

1857.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
16. Kapitel.	Die Birmanen	1
17. "	Die Malayen und die Bewohner der maldivischen Inseln	12
18. "	Syder Ali und sein Sohn Tipoo Saib	20
19. "	Mysore	53
20. "	Ceylon	65
21. "	Die Franzosen in Ostindien	101
22. "	Die Kämpfe der englisch-ostindischen Compagnie vom Jahre 1761 bis zum Frieden mit Tipoo Saib im Jahre 1784	114
23. "	Tipoo Saib's letzter Krieg mit der englisch-ostindischen Compagnie	137
24. "	Der Krieg der Engländer mit den Mahratten	169
25. "	Die Generale Reymond und de Boigne	211
26. "	Ostindisches Jagdleben	226
27. "	Indischer Fürstenluxus eines Nabob von Dode	248
28. "	Omdut ul Omrah, der Nabob von Carnatik, und die englisch-ostindische Regierung	254
29. "	George Thomas	263
30. "	Der Kaiser von China im Jahre 1799 und die chinesische Rechtspflege	269
31. "	Eine Prinzessin von Neu-Seeland in Indien	278
32. "	Ein Schiffbrüchiger	288

Sechshundertes Kapitel.

Die Birmanen.

Die Birmanen sind Hindu's, Anbeter des Budha, der von allen Hindu's als der neunte Avatar, oder die Herabsteigung der Gottheit auf die Erde, in ihrer Eigenschaft als Erhalter, angenommen wird. Er verbesserte die in den Veda's enthaltenen Lehren und tadelte strenge alle Viehopfer oder lebendigen Wesen ihres Lebens zu berauben; er wird der Urheber des Glücks genannt, sein Aufenthaltsort wurde durch den berühmten Amara zu Gaya in Bengalen entdeckt, der eine Bildsäule des göttlichen Budha anfertigen ließ und mit folgenden Worten anbetete:

„„Ehrfurcht sei Dir gezollt, unter Budha's Form! Ehrfurcht sei Dir, Herr der Erde! Ehrfurcht sei Dir, Menschwerdung Gottes und Ehrfurcht sei Dir, o ewiger Gott, unter der Gestalt der Güte!““

Die Gesetze der Birmanen sind hindostanische und man kann dieselben von ihrer Religion nicht trennen. Die göttliche Allmacht offenbarte durch Menu diese heiligen Grundsätze in hunderttausend Sloca's oder Versen; Menu machte nun seinen Coder öffentlich bekannt. — Die Birmanen nennen ihr Gesetzbuch „Derma Sath“

oder „Sastra“ — es ist eines von den vielen Commentaren, die auf Menu's Gesetzbuch gemacht worden sind. Alle Gesetze, welche aber durch die Religion vorgeschrieben werden, finden bei den Hindu's eine unbedingte Achtung. Die peinlichen Gesetze der Birmanen sind in gewissen Fällen milde, in anderen sehr streng; Jeder, der einer ungerechten Anmaßung von Gewalt oder eines Verbrechens, das einen verrätherischen Zweck hat, überwiesen ist, wird mit den fürchterlichsten Martern bestraft; der zuerst begangene Diebstahl wird nicht mit dem Tode bestraft, wenn der Werth desselben nicht über achthundert Takals, etwa 100 Pfund Sterling, beträgt, oder mit besonderen grausamen Umständen, wie Verstümmelung oder Mord des Beraubten, verbunden ist. In ersterem Falle wird dem Verbrecher ein rundes Schandmaal auf jede Backe geprägt, und zwar indem er tätowirt und die Stelle mit Schießpulver eingerieben wird — und auf die Brust bekommt er durch ähnliches Verfahren das Wort Schelm und den Namen des gestohlenen Gegenstandes. Für den zweiten Diebstahl verliert er einen Arm, der dritte aber wird mit dem Tode bestraft. Enthauptung ist die gewöhnliche Todesstrafe, worin die birmanischen Scharfrichter eine große Geschicklichkeit haben.

Diese allgemeinen Bemerkungen über die Gesetze der Birmanen können schon einen Schluß auf den ganzen Charakter des Volks erlauben, denn in nichts spricht sich derselbe deutlicher aus, als in der peinlichen Justiz und seiner Gerichtsverfassung.

Die alte Stadt Umerapoorä, die Residenz des birmanischen Reiches bis zum Jahre 1833, wo sie nach Ava verlegt wurde, ist in vier abgesonderte, untergeordnete Gerichtsbezirke abgetheilt; in jedem derselben präsidiert ein „Maywoon.“ Dieser Beamte, der in den Provinzen eine Bedeutung als Vicekönig hat, gleicht in der Hauptstadt einem Bürgermeister und ist zugleich das Oberhaupt eines Civil- und Criminalgerichtshofes. In allen Fällen, die auf Leben und Tod gehen, übersendet er die geschrie-

benen Zeugenverhöre an den „Lotoo“ oder die große Rathskammer, wo der Staatsrath sich versammelt; dieser, nachdem er die Akten genau untersucht und geprüft hat, stattet dem Könige Bericht darüber ab, der dann den Verbrecher entweder begnadigt, oder dessen Hinrichtung befiehlt, wobei der Maywoon immer gegenwärtig sein muß. — Civilproceße können von den Gerichtshöfen der Maywoon's an den Lotoo übertragen werden, was aber große Unkosten verursacht. Es giebt regelmäßig bestellte Advocaten, welche die Proceße führen, aber nur acht sind befugt, vor dem Lotoo zu sprechen; sie werden „Ameendozaan“ genannt. Ihre gewöhnlichen Sporteln für einen Proceß sind fünf Takal, etwa 16 Schillinge englisches Geld. Die Regierung aber zieht beträchtlichen Nutzen von allen Rechtsfachen, die vor diesen Gerichtshof gebracht werden. —

Es giebt kein Land im ganzen Orient, wo die königliche Hofhaltung mit genauerer Aufmerksamkeit eingerichtet ist, als am Hofe der vor 1826 von England noch nicht geschwächten Birmanen; sie ist prachtvoll ohne Verschwendung, zahlreich ohne Unordnung. Die Krone erbt in gerader, männlicher Linie fort. Nächst dem Range der Prinzen von königlichem Geblüte stehen die „Woongee's“ — oder ersten Staatsminister, deren festgesetzte Zahl vier beträgt und die den großen, Alles leitenden Rath der Nation bilden; sie halten ihre Sitzungen in dem Lotoo, oder der königlichen Rathshalle, täglich, den birmanischen Sabbath ausgenommen, von Mittag bis 3—4 Uhr Nachmittags und auch später, wenn es viele Geschäfte giebt. Sie senden Befehle an die Maywoon's oder Vicerönige der Provinzen, führen die Aufsicht über jedes Departement der Staatsverwaltung und regieren im eigentlichen Sinne das Reich, jedoch immer dem Willen des Königs unterworfen, der unumschränkt herrscht und dessen Gewalt keine Grenzen hat.

Vier Staatsbeamte, „Woondoek's“ genannt, sind den Woon-

gee's beigegeben, um ihnen in der Verwaltung der Geschäfte beizustehen; ihre Gewalt ist aber viel geringer, sie sitzen in dem Lotoo nur als Rathgeber, können aber, da sie keine Stimme haben, ihre Meinung abgeben und ihre Nichtbeistimmung zu einer vorgeschlagenen Maßregel zu Protocoll geben lassen; die Woongee's aber entscheiden allein, doch werden die Woondock's oft gebraucht, um öffentliche Angelegenheiten von der größten Wichtigkeit auszuführen.

Vier „Attawoon's," oder Minister des Innern, besitzen einen hohen Grad von Einfluß, der öfters die Absichten und Wünsche der Woongee's mit Erfolg bekämpft; sie werden unmittelbar vom Könige gewählt wegen ihrer Fähigkeiten und der guten Meinung, welche er von ihrer Rechtschaffenheit hat; sie sind dessen geheime Rätthe und dürfen sich seiner Person zu allen Zeiten nähern, ein Vorrecht, das selbst der erste Woongee nicht besitzt.

Außerdem giebt es vier Staatssecretaire, „Serebogee's" genannt, welche zahlreiche Schreiber oder „Seree's" unter sich haben. Vier Nachangee's sitzen in dem Lotoo, machen Anmerkungen und berichten Alles, was darin geschieht. Vier „Sandohgeen's" oder Ceremonienmeister leiten alles Ceremoniel, führen Fremde von Rang bei Hofe ein und überbringen dem Könige die Botschaften des Staatsraths. — Neun „Sandohzian's" oder Leser haben die Beschäftigung, alle Documente, Aktenstücke, Bittschriften ic. vorzulesen und jedes Document, welches das Publikum angeht, oder das vor den Rath im Lotoo gebracht wird, muß öffentlich vorgelesen werden.

Die vier oben erwähnten Maywoon's sind auf die magistratische Aufsicht ihrer besonderen Stadtquartiere eingeschränkt und haben mit dem Lotoo nichts weiter zu thun, als dessen Befehle in Ausführung zu bringen. Der „Affaywoon" oder Generalzahlmeister ist ebenfalls ein Staatsbeamter von hoher Wichtigkeit. — Es giebt verschiedene ausgezeichnete Hofbeamte, die keinen Antheil

an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten nehmen, wie unter andern der „Daywoon“ oder des Königs Waffenträger, der „Chaingeewoon“ oder Elephanten=Stallmeister, die „Woon's“ von der Hofhaltung der Königin und des Kronprinzen.

Im birmanischen Staate giebt es keine erblichen Würden oder Aemter; alle Ehrenstellen und Bedienungen kehren nach dem Tode des Inhabers an die Krone zurück. Die „Tseloe“ oder die Kette ist das Abzeichen des Adelsstandes, von dem es verschiedene Grade giebt, die durch die Anzahl kleiner Ketten, aus denen dieser Zierrath besteht, bezeichnet werden; diese Ketten sind durch Knöpfe vereinigt — drei von offenem Kettenwerk sind der niedrigste Grad, drei von sauber in einander geflochtenem Draht ist der nächste, sechs, neun oder zwölf Ketten deuten die höheren Grade an. Kein Unterthan wird mit einem höheren Grade als zwölf Ketten beehrt, der König allein trägt vierundzwanzig.

Beinahe jeder zum Gebrauche dienende Artikel, die Zierrathen, besonders aber die Kleider sind Zeichen eines besonderen Ranges; — die Form von der Betelbüchse, die jedem Birmanen von Range, wohin er auch gehen mag, von einem Diener nachgetragen wird, seine Ohrringe, Ceremonien=Mütze, sein Pferdegeschirr, selbst das Metall, woraus Spudnapf und Trinkgeschirr verfertigt sind, zeigt den gesellschaftlichen Grad des Eigenthümers an und es würde Demjenigen übel bekommen, der sich die Kennzeichen eines Grades, der ihm nicht gehörte, aneignen wollte. Goldene Trinkschaale und Spudnapf darf nur ein Mann von hohem Range gebrauchen.

Die Hoffleidung des birmanischen Adels ist sehr anständig und zierlich; sie besteht aus einem langen, auf die Füße herabwallenden Rocke von geblütem Atlas oder Sammet, mit einem offenen Kragen und weiten Ärmeln; über diesem tragen sie einen fliegenden Mantel, der von den Schultern herabhängt; auf dem Kopfe haben sie eine hohe Mütze von Sammet, oder von Seide,

die mit goldenen Blumen gestickt ist, je nach dem Range des Trägers. Ohrringe machen einen Theil der männlichen Zierrathen aus; Personen von Stande tragen goldene, etwa drei Zoll lange Röhren von der Dicke einer starken Federspule, die sich an einem Ende wie eine Trompete öffnen, andere tragen eine schwere, zusammengerollte Goldplatte. Dieses Stück Metall giebt eine große Oeffnung im Ohrläppchen und zieht dasselbe durch seine Schwere bis zu einer Länge von zwei Zoll aus.

Die Weiber haben ebenfalls ihre sie bezeichnenden äußeren Merkmale in der Tracht. Ihr Haar ist auf dem Gipfel des Kopfs in einen Knoten zusammengeschlungen und mit einem Netze umwunden, dessen Stickereien und Zierrathen auch dazu dienen, ihren Rang anzugeben; ein kurzes Leibchen reicht bis an den Nabel, wird mit Schnüren straff angezogen und unterstützt den Busen; über dieses kommt ein weiter Rock mit engen Ärmeln. Um ihre Hüften und Schenkel rollen sie ein langes Stück Seiden- oder Baumwollenzeug, welches bis auf die Füße reicht und öfters auf dem Boden schleppt; es umgiebt sie zwei Male und wird dann auf der Seite eingeschlagen. Wenn Weiber von Stande ausgehen, so legen sie eine seidene Schärpe an, einem langen Shawl ähnlich, die sich über dem Busen kreuzt und über die Schultern geworfen wird, von denen sie zierlich auf beiden Seiten herunterwallt. Die unterste Klasse der Weiber trägt meist nur ein einziges Kleidungsstück in Form eines Betttuches, das, um den Körper gewickelt, mit einem Ende unter dem rechten Arme eingeschlagen wird und der übrige Theil, von hinten über die linke Schulter gezogen, vorn über den Busen fällt, den er nur nothdürftig bedeckt, der untere Theil reicht bis an die Füße. Dies ist auch die Tracht der gewöhnlichen Weiber in ganz Hindostan, wo man dieses Umschlagetuch eine „Bagne“ nennt.

Weiber in vollem Staate färben das Innere ihrer Hände und ihre Nägel roth, wozu sie einen gewissen Pflanzensaft anwenden,

und streuen auf ihren Busen gepulvertes Sandelholz oder eine gepulverte Rinde, welche sie „Sunneka“ nennen, womit sich einige auch das Gesicht reiben. — Männer und Weiber färben sich ihre Haare und Zähne schwarz; diese Operation giebt ihnen in den Augen eines Europäers ein sehr ekelhaftes Aussehen, das dadurch noch vermehrt wird, daß der Mund immer voll Betelblätter ist, die den Mund blutroth färben und eine Menge blutrothen Speichel hervorbringen, den sie beständig ausspucken, so daß es ausseht, als ob sie Blut auswürfen. Dasselbe gilt auch von allen Hindu's in ganz Ostindien. —

Männer von Rang tragen als gewöhnliche Tracht einen langen Rock mit langen Ärmeln von Mouffelin oder sehr feinem Nanking, der im Lande gefertigt wird; nebst diesem einen seidnen Umschlag, der um die Hüften gewickelt wird. Die arbeitenden Klassen sind gewöhnlich nackt bis auf die Hüften, in der kalten Jahreszeit aber lieben sie einen Mantel oder Rock von europäischem Tuche sehr.

Die Birmanen sind in ihren Gesichtszügen den Chinesen ähnlicher als den Eingeborenen von Hindostan; die Weiber, besonders in den nördlichen Theilen des Reichs, sind weißer, als die Hindufrauen, aber nicht so zart geformt. Sie sind jedoch gut gebauet und im Allgemeinen etwas fett; ihr Haar ist schwarz, grob und lang. Die Männer sind von mittlerer Statur, thätig, lebhaft und kräftig; sie sehen immer sehr jung aus, weil sie die Gewohnheit haben, den Bart auszureißen, anstatt ihn abzuschneiden, sie tattowiren ihre Arme und Schenkel und prägen ihnen verschiedene, phantastische Figuren ein, die, wie sie glauben, als Zaubermittel gegen die Waffen ihrer Feinde dienen sollen. Weder die Männer noch die Weiber sind so reinlich am Körper, wie die Hindu's in Hindostan, denen tägliche Waschungen und Bäder eine religiöse und moralische Pflicht sind.

Ehen werden unter den Birmanen nicht eher geschlossen, als

bis die Parteien mannbar sind — sie sind bei ihnen nur Civilcontracte, womit die geistliche Gerichtsbarkeit nichts zu thun hat. Das Gesetz verbietet ihnen die Vielweiberei und erkennt nur ein Eheweib an, das „Mica“ genannt wird. Das Concubinat dagegen ist unbeschränkt. Ein Mann kann unter besonderen Umständen sein Weib verstoßen, aber der Proceß ist mit großen Unkosten verknüpft; Concubinen, welche in einem Hause mit der rechtmäßigen Frau leben, sind durch das Gesetz verbunden, ihr als Mägde zu dienen, wenn sie ausgeht, dieselbe zu begleiten und ihr Wasserkrug, Betelbüchse und Fächer nachzutragen. Wenn ein Ehemann stirbt, so gehören seine Concubinen, im Falle sie seine Sclavinnen waren, seiner Witwe an, wenn er sie nicht noch vor seinem Tode durch einen gerichtlichen Akt frei erklärt hat. — Wenn ein junger Mann ein Mädchen zu heirathen wünscht, so macht seine Mutter oder nächste Verwandte zuerst einen geheimen Versuch; wird sie gut empfangen, so geht eine Anzahl seiner Freunde in das Haus der Eltern der Jungfrau, mit denen sie die Mitgift festsetzen. Am Morgen der Trauung sendet der Bräutigam seiner Braut drei Loongee's, Unterkleider, drei Tubbeek's oder Schärpen und drei Stücke weißen Mouffelins, nebst Ohrringen, Armspangen und solchen Juwelen, welche ihm seine Glücksumstände zu geben erlauben. Ein Fest wird von den Eltern der Braut veranstaltet und ein völliger Ehecontract aufgesetzt und gegenseitig unterzeichnet. Das neuvermählte Paar ist von einem Teller, der Bräutigam überreicht der Braut etwas Laepack, d. i. eingemachten Thee, den sie annimmt und ihm dann das Compliment zurückgiebt. So endet die Ceremonie.

Wenn ein Mann ohne Testament stirbt, so gehören drei Viertel seines Vermögens seinen rechtmäßigen Kindern, aber nicht zu gleichen Theilen; das letzte Viertel gehört der Witwe, die zugleich auch der Vormund des ganzen Vermögens und der Kinder bis zu ihrer Majorannetät ist. — Ein birmanisches Begräbniß wird mit

viel religiösem Pompe und äußerlichen Zeichen der Trauer gefeiert; die Leiche wird auf einer Bahre getragen, die Procession geht sehr langsam, die Verwandten folgen der Leiche in Trauergewändern und eigens dazu gemiethete Weiber singen einen feierlichen Grabgesang. Die Birmanen verbrennen ihre Todten, wie alle Hindu's, ausgenommen wenn es ein Bettler ist, in welchem Falle er entweder begraben oder in einen Fluß geworfen wird, weil die Ceremonie des Verbrennens sehr theuer ist. — Die Bahre wird auf einen sechs bis acht Fuß hohen Holzstoß gesetzt, der aus Scheiten von trockenem Holze aufgebaut ist, die kreuzweise über einander gelegt werden und mit den gehörigen Zwischenräumen, damit die Luft hindurchziehen und die Flamme anfachen und unterhalten kann. Die Rhahaan's, d. i. die Brahminen der Birmanen, gehen um den brennenden Holzstoß herum und sagen Gebete an Gaudma her, bis die Flammen den Körper ergreifen, der dann bald zu Kohle oder Asche gebrannt ist. Die Reste der Gebeine werden nachher gesammelt und in ein Grab gelegt. Personen von hohem Range, wie z. B. ein Sere daw, oder oberster Priester einer Provinz, ein Maywoon, ein Woongee, oder ein Mitglied der königlichen Familie, werden einbalsamirt und ihre Ueberreste sechs Wochen oder zwei Monate lang aufbewahrt, ehe man sie den Flammen übergiebt. Während dieser Zeit liegt der Körper auf einem Paradebette in einem Kioum oder religiösen Gebäude, in der Hauptstadt aber wird er in einem heiligen, nur für diesen Gebrauch bestimmten Saale ausgestellt, der prachtwoll verziert und vergoldet ist. Man sagt, die Substanz, welche sie gebrauchen, um den Körper vor Fäulniß zu schützen, bestehe aus Honig.

Die birmanischen Staaten zählten im Anfange dieses Jahrhunderts an 17. Millionen Einwohner. Nach dem Kriege mit England 1826 umfassen sie nur noch 4 Millionen auf 9900 Quadratmeilen. Ueber die Staatseinkünfte etwas Bestimmtes zu erfahren, war immer sehr schwer. Budha's Gesetze weisen dem

Könige den sechsten Theil aller Landesproducte an und dasselbe wird ihm von allen in seinen Staaten eingeführten fremden Gütern bezahlt. Die Zollgebühren und der Zehnten der Landesproducte werden meistens in natura erhoben, ein kleiner Theil davon wird in Geld verwandelt, der Ueberrest aber, sowie man ihn empfängt, als Besoldung der verschiedenen Hof- und Regierungsbeamten abgeliefert. Prinzen von Geblüt, hohen Staatsbeamten, Statthaltern von Provinzen werden ganze Provinzen, Städte, Dörfer und Pachthöfe angewiesen, um ihrem Range gemäß leben zu können und als Belohnung für geleistete Dienste. Die Einkünfte dieser Anweisungen lassen sie selbst erheben. Ausgenommen bei sehr dringenden Fällen wird niemals Geld aus dem königlichen Schatz bezahlt; einer Person ertheilt man die Einkünfte eines Amtes, einer anderen Person einen Bezirk, wo gewisse Abgaben eingesammelt werden, einer dritten eine Portion Land, jedes in Verhältniß mit der Wichtigkeit ihres Amtes.

Durch diese Verleihungen sind die Personen nicht nur an den persönlichen Dienst gegen die Krone gebunden, sondern auch ihre eigenen Vasallen, wenn sie deren haben, werden ebenso von ihnen Sklaven genannt, wie sie selbst des Königs Sklaven heißen. Die Bedingungen dieser Verleihungen begreifen ebensowohl Kriegsdienste, als diejenigen in sich, welche ihnen ihre Ämter auferlegen.

Der Birmanen-Staat bietet daher ein treues Bild von Europa dar, wo zur Zeit des Verfalls des römischen Reiches die Grundsätze der Lehnspflichtigkeit durch barbarische Stämme aus dem Norden eingeführt wurden.

Es war deswegen unter diesen Umständen unmöglich, die Einkünfte des birmanischen Reiches zu bestimmen, doch hält man die Reichthümer dieser Monarchie für unermeslich, was man sehr leicht glauben kann, da nur ein sehr kleiner Theil des Geldes, das in die Schatzkammer fließt, wieder herauskommt. Die Auf-

häufung des Geldes ist eine Lieblingsneigung aller orientalischen Fürsten; ein asiatischer Fürst kann schwer oder nie dazu gebracht werden, zu begreifen, daß die Vermehrung des Reichthums bei seinen Unterthanen eine gewissere Quelle von Reichthum für ihn selbst und eine größere Sicherheit für seinen Thron ist, als der Besitz von lydischen, in geheimen Gewölben verwahrten Schätzen.

Bemerkenswerth ist in der alten Stadt Umerapoor, die auf wenig Einwohner herabgesunken ist, die Bibliothek von Schriften auf dünnen Elfenbeinblättchen, zu der man aber schwer Zutritt erhält.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Malayen und die Bewohner der maldivischen Inseln.

Da die Malayen den Ruf einer verrätherischen Nation haben, so ist Jedem zu rathen, auf seiner Hut zu sein, so lange er sich bei ihnen aufhält und am Lande stets die Waffe bereit zu haben. Jeder Malaye ist immer mit einem Crease oder Dolche versehen, dessen Klinge gewöhnlich geschlängelt ist, oder mit einer Waffe, die einem Hackemesser gleicht und eine bedeutende Schärfe hat. Wenn sie bemerken, daß man zur Bertheidigung bereit ist, so sind sie nicht so geneigt, Jemand zu fränken oder anzufallen, was sie sonst, namentlich der gemeine Malaye, gern thun.

Jeder Malaye hatte das Recht, seinen Sklaven ungestraft zu töbten, sie sind aber so feig, daß sie selten den Muth besitzen, eine Beleidigung persönlich zu rächen, sondern sie bekleiden ihre Sklaven mit ihren Gewändern und geben ihnen den Befehl, diese oder jene Person in ihrem Namen zu ermorden; zuvor berauschen sie den Sklaven mit Opium, damit er tollkühn wird und unempfindlich gegen jede Gefahr, um so mehr, da ein Sklave in solcher Lage recht gut weiß, daß sein Leben auf jeden Fall verwirkt ist, ob er bei der Erfüllung des Befehls selbst niedergemacht wird,

oder ob er ohne Erfüllung des Befehls zu seinem Herrn zurückkehrt.

Reis, Fische und Früchte sind die gewöhnliche Nahrung der Malayen, die wenig Fleisch genießen. Ihr Getränk ist Wasser, Toddy oder Palmwein, die Milch der Cocosnuß und Kaffee; auch kauen sie, wie alle indischen Völker, beständig Betel. Sie essen nur zwei Mal des Tages, einmal des Morgens, das andere Mal bei Sonnenuntergang, das letztere ist ihr Hauptmahl. — Sie erfrischen sich inzwischen durch Betelkauen, oder durch Rauchen von Tabak, der mit Opium vermischt ist. — Bei ihren Mahlzeiten sitzen sie, wie alle orientalischen Völker, auf dem Boden mit untergeschlagenen Beinen; die höheren Klassen haben sehr niedrige Tafeln, auf die ihre Speisen auf porzellanenen Schüsseln aufgetragen werden, oder in solchen, welche aus sehr schön lackirtem Holze verfertigt sind und in Japan und China gemacht werden. Sie bedienen sich weder der Messer noch Gabeln, wie das überall eine asiatische Sitte ist; sie haben besondere Röpfe zum Spucken, wenn sie Betel kauen oder rauchen, die ihnen überall nachgetragen werden, auch tragen sie große Sorge, sowohl ihre Person wie ihre Häuser immer sehr reinlich zu erhalten. Sie haben, außer den nöthigen Küchengeräthschaften zum Kochen ihrer Speisen und außer einigen Teppichen, worauf sie sitzen oder schlafen, sehr wenig Hausgeräth, setzen aber einen großen Stolz darein, eine Menge Polster und Kissen zur Schau zu legen, die mit den prächtigsten seidenen Stoffen und kostbaren Stickereien bedeckt sind.

Die Malayen finden so wenig Gefallen an Processen und Rechtshändeln irgend einer Art, daß sie weder Rechtskundige, noch Anwälte oder Gerichtsdiener haben. Wenn sich zwischen ihnen eine Streitigkeit erhebt, so wenden sich die Parteien persönlich an den Richter, oder Carrangue, der die Sache schnell und billig beendet. In gewissen Fällen, besonders in Criminalfällen, ist ihnen erlaubt, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Wenn ein Mann

den andern in Begehung des Ehebruchs, Diebstahls oder Mordes betrifft, so hat er das Recht, selbst die Gerechtigkeit zu üben und den Verbrecher umzubringen, was dann gewöhnlich mit dem Crease, ihrer steten Waffe, geschieht.

Alle Malayen sind strenge Muhamedaner und sehr beharrlich in der pünktlichen Ausübung ihrer Pflichten; viele unter ihnen glauben an Zauberei und tragen Zaubermittel bei sich, durch die sie sich gegen jegliche Gefahr sicher gestellt wähnen. — Das gemeine Volk unter ihnen trägt keine andere Bedeckung, als ein kleines Stück Leinwand, das um die Hüften festgebunden wird; die höheren Klassen dagegen tragen eine Art Weste von Seide oder Tuch, darüber werfen sie einen weiten seidenen Rock, der bis auf die Kniee reicht, haben nebstdem auch Beinkleider, aber weder Hemde noch Schuhe und Strümpfe; wenn sie ausgehen, tragen sie ein auf besondere Art um den Kopf gewickeltes Tuch, auch vergessen sie nie ihren Crease.

Ihre Art einander zu grüßen ist der Salaam, oder das Erheben der Hände gegen den Kopf, die innere Handseite nach auswärts gefehrt, so daß die Daumen die Stirn berühren; dabei beugen sie zugleich den Körper vorwärts. Wenn sie vor höheren Personen erscheinen, so erheben sie beim Salaam-Machen die Hände bis über den Kopf, und erscheinen sie vor einem Prinzen, dann werfen sie sich auf die Erde, die Stirn auf die Hände gelegt, und ziehen sich dann auf den Knien rückwärts zurück. Sie bezeugen ihren Fürsten und Rajah's große Ehrfurcht und es hält für einen Fremden sehr schwer, Zutritt zu diesen zu erhalten. Das einzige Mittel zur Erlangung einer Audienz ist das Anbieten eines kostbaren Geschenkes und der Fremde wird im Verhältnisse des Werthes seiner Gabe mit Achtung und Zuorkommenheit behandelt, da Geiz ihre herrschende Leidenschaft ist. Das Gegengeschenk besteht gewöhnlich in Früchten und einigem Geflügel. Wohnt aber der Fremde zu der Zeit, wo er sein Geschenk an

den Rajah geschickt, in der Nähe des Palastes, vielleicht aus Vergnügen oder der Bequemlichkeit seines Handels wegen und befindet er sich weit von seinem Schiffe, so sendet man ihm von der fürstlichen Tafel Reis, Pillau und Fisch.

Es ist die allgemeine Gewohnheit der Männer und Weiber, sich wenigstens ein Mal des Tages in einem Flusse zu baden; sie sind deshalb alle geschickte Schwimmer, gesund und reinlich, was in einem so heißen Klima sehr wichtig ist. Außerdem sind sie aber sehr stolz, übermüthig und rachsüchtig, machen keinen Versuch, sich in Künsten, Wissenschaften oder Ackerbau zu vervollkommen, obgleich ihnen dazu die Fähigkeiten nicht mangeln; sie vernachlässigen lieber ihre Manufacturen, lassen ihre Felder wüßt liegen und arbeiten wenig.

Die Malayen sind sehr gute Matrosen, weshalb man sie früher sehr oft auf englischen Kauffahrzeugen, die in Indien von Hafen zu Hafen handeln, als Matrosen anwarb, um die Lücken, die das Klima in der Schiffsmannschaft machte, wieder auszufüllen. Es sind aber auch viele Beispiele gesehen worden, daß fünf bis sieben solcher Malayen wegen geringer Beleidigungen, mehr aber auch aus Habsucht, die Officiere und Mannschaften des Schiffes mit ihren Dolchen überfielen, ermordeten, das Schiff plünderten, sich mit den werthvollsten Gegenständen ihres Raubes auf ein Boot begaben, das Schiff treiben ließen und die Flucht ergriffen. Man hat oft solche, von aller Mannschaft entblößte Schiffe auf offener See angetroffen, die noch alle Anzeichen der grausamen Emeute trugen. Die englische Regierung hatte daher das Verbot erlassen, sich der Malayen auf englischen Schiffen als Matrosen zu bedienen. Die Malayen bedienen sich ihrer einzigen Waffe, des Grease oder Dolchs mit einer so furchtbaren Geschicklichkeit und Behendigkeit, daß ein halbes Duzend von ihnen, so feige sie auch zu Hause und als Nation sein mögen, wenn sie sich, was sie bei solchen Gelegenheiten allemal

thun, mit Opium Muth gemacht haben, im Stande ist, eine Schiffsmannschaft von 3—4 Officieren und 20—30 Matrosen, von denen freilich die Meisten Lascar's oder Hindu's sind, in wenigen Minuten nieder zu machen und über Bord zu werfen, wobei sie gewöhnlich den Vortheil suchen, die Gegner zu überraschen, wenn sie am wenigsten auf einen Angriff vorbereitet und möglichst vereinzelt anzugreifen sind. —

In Betreff der Einwohner der maldivischen Inseln glaubt man, daß dieselben von Ceylon aus bevölkert worden seien, obgleich man nicht sagen kann, daß die Maldivier den Eingalesen gleichen, denn letztere sind von einer viel dunkleren Farbe und nicht so wohlgebauet, als die ersteren, welche olivenbraun sind. Obgleich die Maldivier rauhe Sitten haben, so sind sie doch ein sinnreiches Volk, scharfsinnig und kunstverständlich in mancherlei Manufacturen, auch bewandert in der Astronomie, einer Wissenschaft, welche sie wahrscheinlich durch den Verkehr erlangt haben, der seit undenklichen Zeiten zwischen ihnen und den Hindu's stattgefunden hat. Sie sind bescheiden und vorsichtig, geschickt im Handel und klug in Angelegenheiten des Lebens, dabei muthvoll und entschlossen, gewandt im Gebrauche ihrer Waffen und streng ordentlich in ihren Sitten.

Ihre Weiber sind sehr schön, obgleich olivenbraun; einige unter ihnen haben jedoch eine weißere Farbe, als Europäerinnen. Ihr Haar ist schwarz, wie das aller asiatischen Nationen, eine Farbe, die sie ohnehin sehr lieben. Sie scheeren den Kopf ihrer Kinder vom achten Tage nach ihrer Geburt an bis in ihr neuntes Jahr und lassen nur einen kleinen Rand von Haaren auf der Stirn der Mädchen, um sie dadurch von den Knaben zu unterscheiden. Sie glauben, daß dieses Abscheeren die Haare schwärzer und schöner mache, denn sie betrachten ihre Haare als die schönste Zierde, und geben sich viele Mühe, um die Schwärze und die

Dichtigkeit des Haarwuchses zu befördern. Ist es von Natur nicht dicht genug, so thun sie falsches hinzu, und um es schwarzer zu machen, waschen sie es zwei bis drei Mal in der Woche mit einer Art Lauge, darauf reiben sie es mit einem sehr süßen Del ein und befestigen es rückwärts auf dem Kopfe mit einem Ringe, welcher Aehnlichkeit mit einem großen Fingerhute hat, der von Gold oder Silber, oder auch bei Wohlhabenden mit Edelsteinen verziert ist.

Wenn das Haar auf diese Art zurückgebunden ist, so umwinden sie es mit Kränzen von wohlriechenden Blumen, um den Kopfpug zu vollenden. Alles dieses wird mit großer Genauigkeit verrichtet, aber einen Kamm zum Ordnen und Strahlen der Haare haben sie nicht. — Männer und Weiber waschen sich täglich den ganzen Körper und reiben sich dann mit dem nämlichen Oele ein, das sie für ihre Haare gebrauchen — wahrscheinlich Cocosnuzöl. — Den nämlichen Gebrauch haben auch alle Hindu's. Es ist den Männern nicht erlaubt, ihr Haar lang zu tragen, dies ist ein Vorzug, der nur dem sog. Abel, den Dienern des Königs und den Soldaten bewilligt ist, die es so lang wie die Weiber tragen und sich, gleich ihnen, große Mühe geben, es zu ordnen und wohlriechend zu machen, nur mit dem Unterschiede, daß die Männer es entweder auf der Seite oder auf dem Gipfel des Kopfes festbinden. Sie scheeren sich den Bart selbst, denn sie haben keinen Barbier von Profession. Gewohnheit muß ihre Haut unempfindlich machen, denn sie beneßen sich das Kinn mit kaltem Wasser und scheeren sich mit ziemlich stumpfen Messern, da sie auf scharfe Barbiermesser keinen Werth legen, indem sie deren Annehmlichkeit nicht kennen. Sie scheeren den ganzen Bart ab, nur die Priester und Diejenigen, welche eine Pilgerfahrt nach Meffa gemacht haben, tragen ihren Bart lang und rasiren sich nur die Lippen ein wenig, damit Speise und Trank die Barthaare

nicht berühren, wovon sie einen großen Abscheu haben. Finden sie überhaupt ein einziges Haar in einem Gerichte, so werfen sie oft die ganze Speise fort.

Sie bewahren die Abschnitzel ihrer Nägel und ihrer abgeschnittenen Haare mit vieler Sorgfalt auf, vergraben sie auch wohl auf ihren Begräbnißplätzen. Die Männer tragen den Oberleib nackt und lassen auf einigen Theilen ihres Körpers das Haar wachsen, während sie es an anderen Stellen abraufen. Das weibliche Geschlecht ist vom 9. bis 10. Jahre bekleidet, bis dahin gehen die Mädchen nackt, mit Ausnahme eines Stückes grober Leinwand, die von der Hüfte bis an die Kniee reicht; solche Leinwand bekommen sie, sobald sie gehen können. Die Knaben tragen sie vom 7. Jahre an, nachdem sie die Beschneidung erlitten haben.

Die maldivischen Inseln liegen zwischen dem 8. Grade nördlicher und dem 4. Grade südlicher Breite; ihr Gebiet ist etwa 200 Stunden lang und 15 Stunden von dem Vorgebirge Comorin entfernt. Die Inseln sind in 17 Gruppen abgetheilt, Atolloroes genannt, sind meistens rund, einige oval; jede Gruppe enthält etwa 30 Stunden im Umkreise und sie liegen in einer Reihe von Nordwest nach Südost; einige Kanäle trennen sie von einander, die nur von kleinen Schiffen befahren werden können. Jede Gruppe ist von Felsen umringt, die eine Vormauer bilden und sie vollkommen gegen die See schützen, die, wenn sie hoch geht, sich mit furchtbarer Gewalt an diesen Felsen bricht.

Zwischen diesen verschiedenen Inselgruppen herrscht ein großer Verkehr, nicht nur, weil eine jede irgend einen besonderen, ihr eigenen Artikel der Lebensbedürfnisse hervorbringt, sondern auch besonders wegen des bei den Bewohnern herrschenden Gebrauches, daß jedes besondere Gewerbe auf eine eigene Inselgruppe beschränkt wird, z. B. die Weber auf die eine, die Gold- und Silberschmiede auf eine andere, die Schlosser, Mattenverfertiger, Töpfer, Drechsler,

Fischer, kurz jedes Handwerk lebt in seiner eigenen Inselgruppe und darf in keiner anderen ausgeübt werden. Diese verschiedenen Handwerker fahren deshalb in bedeckten Bötten von Insel zu Insel und bleiben öfters ein ganzes Jahr von ihrer heimatlichen Insel abwesend; sie leben während dieser Zeit gänzlich auf ihren Bötten und führen ihre Knaben vom vierten bis fünften Jahre an mit sich, um sie an diese Lebensweise zu gewöhnen und ihnen das Handwerk und dessen Führung zu lehren. —

Achtzehntes Kapitel.

Hyder Ali und sein Sohn Tippe Saib.

Hyder Ali's Vorfahren gehörten zu den angesehensten Einwohnern von Cohir, einer Stadt, 28 Coese westlich von Hyderabad, auf dem Wege nach Calberga. Sie waren von einem muselmännischen Stamme, genannt Shaikl. Hyder's Großvater hieß Golaum Doast Mahomed; derselbe verließ Cohir eines Familienzwißtes wegen, der durch eine Erbschaft hervorgerufen war, und begab sich nach Sera. Seine Verwandten blieben in Cohir, wo die Nachkommen derselben noch leben. Golaum Doast, der seinen Groll nicht vergessen konnte, sah die Stadt nicht wieder.

Zwei bis drei Jahre lang erlitt er die größte Armuth, da er ohne Beschäftigung war; kurz nachher empfing er von dem Hakim, d. i. Oberhaupte von Sera, das Commando über 150 Mann; da er aber bald nachher eine Tochter von Parsa Munchi, einem Manne von Stande aus Golar, heirathete, so verlegte er seinen Wohnsitz dahin. Diese Heirath wurde als sehr vortheilhaft für Golaum Doast angesehen, da Munchi von einem Stamme der Seid's abstammte. Sein erstes Kind aus dieser Ehe war ein Sohn, Tutteh Ali (Ali) genannt, aber bald nach dessen Geburt starb Golaum

Doast und hinterließ seine Witwe im Zustande neuer Mutterhoffnung. Dieses nachgeborene Kind war eine Tochter, Khebija Banu genannt. Die Witwe blieb mit ihren Kindern in Solar, im „Mahl“ oder Bezirk von Sera, etwa 40 Coise von Arcot entfernt, nahe am Gipfel eines Gaut, genannt Kirpanagaut. (Gaut bedeutet bald einen Gipfel der hohen Bergkette, welche die Halbinsel von Hindostan der Länge nach durchschneidet, bald einen Bergpaß, der auf die Höhe führt.) Hier wurde Hyder geboren. — Sein Vater Futteh Ali befehligte 1500 Mann Luntensflintenträger im Dienste des Hakim von Sera; er war Raic, d. h. ein Infanterie-lieutenant, den man sonst wohl Zemibar in Indien nennt. Der Hakim von Sera hatte die Gewohnheit, seine Truppen durch Wechsel zu bezahlen, die er ihnen auf die Bezirksannahmen anwies und welche das Militair gern annahm. Nun war aber der Hakim den Truppen unter Futteh Raic's Befehle eine Summe von 10,000 Rupien schuldig geworden, der Zahlmeister gab dem Befehlshaber einen Wechsel für diese Summe auf Mir Ali, der gewisse Mahl's (Bezirke) von Sera gepachtet hatte. Futteh, der sich auf den unbescholtenen Ruf und die Rechtsschaffenheit des Mir Ali verließ, nahm den Wechsel mit Vergnügen an und empfing von dem Letzteren eine in sechs Monaten zahlbare Note.

Mittlerweile starb Mir Ali; der Hakim zog sein Vermögen für einen ihm schuldigen Rückstand ein und Futteh Raic's Wechsel sollte von den Erben bezahlt werden. Er begab sich nach dem Aufenthaltsorte der Witwe und da er sie völlig außer Stande fand, seine Forderung zu zahlen und er sein Geld verloren sah, so dachte er an die Vortheile, sich mit einer, in vollem Rechte hochgeachteten Familie zu verbinden und er forderte von der Witwe die Hand ihrer Tochter. Da dieselbe keinen Ausweg fand, so gab sie ihre Zustimmung und Futteh Raic heirathete bald nachher Majedba Begum (Begum heißt Prinzessin). Futteh zerriß die Schuldbote, nahm seine neuen Verwandten unter seinen Schutz und versetzte

die ganze Familie von Kirpanat in sein eigenes Haus zu Colar. Als Najebda Begum Mutter zu werden hoffte, besuchten sie einen berühmten muhamedanischen Heiligen, Namens Hyder Schah, der ihnen verkündigte, daß das Kind ein Knabe sein werde, und befahl den Eltern, ihn Hyder Ali zu nennen.

Dieser Sohn wurde im Jahre der Hejirah 1131 (1718 der christlichen Zeitrechnung) geboren.

Futteh Naic fuhr fort, sein Commando unter dem Hakim von Sera zu führen, ohne nach einem höheren Posten zu streben, bis die Angelegenheiten seines Herrn in Unordnung geriethen. Da die Zemindar's den Betrag ihrer Pachtgelder nicht abtrugen, so blieben die Truppen ohne Sold und zerstreueten sich. — Futteh Naic wurde mit seinen 1000 Mann, die er noch unter seinem Befehle hatte, in die Dienste von Srirungaputtun angenommen. Srirungaputtun besteht als Hauptstadt erst seit 250 Jahren und bekam seinen Namen von der Pagode von Srirunga, d. h. der schönen Sri, Göttin des Ueberflusses, gleich der Ceres der Griechen. Puttun ist die Art, wie die Perser das Sanskritwort „Patana“, d. i. Stadt, ausdrücken. Der gegenwärtig angenommene Name ist aber Seringapatam.

Srirungaputtun war ein mächtiges Königreich in der Subahdarei von Bijapur gelegen; seine Regenten trugen den Titel Tipoc Rajah, weil bei Tag und Nacht brennende Lampen vor ihnen hergetragen werden, selbst wenn sie auf die Jagd gehen. Der letztverstorbene Rajah hieß Bencata Ghilum Crisno Raj und hatte mehrere Brüder. Das Klima von Srirungaputtun ist gemäßigt, das Wasser sehr gesund, der Boden fruchtbar und seine Oberfläche zu allen Zeiten grün und angebauet. Seine Erzeugnisse bestehen meistens in Korn (Roggen) und einer großen Mannichfaltigkeit von Wicken. Reis wird wenig gebaut und Sesam gar nicht. In diesem Königreiche widmete der Fürst sich nur dem Vergnügen und die Staatsgeschäfte wurden gänzlich seinem Minister

überlassen. Als Futteh Raic in des Rajah's Dienste aufgenommen wurde, hieß der damalige Minister Dalaway, Gorachuri Nundoraj, ein Mann von vielen Fähigkeiten, der das ganze Zutrauen seines Monarchen besaß; Futteh Raic's Treue und Wachsamkeit machte mit der Zeit einen günstigen Eindruck auf den Dalaway und in Sachen von Wichtigkeit wurden daher er und sein Corps den übrigen Truppen vorgezogen.

Im Jahre 1151 (1738) starb Futteh Raic; um seine Treue zu belohnen, gab der Dalaway seinem Sohne Mir Hyder Ali den Befehl über des Vaters Corps, der seitdem Hyder Raic genannt wurde. Das Zutrauen, welches der Vater genossen hatte, wurde nun auf den Sohn übertragen und dieser beeiferte sich, um zu beweisen, daß dasselbe nicht unverdient sei. Endlich nahm Gorachuri den Hyder als Sohn an und gebrauchte ihn in Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit; seine ausgezeichneten Dienste und Talente wurden allgemein anerkannt und seine Freigebigkeit gewann ihm bald die Herzen der Truppen, welche unter ihm standen.

Aber es war zu gleicher Zeit der Ehrgeiz in seine Seele eingezogen, er machte Gorachuri den Vorschlag, unter Nichtachtung eines bestehenden, feierlichen Tractates, Bangalore (Mangalore) in Besitz zu nehmen, da man wohl wußte, daß dessen Rajah auf keine Vertheidigung vorbereitet war. Der Minister, durch Hyder's Scheingründe verführt, billigte diese verrätherische Handlung. Im Jahre 1159 (1746) zog Hyder mit seinem eigenen Truppencorps und sechstausend Mann von des Rajah's Truppen von Seringapatam (Srirungaputtun) ab. Der Rajah von Bangalore (Mangalore), der sich auf den bestehenden Defensivtractat verließ, welcher zwischen ihm und dem Rajah von Seringapatam abgeschlossen war, wurde völlig ungerüstet überfallen, jedoch durch die natürliche Festigkeit des Platzes in den Stand gesetzt, sich einen ganzen Monat zu vertheidigen, dann willigte er nothgedrungen ein, dem

Hyder vier Laks Rupien als Kriegscontribution und einen jährlichen Tribut von acht Laks Rupien zu bezahlen.

Hyder ließ einen Brahminen, Namens Sumbhunat, in Bangalore, um das Geld zu empfangen und kehrte mit seinen Truppen nach Seringapatam zurück, wo er den Rajah und seinen Minister über den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung entzückt fand und bereit, ihn mit neuen Gunstbezeugungen zu überhäufen. Der Rajah von Bangalore behandelte zwar anfangs den Brahminen Sumbhunat mit Achtung, bereitete sich aber in's Geheim zum Kriege vor, und sobald er sich im Stande glaubte, das Joch abzuschütteln, warf er den Brahminen in's Gefängniß. Als man dieses in Seringapatam erfuhr, wurde Hyder mit einer Armee von 12,000 Mann abgesandt, um Bangalore von Neuem zu unterwerfen. Er langte nach einem zehntägigen Marsche vor den Thoren des Ortes an, der Rajah aber kam schon zwölf Coese weit dem Feinde entgegen und nach einem hartnäckigen Gefechte, das den 6. des Monats Sifer, im Jahre der Hejirah 1160 (1747) stattfand, schlug sich der Sieg auf Hyder's Seite. Das Fort fiel in seine Hände und lieferte ihm eine ansehnliche Beute; der Rajah, Lekhyman Raj mit Namen, wurde zum Gefangenen gemacht und seine ganze Familie in's Gefängniß geworfen. Nur ein geringer Theil der Beute wurde mit den Beglückwünschungen zum Erfolge des Kampfes an Gorachuri abgeschickt, der Brahmine Sumbhunat wurde in Bangalore angestellt und Hyder beschäftigte sich nun damit, die Mahl's oder Districte zu besuchen und die Abgaben persönlich festzusetzen. Die dem Gorachuri über seine Bemühungen abgestatteten Berichte gefielen diesem so sehr, daß er diese neue Eroberung seinem Generale als Zaghire anwies, mit dem Befehl, dort zu bleiben.

Mit triumphirender Selbstbefriedigung sah nunmehr Hyder Ali das Ziel seiner ehrgeizigen Absichten näher gekommen, und fing nun an, von allen Seiten Truppen anzuwerben, unter dem

Vorwände, seine Eroberungen zu behaupten. Einige Jahre später griff er den Zemindar von Chuc Balapur an, dessen Gebiet 36 Coese von Bangalore entfernt liegt; dieser Rajah vertheidigte sich nur ein paar Tage, dann ergriff er die Flucht und überließ den Siegern eine reiche Beute, von welcher Hyder nur einige Seltenheiten nebst einem Glückwunschsreiben an den Hof von Seringapatam sandte. Das Uebrige behielt er selbst.

Der Minister hatte schon früher Ursache gefunden, die blinde Vorliebe für Hyder zu bereuen, die ihn bewogen hatte, ihn zu einem so gefährlichen Grade von Macht und Ansehen zu erheben, und ersann neue Pläne, um der Gefahr eines gewaltigen Nebenbuhlers in der Herrschaft zu entgehen; er schlug seinen getreuen Rätthen vor, Hyder Ali an den Hof zu locken und dann sich seiner Person zu versichern, indem man ihn festsetzte. Die Rätthe stimmten alle der Nothwendigkeit bei, diesen Entwurf auszuführen und versprachen ihre persönliche Hülfe, um ihn in's Werk zu setzen.

Der Dalaway schrieb dieserhalb an Hyder einen Brief, worin er den warmen Wunsch äußerte, ihn wieder einmal zu sehen und ihn in der freundschaftlichsten Weise einlud, an den Hof zu kommen. — Hyder aber hatte einen geheimen Kundschafter bei Hofe, dem er monatlich 500 Rupien zahlte und der ihm von Allem, was bei Hofe etwa vorging, Nachricht geben mußte, so weit er Zutritt zu den Geheimnissen dieser Kreise gewinnen konnte. Durch ihn erhielt Hyder Ali Kunde von dem wahren Zwecke jenes Einladungsbriefes bereits früher, ehe dieser selbst eintraf; nach reiflicher Ueberlegung, was nun zu thun sei, begab er sich von Chuc Balapur, wo er sich eben aufhielt, nach Bangalore, versammelte hier seine Truppen und marschirte mit ihnen nach Seringapatam, wo er sein Lager im Garten von des Rajah's Mutter, Maha Rani's, aufschlug. An dem nämlichen Abend seiner Ankunft begab er sich von einigen treuen Leuten begleitet nach Hofe, um, wie gewöhnlich, dem Dalaway seine Hochachtung zu bezeugen, und obgleich

hier Alles zu Hyder's Ermordung in Bereitschaft gesetzt worden war, so ließ man doch die Gelegenheit vorübergehen, ohne sie zu benutzen; — man bestimmte zur Ausführung dieser Handlung seinen zweiten Besuch, aber die Liebe der Officiere und Soldaten für Hyder bewog einige von ihnen, ihm den gefaßten Entschluß zu entdecken. Obgleich Hyder denselben schon vorher recht gut kannte, affectirte er doch ebenso große Ueberraschung, als Furcht bei dieser Nachricht und fragte die Officiere um Rath, wie man den Minister seines Amtes entsetzen könne? Man verwendete einige Tage dazu, um die nöthigen Anstalten zu treffen, welche Hyder's Plänen entsprachen, dann begab er sich nach dem Palaste des Ministers unter dem Vorwande, ihm einen Besuch abzustatten; er besetzte die Pforte mit seinen Soldaten, ging mit zahlreichem Gefolge in das Innere des Gebäudes und machte hier ohne Widerstand den Dalaway und dessen ganze Familie zu Gefangenen. Eine Truppenabtheilung wurde nun abgesandt, um das Fort zu unterwerfen, der Rajah unterwarf sich jedoch freiwillig und entging dadurch dem Tode, der seinen Minister erwartete.

Einige Tage später rief der Rajah den Hyder Ali an den Hof, gab ihm einen Sitz nahe bei seinem Throne und erklärte öffentlich, daß es schon längst sein Vorsatz gewesen sei, Gorachuri seines Amtes als Dalaway zu entsetzen und diesen Posten Hyder zu übergeben; da die Begebenheit der letzten Zeit ohne seine Mitwirkung geschehen sei, so übergebe er mit Vergnügen die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten den Händen Hyder's.

Da Hyder genugsam den Rajah eingeschüchtert sah, so war er sehr freigebig mit Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit und schützte den Plan des Ministers als alleinigen Beweggrund seines gewaltsamen Einschreitens gegen die Absichten auf seine Person vor. Am andern Tage begab er sich wieder an den Hof und forderte von dem Rajah eine schriftliche Akte (einen Sunnud), die ihm und seinen Erben das Amt eines Dalaway auf ewige

Zeiten verleihe; der Rajah, die Folgen einer abschlägigen Antwort fürchtend, bewilligte diese Forderung und begnügte sich dagegen, von Hyder einen Aked Nama, d. i. einen Contract für sich und seine Erben zu fordern, wodurch Hyder für sich und seine Nachkommen Unterwürfigkeit gegen den Rajah und dessen Thronfolger gelobte.

So erwarb sich Hyder Ali die Oberherrschaft von Seringapatam, fuhr aber fort, den Titulaturfürsten mit Ehrfurcht zu behandeln; alle Eroberungen wurden in seinen Namen gemacht und man sandte ihm bei solchen Gelegenheiten die üblichen Geschenke. Von dieser Zeit an machte Hyder den Subahdar's von Deccan den Hof, sandte ihnen oft Bittschriften und Geschenke und zahlte ihnen zuweilen Peshcusch oder Tribut, in der Hoffnung, von ihnen Titel zu erlangen; jedoch blieb dies lange ohne Erfolg. — Einige Jahre später starb Bydri Sumbhu, Rajah von Bednore, ohne Leibeserben, doch hatte er kurz vor seinem Tode einen jungen Brahminen, Namens Rajah Maha Budhi, an Sohnesstatt angenommen, die Witwe jedoch bemächtigte sich der Regierung und Maha Budhi floh nach Seringapatam, wo er Hyder anflehte, ihn mit dem Raj, d. i. Königswürde, von Bednore (oder Bidenore) zu belehnen und die Königin zu vertreiben.

Hyder folgte diesem Anstinnen, zog mit seiner Macht gegen die Fürstin (Rani) von Bednore und schlug deren Armee; sie flüchtete in ihre Hauptfestung, die sich aber gleichfalls nach einer Belagerung von 27 Tagen ergeben mußte. Der junge Brahmine, mit dem Hyder einen Tractat geschlossen hatte, glaubte nun alle seine Wünsche erreicht zu haben, als Hyder ihn plötzlich ermorden ließ und den Staat von Bednore seinen früheren Eroberungen hinzufügte.

Kirparaj, Zemindar von Sunda, der von Bednore abhing, hatte die Klugheit, sich und sein Gebiet Hyder's Oberherrschaft zu unterwerfen. Nachdem Hyder den Ertrag der Abgaben in Bednore

und Sunda genau erforscht hatte, bestimmte er deren Größe, ließ die rings um Bednore liegenden, bisher sehr vernachlässigten Ländereien verbessern und veränderte den Namen der Stadt, die er Hydernagor benannte. Ungefähr um diese Zeit gab der Subahdar von Deccan, Nizam Dowla, dem Hyder den Titel eines „Kuab Hyder Ali Khan Bahauder“ und sandte ihm die gewöhnlichen Insignien des Adelsstandes, die in dem „Mahi“ oder dem Fischkopfe bestehen, der am Ende eines Scepters ausgeschnitten ist, ferner in der „Nowbet“, einer kleinen Trommel, die vor Standespersonen hergetragen und geschlagen wird, endlich in dem „Khelat“ oder der Ehrenkleidung.

Im Jahre 1178 der Hejirah (1764) kehrte Hyder seine Waffen gegen die Länder von Coorga und Malabar; diese waren schon seit den frühesten Zeiten den Rajah's von Anagundi unterworfen gewesen, die ehemals mit unbestrittener Gewalt über die sechs Subahdareien des Deccans herrschten. Diese Rajah's von Anagundi sind die Nachkommen der alten Monarchen von Bejanagur, deren Herrschaft sich über die ganze Halbinsel erstreckte.

Der Coorga Rajah, welcher ein Nair von Geburt war, kam aber dem Hyder entgegen; die Feindseligkeiten dauerten einen Monat lang mit unentschiedenem Erfolge und wechselndem Glücke, bis sich endlich der Rajah, nach einer gänzlichen Niederlage, genöthigt sah, sich in sein Fort von Coorga einzuschließen. Die Belagerung dauerte etwas über drei Monate, der Platz ergab sich am 14. Mohurum 1179 (1765), nachdem sich der Rajah zuvor nach Malabar geflüchtet hatte. Hyder prüfte wie gewöhnlich die Landes Einkünfte, setzte sie fest, ernannte den Mahomed Samo zum Statthalter des Landes und zog nun gegen einen anderen Rajah, der den Coorga Rajah aufgenommen hatte. Die Belagerung von dessen Hauptfort währte vier Monate, da vergiftete sich der Rajah, man ließ aber seine Kinder unter der Bedingung leben, daß sie eine Entfagungs-Akte unterzeichneten.

Zwei Jahre später vergrößerte Hyder seine Besitzungen in Malabar durch neue Eroberungen. Bald nachher wandte sich Nizam ud Dowla an Hyder, um ihn um Hülfe anzusprechen, die Mahratten von Sera zu vertreiben, was er auch glücklich vollbrachte, obgleich diese letzteren, Hyder's Kriege mit den kleinen malabarischen Fürsten benutzend, bald zurückkehrten und sich jenes Sircar's noch einmal bemächtigten. (Die mongolische Eintheilung der Länder war folgende: eine Subahdarei, oder ein Vicekönigreich, war in Sircar's eingetheilt; ein Sircar in Purgunnah's; ein Purgunnah in Mahl's.) Hyder aber verjagte sie bald wieder und entriß binnen Jahresfrist die äußerst starken Bergfestungen von Gojinder, Badami und Dharwar dem Roghu Raw; der Mahrattenhauptling Morari Raw wurde aus dem Bezirke von Gutti vertrieben und dieser dem Gebiete Hyder's mit einverleibt. — Raidurg und Sitolburg, sonst auch Chittlebroog genannt, gehörten nebst dem dazu gehörigen Gebiete zwei Brüdern, Porsuti Burma und Juggoti Burma; sie hielten Hyder's wiederholte Angriffe fünf Jahre lang aus, mußten sich aber doch am Ende durch die Flucht retten, und ihre sonst unüberwindlichen Bergfestungen vermehrten die Macht ihres Alles an sich reisenden Feindes.

Das Gebiet von Kirpa, das Halim Khan gehörte, war Hyder's nächste Eroberung und mit seinen früher eroberten Besitzungen vereinigt, machten nun dieselben im Ganzen einen so mächtigen Staat aus, daß er den Deccan zittern machte. Ich übergehe hier die schon von anderen Schriftstellern beschriebenen langen Streitigkeiten mit der englischen Nation, zumal ich im Kapitel 22 noch einmal chronologisch darauf zurückkommen muß und es mir hier nur darum zu thun ist, das weniger historisch Bekannte mit aufgefundenen Thatsachen zu füllen; man weiß, daß jene Kriege mit den Engländern durch kein entscheidendes Gefecht zu Ende kamen, bis endlich am Ersten des Monats Mohurram im Jahre 1197 der Hejrah (1782) Hyder Ali Khan Bahauder durch seinen

Tod die Oberherrschaft an seinen Sohn Futteh Ali Khan, gewöhnlich Tippo Saib genannt, und dessen Bruder Curim Saib, Beides rechtmäßige Söhne, hinterließ.

Hyder Ali, ohne Zweifel ein Mann von großer Klugheit und Vorsicht, Tapferkeit und Großmuth, ragte unter seinen Zeitgenossen bedeutend hervor. Ich habe die Mittheilungen über ihn persönlich in Hyderabad nachgesucht und schriftlich wie mündlich erfahren.

Sultan Tippo Saib (auch Tippoo Sahib geschrieben) starb in einem Alter von 43 Jahren. Nach der Aussage von Personen, denen sich mehrere Male die Gelegenheit dargeboten, ihn persönlich zu sehen, war seine Leibesbeschaffenheit sehr geschwächt, er war zweien Krankheiten unterworfen, deren öftere Anfälle ihn zwangen, alle Tage Medicin einzunehmen. Er hatte eine Höhe von 5 Fuß 9 Zoll, er war etwas fett, obgleich er früher sehr mager gewesen sein soll; sein Gesicht war rund, mit großen, hervorstehenden Augen, die viel Lebhaftigkeit und Feuer zeigten; er trug einen Knebelbart, aber keinen anderen; er hatte einen kurzen Hals und breite Schultern, seine Glieder waren klein, besonders Hände und Füße, er hatte eine gebogene Nase und kleine, stark gewölbte Augenbrauen; seine Hautfarbe war sehr braun, und der gewöhnliche Ausdruck seines Gesichts nicht ohne Würde.

Hubbeeb Dollah, sein erster Secretair, und Raja Cawn, sein Lieblingsdiener, ein verständiger, rechtschaffener Mann, welche Beide den Charakter des verstorbenen Sultans recht gut kannten, versichern, daß er während seines Vaters Lebzeit von dessen Ministern und Günstlingen allgemein geliebt und geachtet wurde und sie die größten Erwartungen von seiner Thronbesteigung gehegt hätten; aber von dem Augenblicke an, wo er den Musnud (Thron) bestieg, sängen diese schönen Hoffnungen an zu schwinden und seine Handlungen scheinen von dieser Periode an nur durch Ehrgeiz, Eigensinn und Grausamkeit geleitet worden zu sein.

Er war weder ein so kluger Staatsmann als erfahrener General, wie man von ihm gerühmt hat; obgleich er Vorsicht besaß, noch an Klugheit und Raschheit Mangel hatte, so fehlten ihm doch gänzlich die Stärke und umfassende Kraft des Geistes, die zu wahrer Größe unumgänglich nöthig sind. — Selbstsüchtig, schlau und habfüchtig in der Regierung wie im Kriege, handelte er immer nach engherzigen Grundsätzen; als Krieger war er tapfer, vorsichtig und unerschrocken, aber sein Muth war mit Grausamkeit verbunden, seine Festigkeit war die Frucht seiner Hartnäckigkeit und nicht eines gerechten Zutrauens in seine eigenen Kräfte und er bewies wenig Unternehmungsg Geist. — Als Staatsmann zeigte er wenig Unterscheidungskraft und noch weniger Scharfsinn; obgleich er voll Arglist war, so wendete er sie doch selten glücklich an. Die Pläne, welche er entwarf, um seine Feinde zu überlisten, gelangen fast nie. Grausam von Charakter und ungestüm von Natur, beging er oft Handlungen der furchtbarsten Tyrannei, obgleich seine Klugheit ihn antrieb, im Allgemeinen seine Unterthanen mit einem gewissen Grade von Gerechtigkeit und Milde zu behandeln, so daß sie wirklich weniger unterdrückt erschienen, als die jedes anderen muhamedanischen Fürsten in Indien. —

Tippo besaß den Ehrgeiz, seinen Vater in Allem übertreffen zu wollen und die Eitelkeit, zu glauben, daß er diesem außerordentlichen Manne weit überlegen sei; aber er übertraf ihn in nichts, als in den niederen Künsten geheimer Intriguen und öffentlichen Verrathes.

Hyder Ali war nicht nur mit einem großen Genius begabt, sondern hatte auch vielfache Tugenden; er war ein tüchtiger Staatsmann, ein unternehmender Krieger, ein treuer Bundesgenosse, ein strenger Beobachter des Kriegsrechts, ein gütiger Monarch, ein Muhamedaner ohne Aberglauben, ein standhafter Freund und nachsichtiger Vater. Tippo's Talente waren wenig über das Mittelmäßige erhaben, die Eigenschaften seines Herzens standen noch

darunter; er war in Staatsfachen engherzig und voll Vorurtheile, er zeigte in Anführung seines Heeres nie die Talente eines Generals; die wenigen Siege, welche er erfocht, wurden durch empörende Grausamkeiten besleckt; in seinen Bündnissen war er treu, nicht aus Grundsatz der Ehre und Redlichkeit, sondern aus Haß gegen seine Feinde; er verachtete im Kriege alle Rechte, welche gesitteten Nationen heilig waren; in der Verwaltung seiner Regierung war er gelinde, nur weil sein eigenes Interesse es so erforderte, in seiner Religion war er finsterner, grausamer Fanatiker, für Freundschaft hatte er ebenso wenig Gefühl, wie väterliche Liebe für seine Kinder.

Syber Ali erhob sich ohne alle Erziehung durch sich selbst und seine natürlichen Fähigkeiten aus dem niederen Leben auf den Thron eines mächtigen, selbstgeschaffenen Königreichs; Tippto, obgleich von seiner ersten Jugend an in der Staatskunst unterwiesen und von seinem Vater an die Spitze einer von diesem hinterlassenen gut disciplinirten Armee gestellt, die je ein indischer Fürst besaß, verlor dieses Reich für sich und seine Nachkommen und opferte seine schöne Armee durch die größten Mißgriffe auf. —

Syber Ali hatte die Geschicklichkeit, die Hülfe der Franzosen seinen eigenen Zwecken unterzuordnen, Tippto ließ sich durch ihre Intriguen hintergehen und zum bloßen Werkzeuge ihrer ehrgeizigen Absichten herabwürdigen. Nicht weniger unterschied sich Tippto von seinem Vater im Privat- und öffentlichen Leben; der Vater besaß die größte Offenherzigkeit, von Lebhaftigkeit und guter Laune begleitet, Tippto war stolz, hochmüthig, tückisch und streng; der Vater verachtete das Gepränge der orientalischen Höfe, der Sohn unterhielt im Gegentheile die Pracht und den Stolz des höchsten asiatischen Despotismus; der Vater war aufrichtig und freigebig, der Sohn verrätherisch und geizig — kurz, besaß Syber alle die Tugenden, die erforderlich waren, um die großen, glänzenden Handlungen hervorzubringen, die er in seinem thatenreichen Leben vollbrachte,

und wäre er, statt eines asiatischen, ein europäischer Fürst gewesen, so würde er unter die Zahl der größten Staatsmänner und Helden gezählt worden sein; Tipoo hingegen gehört nur unter die Zahl der ostindischen Despoten, denn er war ein zwar listiger, aber unpolitischer Fürst, dessen Leidenschaften seinen Verstand beherrschten, der stets bereit war, seine Rachsucht auf Kosten seiner Interessen zu befriedigen und dadurch endlich ein Opfer seiner eigenen Heuchelei wurde.

Eiferfüchtig und voll Vorurtheile gegen die Günstlinge seines Vaters entsetzte er die Meisten ihrer Stellen oder erniedrigte sie im Amte; sein Vater suchte immer die Gunst und Zuneigung seiner Armee zu bewahren, Tipoo vernachlässigte dies ganz und da er überdies sehr geizig war, so suchte er immer von seinen Truppen etwas zu gewinnen, sobald die Gelegenheit sich darbot, indem er ihnen oft mehrere Monate lang den Sold zurückhielt, um sie in die Lage zu versetzen, Schulden zu machen; er hatte seine eigenen Leihhäuser, wo er ihnen Geld auf ungeheure Zinsen lieh, die dann nebst dem geliehenen Capital abgezogen wurden, wenn er ihnen den rückständigen Sold auszahlen ließ.

Während der letzten sieben Jahre seines Lebens erschienen seine Handlungen als eine Reihe von Thorheiten, Eigensinn und Schwäche; seine Lieblingsbeschäftigung in der letzten Zeit war, Memoranda über die unbedeutendsten Begebenheiten zu schreiben, und er liebte das Lesen. Alle seine Handlungen der letzteren Zeit gaben sich als Eingebungen des Augenblicks kund; es ist unmöglich, bei ihm einen einzigen festen Grundsatz zu entdecken, der ihm zur Richtschnur gedient hätte. Alle seine Anordnungen in jedem Zweige der Staatsverwaltung beweisen einen schwankenden und eigensinnigen Charakter; jedes Jahr, öfters jeden Monat bot er neue Veränderungen des Staatssystems dar, und ehe man das neue System verstehen und gehörig ausführen konnte, wurde ein frischer Plan eingeführt, aber ebenso geschwind wieder aufgegeben.

Besondere Gesichtszüge oder Gattungen von Physiognomien waren genügend, um einen Mann aus der Hefe des Volkes zu hohem Range zu erheben, oder einen Anderen vom Gipfel des Glücks in das tiefste Elend zu stürzen. Seine Regierung war gewissermaßen in einem beständigen Revolutionszustande und ungeachtet der Strenge und Genauigkeit seiner Verordnungen wurde doch niemals ein Fürst so gröblich hintergangen als gerade er, ungeachtet seines Geizes scheint er nicht, wie die meisten indischen Fürsten, was ein sonderbarer Widerspruch in seinem Charakter ist, Vergnügen daran gefunden zu haben, Schätze anzuhäufen, vielmehr bestand sein Stolz darin, eine große Anzahl Leute in Sold zu haben, und es war seine Gleichgültigkeit gegen die Diebstähle seiner Diener unbegreiflich.

Es ist schwer zu glauben, daß er gewünscht haben sollte, seine Unterthanen an Gleichheit der Stände zu gewöhnen, aber er erregte den Unwillen aller, von seinem Vater geprüften Diener und aller Männer von Rang und Ansehen durch die eigensinnige, ohne alle Auswahl geschehende Vermischung von Personen von den untersten Klassen mit denen von den ältesten und angesehensten Familien und von den längsten und treuesten Diensten. Er beförderte öfters einen Tipdar, d. i. Commandanten von hundert Mann, oder einen geringen Numildar zu dem Posten eines Meer Meeran (d. i. die höchste militairische Ehrenstelle) und erhob einen Risaldar, d. i. Commandanten von 10—100 Pferden, zu dem Amte eines Meer Affof (d. i. Mitglied des Staatsschatz-Rathes), oder einen unbedeutenden Killebar, d. i. Commandanten eines kleinen Forts, zu dem hohen Posten eines Meer Subdoor, d. i. Generalsuperintendenten der Festungen und Präsidenten der Festungsbaukammer, mit einem Monatsgehalt von zehn Pagoden.

Während der ganzen Belagerung von Seringapatam scheint er immer von dem festen Gedanken beherrscht gewesen zu sein (sein eigener, beständiger Ausdruck war: „wer kann Seringapatam er-

obern?“ —), daß diese Stadt unüberwindlich sei, und diesen Gedanken bestärkten seine Hofleute in ihm, die ihn bis eine Stunde vor dem Sturme zu überreden suchten, daß die Engländer genöthigt sein würden, die Belagerung wegen Mangels an Lebensmitteln aufzugeben und daß ihr Geschütz den Wällen der Stadt wenig geschadet habe. — Als er am Morgen des vierten Mai die Festungswerke selbst besichtigte, entdeckte ihm sein natürlicher Scharfsinn die Gefahr seiner Lage, aber selbst in der höchsten Noth scheint er keinen Gedanken gehabt zu haben, die Hauptstadt zu verlassen.

Die britische Regierung in Indien scheint insbesondere der Gegenstand seines unversöhnlichen Hasses gewesen zu sein, den er sehr oft öffentlich zeigte, besonders bei einer gewissen Gelegenheit, wo er in seinem Durbar (Thronhalle, wo die indischen Monarchen Hof halten und Audienzen annehmen) erklärte, daß ein zartes Ehrgefühl der herrschende Zug im Charakter eines Königs sein solle und daß ein Monarch, der durch die Ueberlegenheit seines Feindes Unglücksfälle erlitten habe, nie ruhen solle, bis er volle Rache erlangt habe und, was ihn selbst betreffe, er jeden Tag die besten Mittel suchen werde, um seine Feinde zu verderben und daß die Betrachtung dieses Gegenstandes seinen Geist immer beschäftige. „Das Mittel, das ich anwende“ — setzte er hinzu, — „um das Unglück, welches mir vor sechs Jahren durch die Arglist meiner Feinde widerfahren ist, immer frisch im Gedächtniß zu bewahren, ist: nicht mehr in einem baumwollenen, sondern in einem aus Tuch gemachten Bette zu schlafen; wenn ich meine Feinde besiegt haben werde, dann will ich das baumwollene Bett wieder gebrauchen.“ —

Nach dem Frieden von 1792 riethen ihm einige seiner Rätthe sehr ernstlich, die überflüssigen Personen in den verschiedenen Departements der Staatsverwaltung abzudanken und seine Armee zu vermindern, weil sonst die Einkünfte den Ausgaben nicht mehr angemessen sein würden; er antwortete auf diese weise Vorstellung:

„Diese Leute werden von Gott unterhalten, nicht von mir“ — und er wollte sich zu einer Verminderung der Truppen- und Dienerschaft nicht verstehen. Als er nach Beendigung des Krieges mit den Engländern nach Seringapatam zurückkehrte, ließ er ein Verzeichniß seiner Habe jeder Gattung aufnehmen, die an Geld und anderen Sachen auf den Werth von zwanzig Croren Pagoden sich belief (1 Crore sind 100 Lak, 1 Lak 100,000 Pagoden), also auf 200,000,000 Pagoden (da 1 Pagode dem Werth von 8 englischen Schillingen gleich ist, so betrug sein Vermögen 80,000,000 Pfund Sterling). Im Schatze befanden sich 5 Crore Bahauder Pagoden (4 Rupien werth), die übrigen 15 Crore bestanden in Juwelen, köstlichen Stoffen und anderen Kostbarkeiten, nebst 700 Elephanten, 6000 Kameelen, 11,000 Pferden, 100,000 Ochsen und Kühen, 100,000 Büffeln, 600,000 Schafen, 300,000 Musketen, 300,000 Luntensinten, 200,000 Säbeln und Schwertern, 1000 Kanonen von verschiedenem Kaliber in der Festung Seringapatam und ebenso viel in anderen Festungen.

Seitdem Tippe die Regierung angetreten, hatten sich seine Einkünfte sehr vermindert, weil er eine ganz andere Verfahrensart als die seines Vaters angenommen hatte. Er entfernte von den Numildareien alle Brahminen und Hindu's, die das Finanzwesen kannten, und ersetzte sie durch Muselmänner, die ganz unwissend darin waren. Aus Fanatismus verbot er in allen seinen Staaten den Verkauf des Arak, der vorher dem Staate eine große Summe eintrug; er vertrieb mehr als 70,000 christliche Einwohner aus den Districten von Bidentore und Soanda, die das Land bebaueten, wodurch die Einkünfte dieser Länder sehr geschmälert wurden.

Durch diese und andere Ursachen, die in der schlechten Regierung begründet waren, verminderten sich die Einkünfte so sehr, daß sie in dem ersten Jahre nach seiner Thronbesteigung nur

1 $\frac{1}{2}$ Crore Pagoden und später blos eine betrugten, während sie sich zu seines Vaters Zeiten auf zwei volle Crore beliefen.

Seine Armee bestand aus 7000 Mann disciplinirter Truppen Cavallerie, deren Pferde aus seinen eigenen Marställen waren, und aus 12,000 Mann, deren Pferde gemiethet, ziemlich schlecht und zum Blündern bestimmt waren. Die Artillerie bestand aus 2000 Mann Golandauze (welche die Stücke bedienen), 8000 Lascar's (welche die Kanonen während des Gebrauches ziehen mußten) — außerdem gab es eine europäische Artillerie aus zwei Compagnien von 30 Mann. — Die Infanterie hatte 2500 Mann Affadulla's oder Ghely's, aus dem Carnatik, 500 Mann derselben Gattung aus Ghittledroog, 1500 Mann Ahmuddi's oder Christen aus Bidenore, 1500 Mann muhamedanische Ghely's aus Coorg, 8000 abgeseffene, zu Infanterie verwendete Cavallo-risten und 55,000 Mann Seapoy's oder eigentliche Infanterie. (Also in Summa 69,000 Mann. Außerdem gab es eine Art Miliz oder Polizeisoldaten, sog. streitbare Peon's und 40,000 Raketenmänner, 10,000 Schanzenmänner, Comattie's, und 60,000 Krankenträger, die mit den Comattie's auch an den Landstraßen arbeiten mußten. Ferner gab es zwei Kiffalla's (Regimenter) Topasen, d. i. Abkömmlinge der Portugiesen, die aber so sehr mit eingeborenem Blute vermischt sind, daß sie von ihren Vorfahren nur Namen und Religion haben und so schwarz aussehen, wie die niedrigsten indischen Kasten, nämlich schmutzig rufsig; diesen ist eine Compagnie Europäer, 100 Mann stark, beigefügt, im Ganzen 900 Mann. Das Lally'sche Corps bestand aus einer Schwadron europäischer Cavallerie (80 Mann), aus Infanterie, mit Eingeborenen vermischt (180 M.), aus Seapoy's (250 M.), in Summa 630 Mann.

Tippo hat große Veränderungen in seiner Armee vorgenommen; sein Vater hatte eine Vorliebe für Cavallerie und unterhielt ein viel zahlreicheres Corps dieser Waffe als sein Sohn, der die

Infanterie liebte und deshalb vermehrte. 5000 seiner eigenen Pferde waren als regelmäßige Cavallerie abgerichtet, die übrigen 200 Pferde dienten einer mongolischen Cavallerie. Er hatte persische Ausdrücke für die Commandowörter gewählt, die vor ihm theils auf englisch, theils auf französisch gegeben wurden; so hatte er auch die Namen der Truppenabtheilungen verändert. Nach seiner Anordnung wurde in der Cavallerie eine Schwadron von 95 Mann *Jews* genannt. Der *Subidar* (Capitain) hieß *Jewsbar*, der *Zemidar* (Lieutenant) hieß *Surkele*. Ein Regiment von vier *Jews* ein *Tub*, sein Obrist *Tubdar* — vier *Tub's* bildeten einen *Mowkoub*, dessen Commandant *Mowkoubdar* hieß; die gemeinen Cavalleristen wurden *Dskur's* genannt. — In der Infanterie wurde eine Compagnie von 125 Mann *Jowk* geheissen, der *Subidar*: *Jowkbar*, der *Zemidar* hieß *Surkele*, wie in der Cavallerie; vier *Jowk's* bildeten ein *Bataillon*, das *Rissalla* genannt wurde. Die *Seapoy's*, oder Infanteriesoldaten, wurden *Zish* genannt, eine Schildwache: *Ghubar*, eine Ronde: *Kirwaun*, die Parole: *Kischane*, eine Wache: *Munkulla*. Jeder *Tub* hatte zwei Dreispünder reitender Artillerie und jedes *Rissalla* zwei Sechspfünder. Eine *Kouschoon* oder Division bestand aus einem *Tub* Cavallerie, vier *Rissalla's* Infanterie und zwei Achtzehnpfündern.

Die Kanonen der reitenden Artillerie wurden von Mauleseln gezogen, alles Zugvieh war Eigenthum des Sultans. Jede *Kouschoon* hatte nur einen Elephanten, um die Kanonen bei schwierigen Passagen zu bewegen. Cavallerie und Infanterie waren beide in blau und weiß gestreifte Stoffe gekleidet, die im Lande hier gefertigt wurden.

Tippo war ein großer Freund vom Reiten und ritt vortreflich. Er mißbilligte den Gebrauch des *Balankeen's* und *Hackerie's*, einer Art zweiräderiger, unbehülflicher, bedeckter Wagen, hauptsächlich für Frauen bestimmt, überhaupt alle Fuhrwerke, weil, wie

er sich ausdrückte, nur Weiber sie gebrauchen sollten. In seiner Kleidung war er sehr einfach, er trug gewöhnlich einen Säbel an einem über die Schulter geworfenen Wehrgehänge, und einen Dolch in seinem Gürtel. Jedesmal, wenn er öffentlich erschien, entweder zu Pferde oder zu Fuße, war er stets von einem großen Gefolge von Dienern begleitet, welche Musketen und Jagdgewehre trugen. Mit diesem Gefolge erschien er öfters auf den Wällen während der Belagerung.

Seine Gedanken waren immer auf Krieg und Kriegsrüstungen gerichtet; man hörte ihn öfters sagen: „daß er lieber zwei Tage als Tiger, denn zweihundert Jahre als Schaf leben wolle.“ — Er hatte auch das Bild des königlichen Tigers als Staatsfinnbild und Wappen angenommen, der Tigerkopf und die Streifen des Tigerfells bildeten auch die Hauptverzierungen seines Throns und aller Geräthschaften, die ihm gehörten und ihn umgaben. Auf seinen Waffen befand sich eine Chiffre aus den Worten: „Assu-
doolla ul Ghau lib“ — mit arabischen Buchstaben geschrieben; sie heißen: „der Löwe Gottes ist der Ueberwinder.“ — Diese Worte waren so gesetzt, daß sie die Aehnlichkeit eines Tigerkopfes hatten. Der Titel eines „Löwen Gottes“ war nämlich von Mahomed dessen Schwiegersohn Ali (Ally) gegeben worden, um die Tapferkeit und Unererschrockenheit zu bezeichnen, durch die er sich unter der Fahne des Propheten ausgezeichnet hatte. Unzählig sind die Sagen und Legenden der Heldenthaten dieses berühmten Kriegers.

Sultan Tippu scheint diesen muhamedanischen Heiligen als den Genius oder Schutzgeist seiner Staaten erkoren zu haben, so wie als besonderen Gegenstand seiner Ehrfurcht und als Beispiel seiner Nachahmung; seine Wahl des Tigers als Sinnbild scheint auch Ali zu ehren geschehen zu sein, denn die Einwohner von Hindostan machen keinen Unterschied zwischen Löwen und Tigern; der erstere wird nur in den nördlichen Theilen von Hindostan gefunden, der letztere aber ist in allen Gegenden Hindostans sehr

zahlreich. Daher wird das Wort *Assub*, das alle europäischen Orientalisten als Löwe übersetzen, von den Eingeborenen *Hindostans* als *Sheer* oder *Tiger* übersetzt. Auch der Name *Hyder*, der eigentlich auch Löwe bedeutet, aber von den *Hindu's* auch als *Tiger* bezeichnet wird, war ein Titel *Ali's*. Der Name *Hyder* (durch den dreifachen Umstand ausgezeichnet, daß er ein Titel *Ali's*, *Mahomed's* Schwiegersohne, daß er der Name von *Tippo's* gewähltem Sinnbilde und zugleich der Name des Vaters [*Hyder Ali*], des Stifters seines Reiches, war) wurde daher von *Tippo* bei jeder Gelegenheit im Munde geführt und entweder das ganze Wort oder dessen erster Buchstabe jedem Geräthe, das ihm gehörte, aufgeprägt.

Nach dem Frieden von 1792 nahm *Tippo* für seine Monarchie den Titel: *Rhoodadaud Sircar*, an, der wörtlich bedeutet: die Gabe Gottes Regierung. — Mit diesem Titel bezeichnete er von da an unabänderlich seinen Hof in allen Briefen, Akten und Documenten jeglicher Art. (*Rhoodadaud* heißt Gottesgabe, *Sircar*: Regierung.)

Während der Belagerung wohnte *Hubbeeb Dollah* einem *Durbar* bei, wo *Tippo* zu *Budr-ul-Zemaun Khan* (dem *Derwar*, welcher sich im letzten Kriege gegen die Engländer so tapfer vertheidigt hat) sagte: „Ich habe in meinem Leben vielen Gefechten beigewohnt, aber niemals der Vertheidigung einer Festung; ich habe deshalb keine Kenntniß von der besten Art, diese Festung zu vertheidigen. Nach Beendigung dieser Belagerung durch Gottes Beistand will ich mir auch diesen Zweig der Kriegswissenschaften zu eigen machen.“ —

Wenn er eine Sache von großer Wichtigkeit abzumachen oder Briefe zu schreiben hatte, die Uebersetzung forderten, so widmete er immer einen Tag seinem eigenen Nachdenken darüber, ehe er seine Rätthe um Rath fragte. Nachdem er den Gegenstand, der zu berathen war, genugsam geprüft hatte, versammelte er seine ersten

Staatsdiener aus den verschiedenen Departements, und nachdem er die Natur des Gegenstandes, der ihrer Berathung übergeben war, auseinander gesetzt hatte, forderte er von jedem Beisitzer dessen Meinung schriftlich. Er zog indessen wenig Nutzen aus seinen Berathschlagungen, da die meisten dieser Rätthe, welche des Sultans Dispositionen kannten, ihre Meinung nach seinen Wünschen einrichteten. Einige wenige unter ihnen, die seine Wohlfahrt wirklich zu Herzen nahmen, sagten offenherzig, was sie für nützlich hielten, ohne seine Vorurtheile zu beachten. Bei solchen Gelegenheiten aber zeigte der Sultan immer großen Unwillen über Andersdenkende, den er oft unverhohlen gegen die Schmeichler seiner Meinung äußerte, indem er z. B. verächtlich sagte: „Von was sprechen denn diese Kerle? Sind sie bei Sinnen? Macht ihnen doch ein Bißchen gesunde Vernunft!“ Als seine wahren, aufrichtigen Rätthe bemerkten, daß ihre abweichende Meinung nie geachtet und ihnen sowohl wie ihren Familien verderblich nachgetragen wurde, sahen sie sich endlich gezwungen, ihre Meinungen seinem Eigensinne und seinen Vorurtheilen anzupassen. Es war Niemand erlaubt, solchen Berathungen beizuwohnen, außer den vertraueten Moonshie's, oder Secretairen, und den Beamten der verschiedenen Verwaltungsdepartements.

Tippo war allen geistigen Getränken und allen Arten von aufregenden Arzneien, wie Opium zc., sehr Feind und verbot dessen Verkauf auf das Strengste in allen seinen Staaten. Als Meer Sadduk, sein Minister, ihm vorstellte, welchen großen Verlust er seit einigen Jahren durch seine Edicte gegen den Verkauf dieser Artikel den Staatseinkünften verursacht habe, antwortete der Sultan: „Könige sollen in ihren Verordnungen unveränderlich sein, Gott hat den Gebrauch des Weins verboten und ich werde fortfahren, den strengsten Gehorsam meines über diesen Gegenstand gegebenen Edicts zu erzwingen.“

Er liebte neue Erfindungen außerordentlich und verschwendete

oft ungeheurere Summen daran, ohne wahren Nutzen daraus zu ziehen. In seinem Palaste fand man eine große Menge und Verschiedenheit seltener Säbel, Dolche, Pistolen u., von denen viele von vortrefflicher Arbeit mit Gold und Silber verziert und auf's Schönste mit Tigerköpfen und Tigerfellstreifen eingelegt, oder mit persischen und arabischen Sprüchen in Gold versehen waren. Das auf diese Art verschwendete Gold nebst den 3,300,000 Pfund Sterling, die er beim Schlusse des Krieges im Jahre 1792 den Allirten bezahlen mußte, sowie der Umstand, daß von dieser Zeit an seine Ausgaben beständig die Einkünfte um 10 Laks Pagoden (400,000 Pfd. Sterl.) jährlich überstiegen, wurden die Ursache, daß der Staatsschatz in Seringapatam sehr vermindert und weit unter der allgemeinen Erwartung gefunden wurde. Hätte übrigens Tippe länger gelebt, so würde er höchst wahrscheinlich auf Kosten seiner Unterthanen den Staatsschatz wieder gefüllt haben.

Der Sultan stand gewöhnlich mit Tagesanbruch auf; — nachdem er „champord“ (d. h. die im ganzen Orient gebräuchliche, in Indien täglich wiederholte Knetung und Auseinanderziehung der Glieder und Gelenke, um den Umlauf des Blutes und der Säfte zu fördern) und abgerieben worden war, wusch er sich und las dann eine Stunde lang den Koran. Alsdann gab er denjenigen seiner Officiere und Civilbeamten, die ihn wegen öffentlicher Angelegenheiten sprechen mußten, Audienz; dann brachte er etwa eine halbe Stunde mit Besichtigung des Jambar Rhana zu, d. i. der Ort, wo die Juwelen und Kostbarkeiten aufbewahrt wurden. Bei seiner Rückkunft fand er sein Frühstück zubereitet, bei diesem Mahle waren gewöhnlich seine drei jüngsten Kinder und ein Moonshie gegenwärtig. War aber etwas Besonderes abzumachen, so schloß er sich beim Frühstück mit seinen Räthen ein und die Kinder wurden dann nicht gebracht.

Seine Günstlinge und Diejenigen, welche er am meisten un

Rath fragte, waren Meer Sadduk, der Binkay Nabob, Sind Mahomed Affof, Burneah, Ahmud Khan und sein erster Secretair Hubbeeb Dollah. —

Während des Frühstückes unterhielt sich Tippo meistens über seine vergangenen Kriege und Heldenthaten und über seine zukünftigen Entwürfe. Um diese Zeit minutirte er auch dictirend die Briefe, welche er geschrieben haben wollte. Seine Diät beim Frühstück bestand aus Nüssen, Mandeln, Früchten, Gelées und Milch. — Nach dem Frühstücke zog er kostbare Kleider an und begab sich nach dem Durbar, wo er Audienz ertheilte und die gewöhnlichen Angelegenheiten seines Reichs besorgte. Zu anderer Zeit war seine Kleidung einfach und aus groben Stoffen verfertigt.

Es war seine Gewohnheit, jeden Morgen die neuen Truppen und Rekruten zu mustern und sie um ihre Kaste, Religion und Kenntnisse wie um ihr Vaterland zu befragen. War er mit seiner Untersuchung zufrieden, so wurden sie auf höheren Sold gesetzt; fand er sie aber in der Kenntniß des muhamedanischen Glaubens mangelhaft oder gar unwissend, so wurden sie dem Cazy und der Cutchery, zu welcher sie gehörten, übergeben, um in den Grundsätzen ihrer Religion unterrichtet zu werden. Dieser Cazy war der Moollah oder Feldpriester der Truppen. — Solche Prüfungen dauerten oft mehrere Stunden.

Nachmittags, wenn Tippo Zeit hatte, ritt er gewöhnlich aus, um seine Truppen zu exerciren. Er stellte sich dann auf das Außenwerk vor dem Bangalore oder der östlichen Thür, von wo aus er ihre Manoeuvres leitete. An anderen Tagen nahm er die Ausbesserungen der Festungswerke und öffentlichen Gebäude in Augenschein. Dann kehrte er in den Palast zurück, empfing die Berichte über Alles, was in den Zeughäusern, königlichen Manufacturen u. s. w. verfertigt worden war, die Neuigkeiten des Tages und die Mittheilungen seiner Spione und geheimen Agenten. Um

diese Zeit gab er auch seine Tagesbefehle und seine Antworten auf Briefe und Bittschriften, die er aus seinen verschiedenen Provinzen empfangen hatte.

Den Rest des Abends brachte er gewöhnlich mit seinen drei ältesten Söhnen, einem oder zweien der obersten Beamten von jedem Staatsdepartement und dem Moonshie Hubbeeb Dollah zu. Alle diese Personen speiseten gewöhnlich mit ihm zu Nacht. Dollah behauptet, daß Tippos Gespräche lebhaft, unterhaltend und belehrend waren. Es machte ihm Vergnügen, während seiner Mahlzeiten Stellen aus den berühmtesten Geschichtschreibern und Poeten aus dem Stegreife herzusagen. Dann und wann unterhielt er sich auch mit bitteren Bemerkungen und Spöttereien über die Gaufer's (Ungläubigen) und die Feinde des Sircar's, öfters unterhielt er sich mit dem Cazy und Moonshie über gelehrte und religiöse Gegenstände.

Nachdem er die Gesellschaft entlassen hatte, was immer gleich nach Beendigung der Abendmahlzeit geschah, hatte er die Gewohnheit, ganz allein herum zu spazieren, um sich Bewegung zu machen; war er müde, so legte er sich zu Bette und las ein geschichtliches oder religiöses Buch, bis er einschlief. So brachte er gewöhnlich seine Tage hin, ausgenommen, wenn Sachen von großer Wichtigkeit oder religiöse Ceremonien vorfielen.

Im Lager lebte er folgendermaßen: Er stand gewöhnlich um sieben Uhr, auch wohl um acht oder neun Uhr auf; an Ruhetagen wusch er sich und nahm Medicin; dann trat der Barbier ein und während dieser ihn rasirte, erschien der erste Aufbar Newise oder Neuigkeiten-schreiber im Zelte des Sultans mit den Briefen, die in der Nacht angekommen waren, und erzählte ihm die Neuigkeiten aus verschiedenen Ländern, sowie er sie empfangen hatte. Nun kam der Befehlshaber seiner Leibwache und machte seinen Rapport; nach ihm kamen die Adjutanten der verschiedenen Armee-Divisionen, um ebenfalls Rapport abzustatten. Um zwölf Uhr speisete er zu

Mittag, was eine Stunde dauerte, dann gab er Audienz oder hielt seinen Durbar und besorgte bis fünf Uhr alle vorliegenden Angelegenheiten seines Reichs, darauf gab er die Parole, die er gewöhnlich aus den Planeten oder den Zeichen des Thierkreises nahm und selbst in ein Buch schrieb, das bei seiner Leibwache aufbewahrt wurde, wohin die Generaladjutanten kamen und die Parole abschrieben. Dann legte sich Tippto nieder und schlief eine Stunde, darauf erhob er sich und nahm eine zweite Mahlzeit ein. Jetzt wurden die Moonshie's oder Geheimschreiber gerufen; sie lasen ihm die Briefe vor, die den Tag hindurch eingelaufen waren, er gab ihnen seine Befehle, wie die Correspondenz beantwortet werden sollte. Wenn alles Dieses abgethan, die Briefe ausgefertigt und von ihm unterzeichnet waren, legte er sich, ungefähr um drei Uhr Morgens, zum Schlafen nieder.

An Marschtagen, wo keine Eile nöthig war, verließ die Armee selten ihr Lager vor acht Uhr, nachdem Tippto gefrühstückt hatte; auf dem Marsche ließ er sich in seinem Palankeen tragen, aber sobald es etwas Besonderes gab, dann bestieg er auf der Stelle sein Pferd. Die Marschordnung war nach den Umständen angeordnet. Während seines letzten Krieges gegen die Mahratten, die ihm an Cavallerie überlegen waren, marschirte seine Infanterie immer in vier Colonnen und zwar so:



die Cavallerie und Bagage in der Mitte (*). Er lagerte sich immer in einem Viereck; Infanterie und Artillerie besetzten die vier Fronten, die Cavallerie war in der Mitte. Jede Fronte hatte eine offene Straße in ihrer Mitte, die als Bazar oder Marktdiente. Ein Kouschoon bildete einen Vorposten vor der Haupt-

fronte des Lagers, etwa 12—1500 Schritte davon entfernt; ein Rissalla war wiederum 500 Schritte vor diesem vorgerückt und während des Marsches bildeten diese Vorposten die Vor- und Nachhut und die Flankenwache der Armee. Die Infanterie trug ihre Bagage nicht auf dem Marsche, da der Sircar ihr dazu Tragbahnen lieferte. (Dies geschieht auch in Indien bei den englischen Truppen aller Gattungen und ist eine in diesem heißen Klima durchaus nothwendige Vorsicht, um die Soldaten zu schonen.) Die Armee marschirte gewöhnlich täglich 4 Sultani Coss (1 Coss ist 4 engl. Meilen) — auf Eilmärschen dagegen 6—7 Coss täglich.

Folgende Thatsache, die wir selbst von Freunden des betreffenden Unglücklichen, die wir in Seringapatam persönlich kennen lernten, mitgetheilt hörten, vermag Tippos Grausamkeit im klarsten Lichte darzustellen. Gholauum Ali Khan, einer der Gesandten, die Hyder Ali kurz vor seinem Tode nach Frankreich gesandt hatte und die Ludwig XVI. bald nach seiner Thronbesteigung empfing und welche erst nach Hyder's Tode nach Seringapatam zurückkehrten, wurde bei der Audienz, welche die Gesandten bei ihrer Rückkunft bei dem jungen Monarchen empfingen, von Tippo über Alles, was er in Europa gesehen hatte, befragt, unter Anderem auch, wie der französische Monarch wohne, ob seine Paläste so schön, wie die Tippos seien. Gholauum antwortete seinem Herrn: „Die Pferde des Königs von Frankreich wohnen besser als Eure Majestät.“ —

Dieses war allerdings eine gewagte Antwort gegen einen asiatischen Despoten, da aber Tippo sich, wie schon erwähnt worden, bis zu seiner Thronbesteigung sehr milde und herablassend gezeigt hatte, so konnte der arme Mann wohl glauben, sein Sarkasmus würde ihm verziehen werden, aber er irrte sich furchtbar. Der junge Tiger machte an ihm den Anfang, seinen Blutdurst zu zeigen und ließ dem armen Gholauum auf der Stelle alle Gelenke durchschneiden; er überlebte zwar die grausame Operation, konnte

aber kein Glied mehr bewegen. Viele sahen ihn als einen alten, hilflosen Krüppel. —

Tippo's Hauptvergnügen, wenn er in Seringapatam weilte, bestand darin, Gazellen und Antilopen, die in Indien sehr häufig sind, mit Cheta's, einer Art zur Jagd abgerichteter Tiger (oder vielmehr Panther) zu jagen. Er verrieth schon seine große Vorliebe für diesen wilden Zeitvertreib durch die Vorsichtsmaßregeln, die er angeordnet hatte, um das Wildpret zu hegen und zu bewahren, sowie durch die Aufmerksamkeit, die er anwendete, um seine Jagdbeute so vollkommen als möglich zu machen.

Der Cheta*) hat einen langen Körper, eine schmale, tiefe Brust und dünne Lenden; seine Beine sind im Verhältnisse zu seinem Körper sehr lang und er gleicht in seiner ganzen Figur mehr dem Windhunde als den übrigen Gattungen des Katzengeschlechts. Die Größe seines Kopfes ist verhältnißmäßig kleiner, als bei fast allen anderen verwandten Thiergattungen. Die Haare des Halses, der Brust, des Unterleibes, sowie unter dem Schwanz sind viel länger, als auf dem übrigen Körper, und haben eine schmutzig weiße Farbe. Alle Flecken des Cheta sind abgesondert, der Stumpf und die Glieder sind, außer wo die langen Haare sich befinden, dichter mit diesen Flecken besäet, welche von verschiedener Größe, dunkler Farbe, rund oder oval und auf einem dunkleren Grunde hell braunroth erscheinen. Die Ohren sind kurz und rund und hinten mit einem breiten, dunklen Striche gezeichnet. Der Schwanz, welcher lang, dünn und am Ende buschig ist, hat ebenfalls vier solche Streifen von der Spitze aufwärts. Die Größe eines ausgewachsenen Cheta ist von der Spitze der Nase bis an den Ursprung des Schwanzes drei Fuß acht Zoll, die Länge des Schwanzes zwei Fuß drei Zoll, die Höhe der Schultern zwei Fuß

*) In der Zoologie: Jagdtiger oder Guepard (*Felis jubata*) genannt.

vier Zoll, die Höhe des Hintertheils zwei Fuß drei Zoll. — Die tägliche Nahrung des dressirten Cheta war: sechs Pfund Hammelfleisch und so viel Wasser, als er nur trinken wollte; diese Ration wurde dann und wann gegen drei Hühner gewechselt. Ein Masfala, d. i. eine Mischung von Gewürzen, wurde ihnen täglich mit ihrer Nahrung gegeben, um sie gesund zu erhalten. — Diese ungewöhnliche Jagdmeute, wie sie noch kein Monarch, selbst ein indischer niemals besessen hatte (denn Tippo war der erste, der diesen Gedanken gehegt und ausgeführt hat), fiel nach seinem Tode in die Hände seiner Sieger. General Wellesley, der nachherige Herzog von Wellington, der nach der Eroberung von Seringapatam vier Jahre Commandant dieser Festung und des ganzen Reiches von Mysore war, fand viel Vergnügen an dieser Jagd und behielt diese ganze Jagdeinrichtung bei. Wenn er eine solche Jagd gab, was sehr oft geschah, war es allen Officieren der Garnison erlaubt, ihn zu begleiten und Schreiber dieses hatte als Jüngling ein Mal das Vergnügen, daran Theil zu nehmen. Diese Cheta's waren sehr zahm, die Aufseher führten sie jeden Tag stundenlang spazieren, nur mit einem leichten, um den Hals gebundenen Stricke; man konnte sie streicheln wie eine Katze. — Einer derselben war einmal entsprungen und aus der Festung entflohen; er blieb vier Tage abwesend und streifte in der Umgegend umher, that aber während dieser Zeit Niemand etwas zu Leide, sondern ernährte sich von Schafen. Sein Aufseher fand ihn endlich mitten in einem großen Reisfelde unter einer Menge Bauern, welche das Feld bearbeiteten, ohne sich um sie zu bekümmern. Der Aufseher ging auf ihn zu, ohne daß ihm der Cheta auszuweichen gesucht hätte, zog ihm seine hinter den Ohren liegende Kappe über die Augen, band ihn den Strick um den Hals und führte ihn nach Hause; das Thier machte nicht die mindeste Geberde der Widersetzung. Als General Wellesley am Ende des Jahres 1804 Seringapatam verließ, um nach

Europa zurückzuführen, schenkte er diese Cheta's dem jungen Rajah von Mysore. Sie wurden aber bald, nachdem sie diesem übergeben worden waren, von übelgesinnten Personen vergiftet und so endete das Leben dieser wirklich interessanten Thiere. —

Nach dieser Episode kehren wir in unserer Mittheilung zu Tippto Saib zurück.

Ein beträchtlicher Landstrich, südwestlich von Seringapatam, Kumnah genannt, war ausschließlich für den Unterhalt des Hochwilds bestimmt und mit der größten Strenge bewacht worden. Man hatte in mehreren Gegenden der Kumnah's für die Zwecke der Jagd sog. Bungalow's (so nennt man in Indien kleine leicht aufgeführte Gebäude) für den Sultan errichtet, um sich darin von der Ermüdung des Jagens zu erholen. Zu jedem dieser Gebäude gehörte eine kleine Zahl von Dienern, welche die Aufsicht darüber und über den dazu gehörigen Garten hatten.

Jeder von diesen Gärten enthielt vier kleine, sehr niedliche, mit der Fronte einander zugekehrte Gebäude; der dazwischen liegende viereckige Platz war mit Alleen von Cypressen bepflanzt, der Boden rings um die vier Pavillons war als Garten ausgelegt und das Ganze mit einer dicken, undurchdringlichen Hecke umgeben, in welcher sich Eingangsthore befanden.

Der Sultan wählte sich denjenigen der vier Pavillons zu seiner Wohnung, der ihm am besten gefiel und überließ die übrigen seinem Gefolge. Die Zahl der zur Jagd abgerichteten Cheta's belief sich auf achtzehn und waren sämmtlich gut abgerichtet. Jeder Cheta hatte einen Jäger, zwei Aufseher, einen Fuhrmann und einen Karren mit einem Ochsen zu seiner Bedienung und Transportirung; das Ganze stand unter der Oberaufsicht eines Meer Schikar, d. i. Oberjägers, mit einer gewissen Anzahl Gehülfen.

Wenn Tippto das Vergnügen der Jagd genießen wollte, so wurde es den Jägern Tages zuvor angekündigt, um die Cheta's und Wagen für den nächsten Morgen in Bereitschaft zu halten.

Am Abend vor der Jagd wurden sechs oder acht Cheta's nach irgend einem Dorfe nahe der Gegend der Kumnah, wo gejagt werden sollte, gebracht. Am anderen Morgen bei Tagesanbruch begab sich der Sultan von einem oder zweien seiner Söhne und zehn oder zwölf seiner Günstlinge begleitet, nach der Kumnah. Bei dieser Gelegenheit wurde er immer von einigen Mann zu Pferde und einigen Officieren (Mootafurrika's, d. i. unabhängige Officiere, die zu keinem Corps gehörten) begleitet, welche seine Person nie verließen und ihm sowohl im Palaste wie im Felde nahe blieben. Sehr wenig Ceremoniell wurde bei der Jagd beobachtet und Niemand war zugegen, wer nicht eine besondere Einladung erhalten hatte.

Der Sultan erreichte den Kumnah gewöhnlich um sechs Uhr und dann fing die Jagd sogleich in folgender Ordnung an. — Jeder Cheta wurde auf einen leichten, zweiräderigen Karren, der mit einer kleinen, offenen Plattform bedeckt war, geführt und von zwei besonders dazu abgerichteten Ochsen gezogen. Der Jäger jedes Cheta saß neben ihm auf seinem Wagen und die übrigen Diener liefen nebenher. Die Wagen folgten einander in regelmäßiger Entfernung, der Meer Schifar leitete den ersten Wagen. Jeder Cheta hatte eine kleine, lederne Kappe über den Augen, ungefähr wie die zur Jagd abgerichteten Falken. Alle Zuschauer und Jäger hielten sich in der Nähe der Wagen auf und beobachteten das tiefste Stillschweigen, um das Wild nicht scheu zu machen.

Die Jäger nahmen jede Richtung, welche sie für dienlich erachteten. Wenn man eine Herde Antilopen entdeckte, so rückte man mit mehr Vorsicht weiter und suchte eine Stellung einzunehmen, welche die Antilopen zwingen sollte, sobald sie gejagt wurden, entweder bergauf oder über unebenen, steinigten Boden zu laufen; in beiden Fällen war die Wahrscheinlichkeit des Erfolges sehr zu Gunsten der Cheta's. Wenn sie bis auf vier oder fünf-

hundert Klafter vor der Herde angekommen waren, so machte der vorderste Wagen Halt, drehte um, der Jäger wendete den Kopf seines Cheta gegen die Antilopen hin, rückte ihm die Kappe von den Augen zurück und ließ ihn los.

Der Hauptzweck des Cheta auf der Jagd war nun, sich hinter seine Beute zu stellen. Die Geschicklichkeit und Vorsicht, welche er anwendet, um diese Absicht zu erreichen, machen eine der vorzüglichsten Schönheiten dieses Zeitvertreibes aus. Der Cheta beharrt in der Vorsichtigkeit seines Benehmens, kriecht wie eine Kage dem Boden nach, bis er sich der Herde bis auf etwa hundert Fuß genähert hat, dann macht er drei gewaltige Sprünge und mit dem letzten ergreift er die Beute, nämlich den größten Bock der Heerde, beim Halse, ohne ihn zu verwunden, und er hält seine Beute so lange fest, bis der Aufseher kommt und ihm dieselbe abholt. Dieser schneidet der Antilope die Kehle ab und einen Schenkel, den er dem Cheta als Belohnung hinwirft.

Nummehr wird dem Cheta die Kappe wieder über die Augen gezogen, derselbe auf seinen Wagen zurückgeführt, wo er seine Beute ruhig verzehrt und überhaupt von der besten Laune ist. — Desters geschieht es aber, daß der Cheta sein Ziel beim letzten Sprunge verfehlt, indem er entweder zu kurz springt, oder über das Thier hinwegsetzt. In beiden Fällen entgeht ihm die Beute und er giebt dann jedesmal die Jagd auf, geht langsam, traurig hin und her und Niemand darf sich ihm ohne Lebensgefahr nähern. Nur sein Wärter geht auf ihn zu, zieht ihm die Kappe über die Augen und führt ihn auf den Wagen zurück, wo er sich knurrend und höchst mißmüthig niederlegt. Er taugt für diesen Tag zur Jagd nichts mehr und wird nach Hause geschickt. War er aber in seinem Sprunge glücklich, so kann man ihn hintereinander drei, vier, selbst fünf Mal gebrauchen.

Oft, wenn der Sultan es wünschte, wurde die Antilope lebend dem Cheta weggenommen, denn sobald er die Kappe über

den Augen hat, läßt er sich leiten, wie man will. Es geschah jedoch sehr selten, es war eine mißliche Unternehmung und erforderte viel Geschicklichkeit und Zutrauen von Seiten des Wärters.

Die Zuschauer bei diesen Jagden blieben gewöhnlich in einer gewissen Entfernung, bis der Jäger die Augen des Cheta wieder bedeckt hatte, man pflegte aber immer eine solche Stellung einzunehmen, daß man die ganze Jagdscene genau übersehen konnte.

Der Cheta sucht sich stets den größten Vock der Antilopenherde zu seinem Ziele aus, obgleich dieser ihm sehr oft nicht so gelegen kommt, wie viele andere, aber kleinere Thiere der Gruppe. Traf man zahlreiche Herden an, so wurden zwei oder drei Cheta's auf einmal losgelassen, dadurch wurde die Jagd sehr abwechselnd und unterhaltend in ihren Scenen, und waren mehrere Antilopen, oder auch nur eine, auf diese Weise gefangen, aber die Herde unterdessen zerstreuet, so zog die ganze Jagdgesellschaft weiter, bis sie eine neue Herde antraf, an der sich dasselbe Schauspiel wiederholte.

Neunzehntes Kapitel.

Mysore.

Die alten Rajah's von Mysore schreiben ihren Ursprung aus dem Jahre 1610 her, wo der Gründer dieses Reiches, Raige Worrear, damals ein kleiner Poligar von Mysore war, der außer der Stadt Mysore noch zweiunddreißig Mousa's, oder große Dörfer besaß und dem Rajah von Chikraipatam zinsbar war. Letztere war die Hauptstadt einer kleinen Hindu-Subahdarei. Die Insel von Seringapatam gehörte damals zu Chikraipatam und nicht zu Mysore.

Schri-Ringa-Rail, damals Subahdar von Chikraipatam, hatte keine Kinder; da Raige Worrear, Poligar von Mysore, den Ruf eines Mannes von Talent besaß, so wurde er von dem regierenden Rajah von Anigooby, dem die Subahdarei von Chikraipatam gehörte, zu Schri-Ringa-Rail's Nachfolger ernannt. Vor seiner Nachfolge in der Subahdarei von Chikraipatam, die im Jahre 1610 nach Schri-Ringa-Rail's Tode stattfand, durfte die Familie von Mysore nicht auf einem Musnud (Thron) sitzen, deshalb wird dieser Zeitpunkt als der der Gründung des mysorischen Königreichs angesehen. — Dem Raige Worrear folgte dessen

Großsohn, Chure Raige, im Jahre 1618 in der Regierung nach, der zuerst ein kleines Fort auf der Insel Seringapatam erbauete; er vergrößerte außerdem die Pagode von Schri-Ringa-Sami und fügte seinem Gebiete einige Dörfer hinzu. — Auf ihn folgte sein Sohn, Immarie-Raige, im Jahre 1638, der ohne Erben starb; — nach diesem bestieg noch in dem nämlichen Jahre Ram-Canterwa*)-Marfa-Raige den Musnub; er war ein Verwandter des verstorbenen Königs und, dem Gebrauche dieser Familie gemäß, aus der Zahl mehrerer derselben angehörenden Knaben für den Thron erwählt worden.

Derselbe vergrößerte und verbesserte die Festung Seringapatam, bauete die Pagode von Marsuma-Samy, den Teich Marsuma-Booby, nahe bei Nunjencode, prägte die Goldfanam's (eine äußerst kleine Goldmünze), die nach ihm „Comteriasanam“ genannt werden, und machte verschiedene Eroberungen gegen Norden bis nach Muddugurry, gegen Süden bis Chukergurry, gegen Osten bis nach Baglore und Alloor, und gegen Westen bis nach Hassen und Beloor. Er war seiner Tapferkeit und großen Körperkraft wegen berühmt und soll, wie man sagt, den Rajah von Tritchinapoli im Zweikampfe überwunden haben, weil der Letztere ihm eine Herausforderung vor die Thore seiner Festung gesandt hatte, daß er Jeden bekämpfen wolle, der sich ihm entgegenstellen würde. Nachdem Cantarwa diese Herausforderung empfangen hatte, ging er unerkannt nach Tritchinapoli, um seinen Gegner zu besiegen.

Ihm folgte sein Sohn Doda-Dewa-Raige, im Jahre 1660. Diesem folgte wieder sein Sohn Chid-Dewa-Raige, im Jahre 1674. — Derselbe vergrößerte das Fürstenthum Mysore gegen Süden bis Caroor, gegen Westen nach Wastara; in einem Tage eroberte er neun Festungen, weshalb man ihm den Namen: Kou-Cotteh-Narna — d. h. Neun Fort-Narna, gab. —

*) Oder Comteria.

Der Kaiser von Delhi hörte von seinem Ruhme und sandte ihm den Titel: „Rajah Jugga Doo.“ — Er machte verschiedene Finanzanordnungen und andere, welche nachher als Muster angesehen wurden, nach denen jedes Departement von Mysore verwaltet werden mußte. Er bauete die beiden großen Wasserleitungen in der Nachbarschaft von Seringapatam und die Mysorebrücke.

Auf ihn folgte auf dem Throne (1705) sein Sohn Cantarwa Rarsa Raige. Dieser Fürst war stumm; sein Land wurde in seinem Namen von zwei Brüdern verwaltet, Namens Trimulaingar und Schinga Peremaloo. Auf ihn folgte sein Sohn Doda Kisna Raige, im Jahre 1716; er vergrößerte seine Staaten durch Hinzufügung von Magerie und hatte den Ruf eines guten Fürsten. Er hinterließ keine Erben. Chiaum Raige wurde nach üblichem Herkommen erwählt und bestieg den Musnud im Jahre 1733. Während seiner Regierung wurden die Zügel der Verwaltung von Dewa Rajahiah geführt, der seinen Herrn Chiaum Raige in der Bergfestung Cabbal Droog eingeschlossen hielt, wo er an vergiftetem Wasser starb.

Chick Kisna Raige folgte ihm im Jahre 1736 auf dem Throne. Dewa Rajahiah blieb immer noch Dewan, oder erster Minister, und dessen Bruder, Nunda Raige, war Surwadifar, oder Befehlshaber der Truppen. Chick Kisna Raige war nur drei Jahre alt, als er auf den Musnud (Thron) erhoben wurde; die Regierung befand sich völlig in den Händen von Dewa und Nunda Raige. Während dieser Regierung wurden Davanhully und Dindigul dem Königreiche einverleibt, ohne die Eroberungen mitzuzählen, die Hyder Ali später machte, der die Regierung im Jahre 1759 an sich riß und Nunda Raige in der Festung Mysore belagerte und gefangen nahm. Von dieser Zeit an wurde der Rajah Kisna Raige als Staatsgefangener behandelt; er starb 1766, ungefähr 33 Jahre alt. — Hyder Ali, der damals in Coimbatore war, befahl, daß Kisna's Sohn mit den üblichen

Ceremonien auf den Thron gesetzt werden sollte. Nunda Raige starb 1771 eines natürlichen Todes und sein jüngster Bruder Chiaum Raige wurde auf Hyder's Befehl auf den Thron gesetzt. Chiaum starb ohne Nachkommen im vierzehnten Jahre seines Alters. Hyder befahl, acht oder zehn Knaben, die in gerader Linie aus des Rajah's Familie abstammten, aus den nächsten, um Mysore liegenden Dörfern nach Seringapatam zu bringen, um einen davon zum Rajah zu erwählen. Als die Knaben vor ihn gebracht wurden, befahl Hyder einige Früchte unter sie zu vertheilen und beobachtete genau ihr Betragen nach Empfang der Früchte; er bemerkte, daß einer unter ihnen die ihm geschenkten Früchte seinem Vater gab, unterhielt sich mit diesem und fand die meisten Anlagen bei ihm. Er ernannte ihn aus diesem Grunde in seinem vierten Jahre zum Rajah als Chiaum Raige IV. Dieser Prinz lebte bis 1796, wo er an den Blattern starb. Nach seinem Tode wollte Tippe Saib keinen Nachfolger ernennen.

Risna Raige, welcher nach der Eroberung von Seringapatam im Juni 1799 von den Engländern auf den Thron gesetzt wurde, war der einzige Sohn jenes Chiaum Raige.

Nach dieser Genealogie wenden wir uns einigen Mittheilungen über Mysore selbst zu, wie wir dieses Land und seine Bewohner aus unmittelbarer Nähe kennen lernten. —

Die Festung Seringapatam enthielt damals 4163 Häuser mit 5499 Familien oder ungefähr 20,815 Einwohnern. Schahar Ganjam, eine auf der Insel erbauete Hindu-Vorstadt, die größtentheils mit den von der Festung gemeinsamen Einwohnern bevölkert wurde, hatte 2216 Häuser mit 3335 Familien oder 11,080 Seelen; im Ganzen lebten also auf der Insel 31,895 Einwohner.

Der Boden hat einen zweifachen Charakter, einen nassen Boden, der künstlich bewässert werden kann und der sogenannte nasse Ernten oder Reis hervorbringt, und einen trockenen Boden, der nicht bewässert werden kann und die sogenannte trockene Ernte

hervorbringt, wie eine Gattung Reis, die auf trockenem Boden gedeiht, ferner Weizen und andere Getreidearten, auch eine Gattung von großen Linsen, die stark gebauet werden, Coulou heißen und abgekocht dem Vieh zur Nahrung gegeben werden und bei Pferden die Stelle des Hafers vertreten. Diese Linsen werden in Indien nicht gebauet, dienen in Mysore auch zur Nahrung der Elephanten, Kameele, Trag- und Zuchochsen, welche sie sehr gern fressen und denen sie auch sehr nahrhaft sind. Außer diesen beiden Bodenarten giebt es noch Bargout oder Gärten. — Auf dem bewässerten Boden gewinnt man zwei Reisernten im Jahre, eine in der Regenzeit, die andere in der trockenen Jahreszeit. Unter dem Namen „Gärten“ versteht man nicht nur Blumen- und Gemüsegärten, sondern auch umgrenzte Anlagen von Cocos-Palmen, Areka- (Catechu-) Palmen, auch Pinangnuß genannt, und Betelpflanzen. Die letztere kriecht, windet sich um Stangen, sieht, auch in ihren Blättern, der Gartenbohne ziemlich ähnlich und wird wie diese gezogen. Von Betel und Arekanuß wird im ganzen Oriente ein ungeheurer Gebrauch gemacht, man pflanzt und cultivirt sie gewöhnlich zusammen. Die zarten, zierlichen Stämmchen der Arekabäume, die man nie höher, als 9—10 Fuß hoch werden läßt, dienen der Betelpflanze als Stütze, um sich daran hinaufzuwinden.

Die gewöhnlichste Art, wie alle Hinduvölker den Betel genießen, ist folgende: Die Arekanuß hat die Größe einer Muskatnuß; man läßt sie nicht reif werden, ein Stück davon, etwa ein Drittel, wird mit ein wenig gebranntem Muschelfalk, etwas Cardamom, Zimmet, Gewürznelken und anderen Aromaten zu einem Teige (Buyo) geformt, in ein Betelblatt eingewickelt, das die Größe eines mittleren Bohnenblattes hat, so daß das ganze Päckchen ungefähr die Größe einer gewöhnlichen Nuß hat. Diese steckt man in den Mund, wo sie leicht und langsam zerkauet und so lange im Munde gehalten wird, bis aller Saft herausgezogen

ist, der aber nicht verschluckt werden darf, sondern alle Minuten ausgespuckt wird, blutroth und deshalb sehr ekelhaft aussieht. Nach einer Viertelstunde wird das Päckchen aus dem Munde geworfen und ein frisches hineingesteckt. — Einige lieben auch statt der unreifen Früchte die Kerne der reifen Arkanüsse auf oben angegebene Art in ein frisches Siri- oder Betelblatt zu wickeln. Reiche und Arme, Männer und Weiber, selbst Kinder tragen ihre Betelbüchse bei sich. Die rothe Färbung des Speichels und der Lippen hält man für schön.

Der Büffelochse ist das nützlichste und namentlich in der Provinz Mysore allgemein zum Landbau gebrauchte Hornvieh. Drei Männer, ein Weib und zwei Ochsen sind erforderlich, um ein Duzend Büffelkühe zu versorgen. — Ein Mann mit zwei Ochsen holt ihnen das Gras für ihre nächtliche Nahrung herbei, ein anderer Mann sammelt die verschiedenen Gegenstände trockener Nahrung, die man ihnen im Hause zu fressen giebt, der dritte führt sie auf die Weide, zur Tränke und melkt sie, das Weib besorgt die Milch und trägt sie zu Markte. In der Mittagsstunde begiebt sich das Thier in's Wasser, steckt nur die Spitze der Nase hervor und bleibt so fünf bis sechs Stunden darin liegen. Der Büffelochse trinkt des Tages an 36—54 Maß Wasser. Die Büffelkuh kalbt im dritten Jahre und trägt neun Monate wie das gewöhnliche Rindvieh; die Büffel sind langsam, denn zwei von gewöhnlichen Ochsen gezogene Pflüge thun so viel Arbeit, als drei von Büffeln gezogene, dagegen sind sie ausdauernder und arbeiten länger. Der indische Büffelochse ist ganz der nämliche, wie der europäische, der *Bos hubalis* des Linné. Eine gute Büffelkuh kostet 1—2 Pfund Sterling, ein Büffelochse dagegen 8 Schilling bis 1 Pfund Sterling. — Der Büffelochse zieht eine bedeutend größere Last, als der gemeine Ochs, ist aber, wie gesagt, weit langsamer und verträgt auch die Hitze nicht so gut.

Bau- und Brennholz ist nicht allein in Mysore, sondern

überhaupt in den meisten Gegenden von Indien sehr theuer. Als gewöhnliches Brennmaterial gebraucht man an der Sonne getrocknete Kuchen, die nämlich aus Kuhfladen gemacht werden, zwischen die man zerhacktes Stroh mischt.

In den großen Wäldern von Severndroog findet man ein kleines, sehr merkwürdiges Thier, Shin Nai, oder rother Hund genannt, welcher den Tiger, der durch den Ueberfall überrascht und unvorbereitet ist, plötzlich auf den Nacken springt, sich an ihn klammert und ihn tödtet. Dieses Thier ist wahrscheinlich eine Gattung „Luchs.“ Aus diesem Grunde findet man auch in den genannten Wäldern den Tiger selten. Dagegen lebt hier auch eine Art wilden Hundes oder Wolfes, die im ganzen übrigen Indien unbekannt ist.

Die Affen und Eichhörnchen schaden in Mysore den Gärten und jungen Bäumen außerordentlich und doch halten es die Hindu's für ein Verbrechen, sie zu tödten. Sie stehen unter dem Schutze der Daseri's und wenn eines dieser schädlichen Thiere getödtet wird, so versammeln sich die Daseri's um die schuldige Person und lassen ihr keine Ruhe, bis sie dem getödteten Thiere ein Begräbniß gegeben hat, das ihr an 10—20 Pagoden kostet, je nach der Anzahl der versammelten Daseri's. — Die Gartenbesitzer in Mysore hatten die Gewohnheit, eine gewisse Gattung Leute zu miethen, welche es sich zum Gewerbe gemacht hatten, die Affen und Eichhörnchen in Netzen zu fangen und sie in Säcken insgeheim in die Gärten irgend eines entfernten Dorfes zu tragen, wo sie dieselben laufen ließen. Da aber andere Gartenbesitzer das Nämliche thaten, so wurden sie es endlich gegenseitig müde und gaben diese Methode auf.

Auf den Bergen von Mysore giebt es große, schwarze Bären in Menge; dieselben leben vorzüglich von wilden Früchten und weißen Ameisen. Wenn ein Mensch einen solchen Bären unruhigt, so tödtet derselbe den Menschen wohl, läßt ihn aber

liegen, da er kein Fleisch frisst. Er lebt in Höhlen und Löchern und hat keine Furcht vor dem Tiger.

Was das Landwirthschaftliche in Mysore betrifft, so läßt sich, übereinstimmend mit dem, was ich vorhin über die Bodenbeschaffenheit mitgetheilt habe, nur wenig darüber sagen. In Mysore wird allerdings der Boden mit großer Sorgfalt gedüngt; jeder Bauer hat einen Misthaufen, den er auf folgende Art anlegt: er gräbt eine große und tiefe Grube, in welche er allen Mist aus den Viehställen, nebst der Asche und dem Kehricht des Hauses wirft. Das Stroh und die Blätter, die er als Dünger gebrauchen will, vermischt er nicht mit dem Miste. Die Pächter und Bauern, welche etwa nur zwei Stunden von Seringapatam wohnen, senden Tragochsen mit Säcken nach der Stadt, um von den Halal's, d. i. den Straßenkehrern, den Straßenkoth, den sie verkaufen, abholen zu lassen. Auch dieser wird nicht in den Misthaufen geworfen. Das Stroh von verschiedenen Getreidearten, nebst vielen wilden Pflanzen wird ebenfalls als Dünger verbraucht; mit diesem werden die Reisfelder gedüngt, sobald man den Reis verpflanzen will. Wenn die Oberfläche des mit Wasser bedeckten Bodens durch Umpflügen in einen flüssigen Koth verwandelt ist, wird eine beträchtliche Menge dieses letztgenannten Düngers mit den Füßen hineingestampft und die Hitze des Klima's, sowie die Feuchtigkeit des Bodens machen den Düngestaub bald faulen. In ganz Mysore wird auf besonderen Mistkarren, die zu keinem andern Gebrauche dienen, der Dünger auf das Feld geführt und man begegnet diesen eigenthümlichen Karren zur Zeit der Düngung auf allen Landwegen.

Ueber die Bewohner selbst und ihre Sitten läßt sich, insofern dieselben von den übrigen Hindu's abweichen, nicht viel Bemerkenswerthes sagen. Mittheilungswerth ist die Gewohnheit, daß in Fällen des Ehebruchs der Mann in Mysore sein schuldiges Weib strenge durchzupfeitschen pflegt und, wenn er es vermag, auch

den Liebhaber seiner Frau. Ist er es nicht im Stande, so wendet er sich an den Gauda, der es für ihn thut. Nach dieser Procebur hat aber dann das Weib das Recht, zwischen Ehemann und Liebhaber zu wählen und Einen von Beiden zum Manne anzunehmen.

Der in Mysore ursprünglich gebräuchliche Kalender hat eine ganz andere Zeitrechnung, als der unsrige; er wird Chanda manran genannt. Einige seiner Tage sind nur wenige Stunden lang, andere hingegen fast zwei gewöhnliche Tage. Gewisse Tage sind verdoppelt, andere ganz ausgelassen. Jedem dreißigsten Tage im Monate wird ein Tag imaginär eingeschaltet, um den Unterschied zwischen dem Monden- und Sonnenjahre auszugleichen.

In der Nachbarschaft von Ramagiri und zwar in den Bergen, die diesen Ort umgeben, lebt eine ganz merkwürdige Menschengattung, welche man Gat Chensu genannt hat. Sie gehen ganz nackt und tragen nichts, als einen kleinen, zwischen den Schenkeln heraufgezogenen Streifen Leinwand; sie leben in den Wäldern und schlafen in Höhlen oder unter Büschen und sind so scheu, daß sie beim Anblicke eines gewöhnlichen Menschen erschrecken und davon laufen. Sie sprechen einen Dialect der Tamulsprache, ernähren sich von Wildpret, wilden Wurzeln, Kräutern und Früchten und von dem wenigen Reis, den sie von den Bauern tauschweise kaufen, indem sie ihnen dafür Arzneikräuter, Honig und Wachs geben. Dieser kleine Tauschhandel wird von einem kleinen Theile dieser merkwürdigen Autochthonen-Gattung, der schon etwas cultivirter als der übrige Stamm ist, ausgeführt. Diese Cultivirteren würden aber dennoch mit den Uncultivirten keinen Verkehr pflegen können, wenn sie sich nicht selbst in denselben nackten Zustand versetzten, in dem ihre wilderen Brüder sich befinden. Wenn aber diese Unterhändler gerade nicht zugegen sind, um den Tauschhandel zu führen, so legen die Wilden, wenn sie einen Vorrath der zum Tausche bestimmten Artikel

bestigen, dieselben am Fuße eines Berges in der Nachbarschaft nieder; nach einiger Zeit kehren sie zurück, um den von den Bauern unterdessen zum Austausch dafür hingelegten Reis abzuholen. Dieses geschieht, ohne daß die tauschenden Parteien sich einander sehen. —

In Mysore werden eigenthümliche, gymnastische Spiele gehalten. Maha Noumi, „die große Neun“ ist ein Fest, das den neunten Tag nach dem ersten Mondviertel im Monate September gefeiert wird; er ist der vermuthliche Jahrestag irgend einer großen Begebenheit in der Geschichte des berühmten Pandooß. —

Dieses Fest wurde von dem Rajah von Mysore, den die Engländer einsetzten, mit einer anständigen Pracht gefeiert. Neun Tage lang wurden jeden Nachmittag auf dem Vorplatze des Palastes in der Festung Mysore in Gegenwart des Rajah's Faustkämpfe und andere athletische Kämpfe, Stiergefechte zwischen wilden Büffelochsen und andere Spiele aufgeführt, die bis in die Nacht dauerten und mit einem schönen Hindu-Feuerwerk beschloffen wurden. — Man glaubt, Mysore sei das einzige Land im südlichen Indien, in welchem die Gattung der Athleten (Jetti) in ihrer uralten Form beibehalten ist.

Diese Männer bilden eine eigenthümliche Kaste, die von früher Jugend an durch tägliche Uebungen zu diesen Kampfspielen erzogen und ausgebildet werden und zwar zum ausdrücklichen Zwecke, um an diesen Festtagen öffentlich aufzutreten. Die ganze übrige indische Männerwelt kann keine schönere Gestalten und vollkommeneren Gliedmaßen aufweisen als die sind, welche diese Athleten bei Gelegenheit dieser merkwürdigen, aber grausamen Spiele vorzeigen. Die Kämpfer, welche keine andere Kleidung tragen, als dunkelgelbe, kurze Beinkleider, die nur bis an die Hälfte des Schenkels reichen, haben an der rechten Hand eine Waffe, welche ich aus Mangel eines treffenden Namens einen

„Cestus“*) nennen muß, obgleich ganz verschieden von dem römischen Instrumente gleichen Namens. — Es ist aus Büffelhorn gemacht, der Hand angepaßt und hat vier Knöpfe, die scharfen Faustknöcheln ähnlich sind und sich auch in der nämlichen Stellung wie die Knöchel der Faust befinden, nebst einem fünften größeren am Ende, zunächst des kleinen Fingers, und einen rechten Winkel mit den vier übrigen Knöcheln bildend. Dieses Instrument, gehörig an die Hand angelegt, würde einen Mann von gewöhnlicher Stärke in den Stand setzen, den Schädel seines Gegners auf einen Schlag zu spalten. — Die Finger werden durch das Instrument hindurchgesteckt, dann wird er in der Mitte zwischen dem ersten und zweiten Gelenke der Finger festgebunden. — Diese Position des Instrumentes verhindert die Kämpfer, einen starken Schlag damit zu geben, wenn sie nicht riskiren wollen, die ersten Gelenke ihrer Finger auszurenken.

So bewaffnet und mit Blumenkränzen geziert, werden die verschiedenen Kämpferpaare, die von den Directoren des Festes paarweise vertheilt worden sind, auf den Kampfplatz geführt; ihre Namen und die Derter ihres Aufenthalts, woher sie kommen oder wo sie wohnen, werden laut ausgerufen. Nachdem sie dann von dem, auf einem elfenbeinernen Throne und einem, den Kampfplatz überragenden, offenen Balkon sitzenden Rajah und darauf vor dem Gitterwerke, hinter welchem die Damen der Zenana sich zu befinden pflegten, Fußfälle gethan hatten, nahmen die Kämpfer ihre Blumenkränze ab und streueten mit Grazie die Blumen über den Kampfplatz. Nun begann der Kampf.

Dieser besteht in einer Mischung von Ring- und Faustkampf, wenn man den letzteren mit der bewaffneten Faust so nennen darf. Der Kopf ist der einzige Theil, der geschlagen werden darf. Die verschiedenen Finten zum Pariren der Schläge sind nicht zahlreich,

*) Der schwere Handschuh der römischen Faustkämpfer.

obgleich sehr geschickt angebracht; die Wirkung der Schläge sind nur Schmarren, die mit dem Gessus versetzt werden, aber immer Blut hervorbringen, und öfters sieht man vor dem Ende des Kampfes bei beiden Streitenden das Blut stromweise vom Kopfe bis auf den Boden herunterlaufen. Ich war im September 1803 Augenzeuge eines solchen Kampfes. Das Ringen dieser Leute ist wirklich bewunderungswürdig und die Bemühungen der Kämpfenden, sich aus ungünstigen Stellungen, in denen der Kopf dem Gessus des Gegners bloßgestellt ist, loszuwinden, sind wahrhafte Muster von Gewandtheit und Behendigkeit, die durch Nichts übertroffen werden, was man der Art wohl in Europa sehen kann.

Wenn der Sieg sich zu entscheiden scheint und sich deutlich auf eine Seite neigt, so geben die Kampfrichter, welche auf dem Balkon des Rajah sitzen, ein Zeichen, daß der Kampf beendet sei, indem sie Turbans und lange Röcke hinunterwerfen, die den Kämpfern überreicht werden, welche, ehe sie sich zurückziehen, ihre Fußfälle wiederholen. Ein bittender Blick zu dem Balkon hinauf ist das gewöhnliche Zeichen anerkannter Unterwerfung unter den Gegner. Der Sieger verläßt oft den Kampfplatz mit drei oder vier Purzelsprüngen, um damit zu beweisen, daß ihn der Kampf nicht ermüdet habe.

Ein frisches Kampfespaar wird nun hereingeführt mit den nämlichen Formlichkeiten und während der neun Tage des Festes werden etwa zweihundert Paare vorgeführt und zwar sämtlich auf dieselbe Weise.

Die Jetti von Mysore sind in fünf Klassen eingetheilt und der gewöhnliche Preis des Siegers ist die Versetzung in eine höhere Klasse. Es giebt außerdem noch einige besondere Belohnungen für die Sieger, welche bereits der ersten Klasse angehören, und wenn sie alt werden, macht man sie zu Directoren des Festes.

Zwanzigstes Kapitel.

Ceylon.

Die Insel Ceylon oder Silan, wie die Eingeborenen sie nennen, ist ohne allen Zweifel die „Taprobana“ der Griechen und Römer und zu allen Zeiten wegen ihrer Schönheit und Reichthümer berühmt gewesen. Sie liegt geographisch zwischen dem 5. Grade (genau: $5^{\circ} 46' 10''$) und 9. Grade ($9^{\circ} 50' 40''$) nördlicher Breite; die Länge der Insel vom Cap Dondra bis Tellipelli nördlich beträgt 270 engl. Meilen, ihre größte Breite von Columbo bis Trincomalee aber 160 engl. Meilen. Nach deutschen Raummaßen hat sie einen Flächeninhalt von 1000 Quadratmeilen.

Der nördliche Theil der Insel ist flach und in einigen Gegenden sumpfig, aber eben deswegen um so vortheilhafter für den Anbau von Reis und man erblickt hier sehr große Felder dieses Getreides, von hohen, in ewigem Grün prangenden und alle tropischen Früchte hervorbringenden Wäldern durchschnitten. Alle Thiergattungen, welche Indiens Wälder bewohnen, beleben auch diese üppigen Waldungen vom nördlichen Ceylon.

Die nördliche und nordwestliche Küste der Insel, von der
Ban Mōfern, Ostindien. II.

Spitze des Cap Pedro bis Negombo wird von der Bucht der See stark ausgezackt, von denen mehrere Einschnitte, wenn sie nicht zu seicht wären, ihrer äußeren Lage nach vortreffliche Hafensplätze abgeben würden. Die beträchtlichste dieser Meerbuchten erstreckt sich beinahe durch die ganze Insel von Mulipatti auf der östlichen Küste bis zu der Stadt Jaffnapatam, an der westlichen Küste.

Alle anderen Küsten der Insel sind felsig und hoch, doch bieten sie, mit Ausnahme einiger Klippen auf der südlichen Seite, dem Seemann keine weiteren Gefahren dar.

Wenn man längs der südlichen Küste von Trincomalee nach Negombo segelt, so bietet die Ansicht des Landes dem Auge ein angenehmes Bild abwechselnder Landschaften dar, ebenso schön, wie erhaben. Mit einem einigermaßen guten Fernrohre erblickt man vom Schiffe aus das Land sich an einigen Stellen ganz allmählig erheben, an anderen Punkten fast mit senkrechter Küstenwand in die Höhe steigen, überall aber mit dem herrlichsten Grün bekleidet, mit Dörfern besäet, die im Schatten hoher Bäume einladen, mit Kornfeldern überzogen, die dem Lande eine regelmäßige Eintheilung geben und oft in vielen Gegenden noch mit grünen Hecken eingefast sind. Weiter im Hintergrunde erkennt man große Pflanzungen von Kaffeebäumen, ganze Wälder von Zimmbäumen und andere Gewürzpflanzen, deren köstliches Arom vom Winde weit fort über das Wasser getrieben wird. Hier und dort ragen die hohen Tamarindenbäume und Cocospalmen mit ihren majestätischen Gipfeln über die Landschaft und deren Waldung empor, dann und wann mit dem stolzen Bananenbaume wechselnd, womit man gern die Umgebung der Wohnungen beschattet, überall aber trifft das Auge auf Baum und Strauch, die gleichzeitig in Blüthe und Frucht prangen. — Ganz im Hintergrunde endlich verliert das Auge die herrlichen Wälder aus dem Gesicht und trifft auf die mannichfaltigen Abhänge himmelhoher Berge, deren kahle,

rauhe Gipfel sich in den blauen Himmelsraum erheben oder in hohe Wolken eintauchen.

Es ist selbst für die lebhafteste und wärmste Einbildungskraft unmöglich, sich lieblichere und prachtvollere Landschaftsscenen zu malen. — Ich habe auf Ceylon am liebsten gelebt; so oft ich die Küste entlang fuhr, wirkte das Bild der Insel immer mit neuen Reizen auf mein Auge und Gefühl, und wohl zwanzig Male schied ich von dem schönen Flecke der Erde mit dem Wunsche, bald die Küste wieder erblicken zu dürfen.

Columbo, die Hauptstadt der englischen Herrschaft auf der Insel und die Residenz des königlichen Statthalters, ist sehr angenehm gelegen und zwar in einem der fruchtbarsten, obgleich nicht bevölkertsten Theile der Insel, indem Reisfelder, Wiesen und Zimmgärten auf das Lieblichste mit einander abwechseln. Die Stadt Columbo ist schön gebauet, ziemlich groß, bevölkert und sehr reinlich. Sie war früher von den Holländern ziemlich gut besetzt worden,*) aber durch ihre natürliche, starke und geschützte Lage sehr leicht zu einem sehr festen Platze herzustellen. Schon zur Zeit der Holländer wurde hier eine Schule zur Verbreitung der christlichen Religion gestiftet und die Holländer schätzten damals bereits die Zahl der eingeborenen Christen, sowohl Katholiken wie Protestanten, auf 300,000 Seelen, und wenn diese Zahl auch übertrieben genannt werden dürfte, so bestanden die Christen doch in großer Menge vorzugsweise aus den Nachkommen der Portugiesen, den Kindern der Holländer mit eingeborenen Weibern erzeugt, und aus den Profelyten, die aus der Klasse der Chandala's oder Pariah's von Ceylon gemacht worden sind. Denn diese Volksklasse, die in allen Ländern, wo die Hindu-Religion herrscht, sich genugsam vorfindet, ist ehrlos; weil ihre Mitglieder

*) Das Auftreten der Holländer auf Ceylon ist im ersten Bande Seite 206—225 u. dargestellt.

gewissermaßen von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen sind, da sie einst die heiligen Gebräuche verletzt haben, welche Brahma's und Budha's Lehren anbefehlen; diese Unglücklichen hören von christlicher Liebe und Brüderlichkeit, sehen darin eine Rettung aus ihrem angeborenen Schicksale und werden durch Ueberredung leicht für die christliche Kirche gewonnen. Uebrigens giebt es wenige Beispiele, daß in den anderen hindostanischen Kasten Proselyten gemacht worden sind.

Nah bei Columbo befindet sich ein schöner, der Regierung angehöriger botanischer Garten. Die größte Unbequemlichkeit von Columbo's Lage besteht aber in seiner offenen Rhede, die nur während der vier Monate November, December, Januar und Februar sicher ist; sie liegt viel zu offen, als daß Schiffe zur Zeit des Wechsels der Passatwinde, wo die Stürme bedeutend sind, auf dieser Rhede vor Anker liegen bleiben könnten.

Ungefähr 15 engl. Meilen nördlich von Columbo befindet sich an der Küste vor der Stadt Negombo ein unbedeutender Ort, aber der umliegende District liefert den besten Zimmt.

Der zweite Platz von Bedeutung nach Columbo ist Jaffnapatam, der auf dem nördlichen Ende der Insel, gegenüber der Küste von Tanjore liegt. Er ist stark befestigt. — Auf der östlichen Küste der Insel befindet sich der Hafen von Trincomalee, einer der größten, schönsten und sichersten Häfen der Welt, in welchem die Seemacht von ganz Europa zu allen Jahreszeiten mit voller Sicherheit vor Anker liegen könnte. Er ist eine große, schöne Bucht, deren Ein- und Ausgang gleich leicht und gefahrlos ist. Der Hafen wird durch zwei Forts vertheidigt, das von Trincomalee und das von Ostenburg. Dieses letztere liegt auf einer Klippe, die ungefähr 1500 Schritte in's Meer hinausläuft.

Die Stadt Punto Gallo (P. di Galle) befindet sich auf dem südlichen Ende der Insel, in der schönen und reichen Provinz

Matura. Sie hat einen sehr kleinen und unsichern Hafen und besitzt nichts Merkwürdiges, als daß seit Jahren hier alle Erzeugnisse von Ceylon nach Europa eingeschifft werden.

Das ganze Innere der Insel, die kleine Provinz von Coylot ober das Land der Wanees ausgenommen, wird von den Eingalesen bewohnt, welche die Ureinwohner der Insel sind. Der allgemeine Anblick des Innern der Insel ist, wie ich bereits von der Ansicht der Küste aus geschildert habe, in hohem Grade malerisch. Hohe Berge, mit uralten Wäldern bedeckt, und breite Thäler, durch unzählige Bäche bewässert und befruchtet, und überall gut angebaut und von zahlreichen Reihen üppiger Fruchtbäume durchschnitten, wechseln mit einander ab. In die Thäler sind viele liebliche, kleine Dörfer eingestreuet, die von den Fruchtbäumen umgeben und beschattet sind und zugleich die wilden Thiere der Wälder in die Grenzen ihrer Gebirge zurückhalten. Die angenehmsten Landschaftsbilder und die entzückendsten Ansichten würde hier der europäische Naturfreund oder Landschaftsmaler in reichster Auswahl antreffen.

Der beträchtlichste Berg der Insel wird Hamalell oder Adams Spitze genannt; — er liegt auf der südöstlichen Seite von Candy Uda, dem ehemaligen Königreiche Candy im Innern der Insel, und ist von einer pyramidalischen Form. Auf seinem Gipfel befindet sich ein großer, flacher Stein, der einen Eindruck ungefähr in der Form eines menschlichen Fußes trägt, aber beträchtlich länger, als der Fuß eines wirklichen Menschen ist, da er beinahe zwei Fuß in die Länge mißt. Die Eingalesen besitzen eine Sage, daß Budha, der große Stifter ihrer Religion, diese Spur seines Fußes auf jenem Steine hinterlassen habe, als er gegen den Himmel gestiegen sei. Daher wird dieser Stein heilig gehalten und die Eingalesen jedes Alters und Ranges machen jährliche Wallfahrten zu ihm. — Die meisten Flüsse der Insel haben ihre Quelle in diesem Berge und der vorzüglichste dieser

Flüsse ist der Malvelagonga, der bei Trincomalee in die See fällt.

Die Jahreszeiten in Ceylon sind, ebenso wie auf dem Vorgebirge Comorin (an der südlichen Spitze des Festlandes) gänzlich unter dem Einflusse der Passatwinde. Der südwestliche Passatwind bringt dem westlichen Theile der Insel beständigen Regen, dagegen dem östlichen Inseltheile trockenes Wetter und hellen Himmel; der südöstliche Passatwind hat die entgegengesetzte Wirkung und bringt dem östlichen Inseltheile die Regenzeit. — Der Regen und das trockene Wetter theilen oder scheiden sich in der Mitte der Insel, denn sehr oft, wenn ich mich auf der einen Seite des Berges Caura's King befand, hatte ich sehr starken Regen, und sobald ich die entgegengesetzte Bergseite erreichte, fand ich trockenes und helles Wetter.

Die Insel besitzt verschiedene nützliche Metalle und die meisten Edelsteine Hindostans kommen von Ceylon, darunter solche, die man sonst nirgends findet, wie z. B. das sog. Katzenauge, das aus Schillerquarz besteht und wie das Auge einer Katze schimmert. Kupfer, Blei und Graphit werden in großer Menge gefunden; einer der Berge im Innern enthält auch, wie die Eingeborenen versichern, Gold. —

Was das Pflanzenreich anbetrifft, so kann man diese gesegnete Insel mit vollem Rechte den Garten von Asien nennen, denn (mit etwaiger Ausnahme der Theepflanze und des malayischen Mangostanebaumes) scheinen alle Bäume, Sträucher, Kräuter und Blumen der großen und fruchtbaren indischen Region der Erde hier auf dieser Insel versammelt zu sein. Auch die Brotfrucht (*Artocarpus incisa*), von welcher man sonst glaubte, daß sie in Otahaiti und den umliegenden Inselgruppen heimisch sei, ist auch auf Ceylon zu Hause. Es giebt in Ceylon zwei Arten davon, die eine, *A. integrifolia* genannt, hat dicke, bis 25 Pfund schwere Früchte. Die andere echte (*incisa*), welche auch in

Sumatra, Tanjore, Carnatif unter dem Namen „Jacca“ gefunden wird, ist ein 40—50 Fuß hoher Baum, mit großen, tiefgespaltenen Blättern und rundlichen 4—5 Pfund schweren Früchten, die wie Melonen aussehen. Man cultivirt sie auch jetzt, indem man eine kernlose Spielart anpflanzt. Sie sind ein Hauptnahrungsmittel, denn der Baum trägt 8—9 Monate lang im Jahre immerfort viel Früchte, die man, ehe sie völlig reif sind, abbricht, schält, in Scheiben schneidet, auf heißen Steinen bäckt und aufbewahrt. In diesem Zustande schmeckt sie wie altes Weißbrot, nur süßlicher; man macht auch einen Teig daraus, läßt ihn gähren und bäckt ihn zu Brot. Zwei bis drei Bäume können einen Menschen das ganze Jahr hindurch ernähren. —

Der Zimmtbaum (*Laurus cinnamomum*) ist Ceylon vorzüglich eigen und unterscheidet sich vom Cassialorbeer, der in China, Sumatra und Malabar wächst, der eine weit schlechtere und dickere Zimmtinde liefert. — Der echte Zimmtbaum wächst auf der ganzen Insel wild, ausgenommen im Districte von Jassnapatam. In den Bezirken von Columbo und Matura haben früher die Holländer diesen Baum durch den Anbau veredelt und die Engländer cultiviren denselben mit großer Sorgfalt, da der Ceylon-Zimmt der feinste und angenehmste in der ganzen Handelswelt ist. Die echte Ceylon-Zimmtinde, wovon die Insel jährlich an 40,000 Centner liefert, erkennt man daran, daß sie hellbraun, so dünn wie Papier und biegsam ist, einen süßlich gewürzhaften Geschmack hat und ohne Nachgeschmack nicht heftig im Munde brennt. Die erste wird die große Ernte genannt und dauert von April bis August, die zweite oder kleine Ernte dauert von November bis Januar. Man betreibt den Anbau mit vieler Sorgfalt.

Der Bani an (die Banane, *Musa sapientum*), welche neben dem gemeinen Pisang in ganz Ostindien vorkommt, dürste hier eine nähere Beschreibung finden; er ist einer der bedeutendsten Bäume von ganz Hindostan, eine der gütigsten Gaben der Natur

in diesem unvergleichlichen Klima, wo die Erde immer fruchtbar und üppig ist. Dieser herrliche Baum, mit ewigem Grün, bildet durch seine schöne Blätterkrone einen ausgedehnten Wald und ist undurchdringlich für die sengenden Sonnenstrahlen, während er selbst von zahlreichen Bewohnern wimmelt. Die Hindu's, welche diesen Baum für heilig halten, nennen ihn Bur. Man findet viele dieser Bäume von ungeheurem Umfange und da sie immerfort an Ausdehnung zunehmen, so könnte man glauben, sie stürben nie, denn jeder vom Stamme ausgehende Ast sendet, sobald er ein gewisses Alter erreicht hat, eine Menge kleiner Fibern aus, welche immer dicker und länger werden, der Erde zustreben, sich in dieselbe einsenken, Wurzel schlagen und bald selbst neue Stämmchen bilden, die nun, nach weiterer Entwicklung, dasselbe wiederholen, so daß jeder Ast bald selbst ein Baum wird. Dadurch aber hängen die einzelnen Bäume zusammen, wachsen zu ungeheueren grünen Bögen aneinander und bilden hohe Gewölbe, die sich nach und nach über ganze Strecken ausdehnen und aus einem einzigen Stamme dann ein herrlicher Wald herausgewachsen ist. Man kann diesem Baume keine Grenzen setzen, denn so lange er günstigen Boden findet, der ihm Nahrung darbietet, so lange breitet er sein grünes Laubdach aus.

Wenn man den großen Nutzen dieses Baumes für die Bewohner eines heißen Klima's, wie das von Indien, bedenkt, da er ihnen immer einen kühlen Schatten darbietet, so darf man sich nicht wundern, daß die Einwohner jener Länder ihm Liebe und Ehrfurcht zollen. Sie betrachten ihn als ein Sinnbild der großen Gottheit und beten ihn als solches an. — Da sich im Umkreise eines solchen Baumes viele einsame und kühle Lauben, herrliche Spaziergänge und liebliche Alleen finden, die für die senkrechten und brennenden tropischen Sonnenstrahlen undurchdringlich sind, so bringen viele Brahminen fast ihr ganzes Leben darunter zu; aber sie dienen nicht nur bequemen oder andächtigen Personen als

Zufluchtsort, sondern sind auch vielfach der Ort des Vergnügens und der Fröhlichkeit für alle Hindu's.

Der merkwürdigste Baum dieser Art, den ich jemals gesehen habe, befindet sich auf dem Festlande am Ufer des Narbuddaflusses, der sich bekanntlich in den Meerbusen von Cambay ergießt; er war früher noch viel größer, denn die Wellen des Narbudda haben einen beträchtlichen Theil des Bodens, worauf er steht, fortgerissen und doch war, als ich zuletzt (1820) dort war, der Umkreis des Baumes noch immer über zweitausend Schritte groß, aber der von seinen überhängenden Aesten beschattete Boden beträgt weit mehr im Umfange und die größeren, alten Stämme waren an Zahl 350, die kleineren jüngeren 3000 vorhanden. Dieses herrliche, grüne Gewölbe wird von unzähligen Vögeln bewohnt, deren glänzendes Gefieder und munterer Gesang die Reisenden, die unter seinem Schatten ruhen, angenehm unterhalten; zahlreiche Affenfamilien haben sich darin angedielt, die mit ihren Fragen und possirlichen Sprüngen zu der Belustigung beitragen, sowie durch ihre sprüchwörtlich gewordene Liebe zu ihren Jungen ein oft rührendes Bild der Aufopferung und Mutterforge geben. Die Art, wie die Affen ihre Todfeinde, die Schlangen, tödten, die leider diese schönen grünen Lauben ebenfalls in großer Menge bewohnen, ist sehr bemerkenswerth. Da die Affen die Bosheit jener furchtbaren Thiere sehr wohl kennen, so belauern sie mit der größten Aufmerksamkeit alle ihre Bewegungen, bis sie dieselben im Schlafe erwischen können. Sobald sie sich von deren Schlafe überzeugt haben, schleichen sie mit der größten Behutsamkeit hin, ergreifen sie beim Kopfe, schleppen sie bis zum nächsten flachen Steine hin und beginnen sogleich auf demselben den Kopf der Schlange mit großer Anstrengung zu reiben; dann und wann halten sie einen Augenblick ein, um Athem zu holen, und beschauen ihr Werk. Hat der Operateur den Schlangenkopf so weit zerstört und abgeschliffen, daß er sicher ist, die Giftzähne zerstört zu haben und das Thier

also nicht mehr gefährlich werden kann, so wirft er die Beute seinen Jungen hin, die nun damit spielen und in allen ihren neckischen Bewegungen ihre Freude zu erkennen geben, indem sie sich gegenseitig die todtte Schlange zuwerfen.

Der Baniandbaum bietet aber nicht nur Menschen und Thieren einen angenehmen, kühlen Zufluchtsort dar, sondern liefert auch Denen, die in und unter ihm wohnen, eine immerwährende Nahrung; er trägt eine ungeheuere Menge kleiner scharlachrother Feigen, welche alle in seinem Gipfel wohnenden Thiere, namentlich Affen, Vögel und Fledermäuse, außerordentlich gern fressen und die dem im Schatten ausruhenden Menschen eine wohl-schmeckende Erfrischung geben. Außerdem dienen Blätter und Fasern zu zahlreichen technischen Zwecken, namentlich Flechtwerken aller Art.

Die *Palmira*-Palme (Weinpalme, Fächelpalme, *Borassus flabelliformis*) wächst sowohl in Ceylon, wie in vielen Gegenden Indiens wild; sie gedeihet am besten in einem fetten schwarzen Thone, wächst zwar auch auf magerem, sandigem Boden, giebt aber dann wenig Nutzen. Wo eine *Palmira*-Pflanzung angelegt werden soll, da wird der Boden im Monate *Abi* (zwischen dem 13. Juli und dem 13. August) zwei Male geackert, die Frucht zum Säen im Anfange dieses Monats gepflückt und bis an das Ende des Monats, also von Mitte Juli bis Mitte August, auf einem Haufen liegen gelassen; dann wird das Feld zum dritten Male geackert und es werden die Samenfrüchte (der *Cocos*nuß ähnlich) fünf Fuß von einander in die Furchen gelegt und bedeckt durch das Aufreißen der zunächst liegenden Furche. — In den ersten neun oder zehn Jahren des Wachsthums werden die jungen Bäume eingehegt, verlangen aber sonst keine weitere Pflege und Aufmerksamkeit. Sie sind nur etwa sieben bis acht Fuß hoch und da das Vieh ihnen jetzt nicht mehr schaden kann, so wird die Umzäunung

und Einfriedigung weggenommen und der Palmira-Garten als Weide benutzt.

Wenn diese Bäume in einen guten Boden gepflanzt worden sind, so erzeugen sie den Callu (oder Palmirawein, Palmwein) nach dreißigjährigem Alter, in schlechtem Boden erfordern sie ein vierzigjähriges Alter. Haben sie ihr Wachsthum vollendet, so wird der Boden unter den Bäumen mit Getreide bepflanzt, aber obgleich dadurch die Menge des Palmiraweines vermehrt wird, so giebt der Boden doch nur die Hälfte von der Getreidetrucht, die er ohne jene Bäume liefern würde. Man glaubt, daß diese Palme tausend Jahre leben könne, jedenfalls länger, als man es durch Ueberlieferung erfahren kann. Man giebt sich keine Mühe, junge Stämme an die Stelle der absterbenden zu pflanzen, es wachsen deren genug an den offenen Plätzen aus den abfallenden Früchten.

Die Palmirapalme giebt ihren Weinsaft fünf Monate lang im Jahre her, nämlich vom 11. Januar bis zum 11. Juni. Der Stamm muß von allen Schößlingen freigehalten werden, was meist mit vieler Mühe verknüpft ist. Der Arbeiter klettert den Baum hinan, vermittelt eines um den Baum und seinen Rücken geschlungenen Riemens und eines an seinen Füßen befestigten Strickes, womit er den Stamm halb umklammert; ein thätiger, geschickter Arbeiter kann vierzig Bäume besorgen, ein ungeschickter nur etwa funfzehn. Ehe die Haut, welche man Spatha nennt und die den Blumenzweig bedeckt, sich öffnet, zerquetscht sie der Arbeiter zwischen zwei Stückchen Holz drei Morgen hinter einander; an jedem der vier folgenden Morgen schneidet er eine dünne Scheibe von dem äußeren Ende dieser Zweige ab. Diese Operation verhindert die Spatha sich zu öffnen, und den achten Morgen beginnt ein helles, süßes Wasser aus der Wunde zu laufen; dann wird ein Topf darunter gehängt, um den Saft, sowie er aus dem Zweige tropft, aufzufangen. Ein guter Baum giebt täglich ungefähr ein bis drei Viertelmaß Saft, ein schlechter nur

höchstens den sechsten Theil. Es ist ganz falsch, wenn man in Lehrbüchern liest, daß der Saft aus den angeschnittenen Früchten gewonnen werde; man gewinnt ihn einzig nur durch die Blumenzweige (Blüthenkolben) und die Früchte, die wie ein kleiner Kopf groß sind, werden gegessen.

Der gewonnene Saft wird mit Kalk gemischt und es entsteht daraus ein grober, brauner Zucker, Sagory (Sagara) genannt, der nun gebraucht wird, um ein zwar starkes, aber schlechtes Getränk daraus zu bereiten, indem man ihn gähren läßt.

Ceylon ist noch der wahre, heimische Boden der Mangostane (*Garcinia ceylanica*), und liefert den Saft, welcher aus den Oeffnungen abgebrochener Blätter hervortropfelt, an der Luft erhärtet und als Gummigutt verkauft wird.

Der Landbau in Ceylon ist in ebenso gutem Zustande, wie auf dem benachbarten indischen Festlande; die Insel bringt alle die verschiedenen Getreidearten hervor, welche man auf der Halbinsel findet.

Die Elephanten auf Ceylon sind größer und besser für den Krieg geschaffen, als die des indischen Festlandes. Man fängt sie auf verschiedene Weisen, zähmt sie und sendet sie dann auf den großen Jahrmart zu Jassnapatam. — Die Kaufleute von Malabar und Bengalen bekommen Nachricht von der Anzahl und den Fähigkeiten der Elephanten, die zum Verkaufe geschickt werden sollen und es werden öfters hundert und mehrere auf einem Markte verkauft. Ein ganz ausgewachsenes Thier, zehn bis zwölf Fuß hoch, wird für 2000 holländische Thaler verkauft.

Die gewöhnliche Art, die wilden Elephanten zu fangen, ist die, daß man eine Falle bauet, die aus einem großen, mit Cocostämmen errichteten Dreieck besteht, an deren einem Winkel eine Oeffnung angebracht ist, die so eng gemacht wird, daß nur eines dieser Thiere auf einmal hinein- und herausgehen kann. Wenn eine Elephantenjagd angezettelt wird, begeben sich viele Männer in

die Wälder und umgeben eine gewisse Strecke Wald, wo man weiß, daß sich darin viele Elephanten aufhalten, in einem Kreise; dann fangen sie an Tamtam's (eine Art kleiner, weit tönender Trommeln) zu schlagen und verengern nach und nach den Kreis, wobei sie die Elephanten nach dem Eingange der Falle treiben und zusammendrängen. Dann zünden die Treiber Fackeln an und verstärken ihren Lärm, um die Thiere in Furcht zu setzen und sie zu zwingen, in die Falle hineinzugehen. Man fängt auf einer solchen Jagd oft 100—130 Stück.

Die erste Bemühung der Elephantenjäger ist nun, die Thiere aus der Falle zu nehmen und sie zu zähmen. Zu diesem Zwecke werden zwei dazu abgerichtete zahme, weibliche Elephanten zu beiden Seiten der Oeffnung aufgestellt, aus welcher man immer einen Gefangenen aus der Falle herausläßt, der nun von den beiden zahmen Elephanten in die Mitte genommen und mit starken Stricken an sie festgebunden wird; bezeigt er sich aber wild und widerspenstig, so schlagen ihn seine beiden abgerichteten Nachbarn mit ihren Rüsseln, bis er selbst zahm wird und sich nach dem Willen der Jäger leiten läßt. Gewöhnlich nimmt man auch den Hunger zu Hülfe, der sie noch geschwinder zähmt.

Die Büffelochsen sind in Ceylon so gemein, wie auf dem Festlande von Indien und sie sind die einzigen Thiere, die man zum Ackerbau gebraucht. Affen giebt es in großer Menge auf der ganzen Insel, die meisten sind so groß, wie die von Sumatra und Java. Der große Affe, beinahe vier Fuß hoch, mit einem langen weißen Barte, der von Ohr zu Ohr reicht, schwarzem Gesichte und schwarzgrauem Körper ist dieser Insel eigen; er ist sehr wild und boshaft. Wilde Schweine, Bären, Jakal's (Schakal's) und Tiger giebt es in großer Menge in den Wäldern. Die Raja oder Brillenschlange, von den Portugiesen „Cobra di Capello“ genannt, ist auf der Insel sehr gemein, desgleichen die Boa; die Anaconda oder Riesenschlange hat hier ihr Vaterland.

Die Ureinwohner von Ceylon bestehen aus zwei verschiedenen Völkern: den Cingalesen und den Baddah's. Die Cingalesen scheinen nach ihrer Sprache, ihren Schriften und alten Monumenten seit undenklichen Zeiten ein Hindugeslecht gewesen zu sein, das in allen gestitteten Künsten eben so erfahren war, als ihre Nachbarn des Festlandes. Die Baddah's dagegen sind ein Volk, das sich noch immer in dem rohesten Naturzustande befindet und in Wäldern, in Höhlen und Klippenspalten der Gebirge lebt, in der Jagd seine einzige Beschäftigung und im Erwerbe der täglichen Nahrung seine einzige Sorge findet. Dabei sprechen aber die Baddah's die Mundart der Cingalesen.

Nahel in dem Gebiete von Hourly, dem entferntesten und bergigsten der ganzen Insel, haben die in der Gegend wohnenden Baddah'stämme einige Begriffe vom Tauschhandel; sie tauschen mit den Cingalesen Elefantenzähne und Rehfleisch gegen Pfeile, baumwollene Stoffe 2c. Dieser Gebrauch ist aber nicht allgemein unter diesem sonderbaren Volke, denn noch vor vierzig Jahren unterhielt ein Drittel der gesammten Baddah's nicht den mindesten Verkehr mit den Cingalesen und sie hegen überhaupt einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Alles, was fremd ist. Sie sind sehr stark und kühn, entschlossen und unbiegsam, zum Zorn geneigt und verrätherisch; in ihren Sitten zeigen sie dagegen eine Höflichkeit, die mit dem Charakter eines äußerst wilden und rohen Volkes und noch mehr mit ihren übrigen Eigenschaften schwer zu vereinigen ist. Doch besitzen sie eine, obgleich sehr dürstige Religion, voll Aberglauben und Abgötterei. An einigen Orten haben sie Tempel errichtet, aber im Allgemeinen feiern sie ihren rohen Gottesdienst an Altären, die in dem Schatten eines Banianbaumes (Banane) aus Bambusrohr aufgebauet worden sind. Ihre Religion scheint aus einigen undeutlichen Begriffen der ersten Grundsätze der Brahmalehre zu bestehen. Sie beten einen besonderen Gott an, der, wie sie glauben, vor vielen Millionen Jahren vom Himmel

herunter gekommen ist, um sie die Pflichten des Lebens zu lehren; ihm opfern sie bei allen ihren Festen, von seiner Gunst hoffen sie ewiges Glück zu empfangen und von seinem Zorne fürchten sie ewige Strafen.

Sie leben in kleinen Stämmen beisammen, die jeder von einem Oberhaupte regiert werden, der aus der Zahl der geschicktesten und stärksten ihrer Jäger erwählt wird. Viele Hirsche erlegt zu haben ist der höchste Triumph ihres Ehrgeizes und der größte Ruhm eines Baddah-Jünglings. Dieser erwirbt ihm nicht nur den Beifall der Männer, sondern auch die Gunst der Weiber seiner Nation.

Wenn ein junger Mann ein Mädchen von deren Eltern zum Weibe fordert, so fragt man ihn, was für Glück er auf der Jagd gehabt habe, und wenn man ihm die Tochter giebt, so erhält sie als Aussteuer so viele Jagdhunde, als er Hirsche erlegt hat.

Es giebt in den Gebirgen von Ceylon viele Tausende dieser Baddah's; durch ihre Lage und Armuth gegen Unterjochung gesichert und aus ihren Wäldern Alles beziehend, was das wilde Klima zu ihrem Unterhalte nothwendig macht, schauen sie von ihren steilen und rauhen Felsen mit der kaltblütigsten Gleichgültigkeit auf die herrlichen, reichbebaueten Thäler ihrer Nachbarn hinab. Die Kleider und reichen Zierrathen, die bequemen Häuser und fruchtbaren Felder, die Künste und Genüsse der Singalesen erregen bei den Baddah's keine Gefühle des Staunens oder der Bewunderung, keinen Wunsch der Nachahmung, nicht einmal den geringsten Neid in den Herzen des nackten und häuserlosen Volksstammes.

Dieser sonderbare Menschenstamm bietet das Phänomen eines Volkes dar, das eine Religion besitzt, deren Grundsätze vernünftig, liebreich und sanft sind und doch seit den urältesten Zeiten in einem Zustande ruhiger Barbarei fortlebt, während es die Beispiele von Cultur, Kunst und Verfeinerung nahe vor Augen hat.

Die Gingalesen, die ehemals dem Könige (Sultan) von Candy unterthan waren, sind sowohl in ihren Gesichtszügen als in ihrer ganzen persönlichen Erscheinung das schönste aller Hinduvölker. In ihrer Farbe den Hindu's der Provinz Bahar gleichend, besitzen ihre Gesichtszüge den Scharfsinn und die Lebhaftigkeit der Franzosen. Die Männer sind gewöhnlich fünf Fuß und sechs bis zehn Zoll groß, die Weiber ungefähr fünf Fuß. Letztere, obgleich nicht weiß von Farbe, noch regelmäßig schön, sind jedoch äußerst zart gebauet und sehr reizend. Die Männer, obgleich nicht sehr ebenmäßig gebauet, sind aber in hohem Grade behende, thätig und abgehärtet, sie tragen ein Stück Mouffelin um die Lenden gewickelt und eine Jacke von dem nämlichen Stoffe, die an den Händen zugeknöpft und um die Schultern wie ein Hemde in Falten gezogen ist; auf dem Kopfe haben sie eine rothe Tuchmütze mit Seitenlappen, welche die Ohren bedecken. Sie tragen einen schönen, kurzen Säbel und an der rechten Seite ein langes Messer. — Die Kleidung der Weiber besteht aus einem langen Kleide von weißem Galico, sehr zierlich mit rothen und blauen Blumen gestickt, über das sie ein Stück weißen Mouffelin werfen, dessen Länge und Feinheit im Verhältnisse mit dem Range der Person steht. Auf dem Kopfe tragen sie ein Stück farbiger Seide, groß genug, um die Haare ganz zu bedecken, die sehr nett aufgerollt sind, und ihre Ohren, Arme, Beine und ihr Hals sind mit Juwelen geschmückt.

Die Männer sind ernsthaft und würdevoll, doch höflich und elegant in ihrem Benehmen; ihr Verstand ist scharf und durchdringend und in allen öffentlichen Angelegenheiten sind sie verständig, geschickt und schnell im Handeln. In ihrem häuslichen Leben zeigen sie Vorsicht und Mäßigkeit und neben ihrer Verständigkeit haben sie eine lebhafte und warme Einbildungskraft, die sie sinnreich, schlau und berecht macht. Von Temperament ruhig, aber entschlossen, ist es ebenso schwer, ihren Zorn zu erregen, als, wenn

er einmal gereizt und hervorgerufen ist, wieder zu beschwichtigen. Durch das Klima von Natur träge gemacht, suchen sie gerade die Arbeit nicht, arbeiten sie aber einmal, so sind sie thätig und schnell; gemäßigt in ihren Leidenschaften kennen sie die Entzückungen und das Zartgefühl der Liebe, die Sympathie und die Begeisterung der Freundschaft wenig, daher sind sie aber auch mäßig in ihren Wünschen, gleichmäßig gesinnt, bescheiden und sanftmüthig. Eigennützig in den Motiven ihrer Handlungen werden sie öfters durch Geiz angetrieben, ein gegebenes Versprechen nicht zu erfüllen, aber mit der tiefsten Ehrfurcht von einer Religion erfüllt, welche die erhabensten Gesinnungen einflößt und die bei den Hindu's überhaupt mit dem ganzen Systeme ihrer Geseze und Civilverordnungen verwebt ist, bleiben sie unveränderlich in der Anbetung ihres Gottes, ihrem Vaterlande treu ergeben und wohlthätig gegen ihre Nebenmenschen.

Die Weiber der Cingalesen unterscheiden sich wesentlich von allen anderen asiatischen Weibern. — Anstatt der trägen Gefühllosigkeit, abgeschmackten Zurückgezogenheit und mürrischen Strenge, die dieses Geschlecht in ganz Asien in jeder Periode seiner Geschichte ausgezeichnet hat, besitzen die cingalesischen Weiber viel von der wohlthuedenden Empfindsamkeit, reizenden Schamhaftigkeit und lieblichen Ungezwungenheit, welche die civilisirten Weiber Europa's so vortheilhaft auszeichnen. Die Frauen der Cingalesen sind nicht sowohl die Slavinnen und Gattinnen der Männer, als vielmehr ihre Freundinnen und Gesellschafterinnen, denn obgleich das Gesez diesen erlaubt, ihre Weiber und Töchter in tyrannischer Unterwürfigkeit zu halten, so gestattet ihnen doch ihre gesellige, friedliche Gemüthsstimmung nicht, diese Macht mit Strenge auszuüben und, da Vielweiberei bei ihnen unbekannt und die Ehescheidung erlaubt ist, so besitzen die Männer nichts von der eifersüchtigen Gemüthsart, die den unmännlichen Despotismus hervorgebracht hat, der von den gestittetsten Nationen Asiens über

das schwächere Geschlecht von jeher ausgeübt worden und von allen asiatischen Religionen gestattet worden ist. — Die Eingalesen schließen ihre Weiber nicht ein und unterwerfen sie keinen entehrenden Einschränkungen. Die vornehmsten Frauen des Landes sprechen öfters mit irgend einem Manne, der ihnen gefällt, obgleich ihre Ehegatten gegenwärtig sind.

Die Häuser der eingalesischen Bauern sind entweder aus Lehm oder Rohr gebauet und ziemlich nachlässig mit einem langen, starken Grase, das in den Wäldern wächst, bedeckt. Auf der Vorderseite dieser einfachen Hütten befindet sich eine Veranda oder ein Vordach, unter welchem die Einwohner nach asiatischem Gebrauche Morgens oder Abends auf Matten oder Teppichen sitzen. Ihr Hausgeräth besteht aus einigen irdenen Töpfen, die in der Mitte der Hütte aufgehängt sind, vier oder fünf Stühlen, einigen metallenen Schüsseln, von denen sie ihre Speisen genießen, einigen aus Palmblättern geflochtenen Matten und einigen groben, weißen wollenen Decken, die ihnen als Betten dienen, sowie aus einigem Küchengeräth und Ackerbaugeräth.

Die Häuser der Priester, Staatsvorstände, Feldherren und anderer Großen sind mit Steinen gebauet; — obgleich sie selten mehr als ein Stockwerk enthalten, so sind sie doch immer bequem und die vornehmsten Zimmer oft prachtvoll möblirt und geschmückt.

Ihre Städte enthalten selten mehr als funfzig Häuser. Die Stadt Candy ist hübsch gebauet und viel reinlicher und zierlicher, als die Hindu-Städte es gewöhnlich zu sein pflegen. An ihrer Person und in ihrem Hause sind die Eingalesen sehr reinlich und in der Zubereitung ihrer Speisen äußerst sorgfältig. — Ihre Hauptnahrung besteht aus Reis, den sie mit „Curry“, einem Gemisch, das bald aus Fischen, Geflügel, bald aus Schöpfen- oder Ziegenfleisch bereitet wird, genießen. Ihre Religion gebietet ihnen, wie überhaupt allen Hindu's, eher den Hungertod zu erleiden, als das Fleisch der Kuh zu essen. — Das einzige hitzige Getränk, das sie

kennen, ist Araf, ihre Religion aber untersagt den Genuß jeden starken Getränkes und sie übertreten selten das Gebot.

In dem Stamme der Cingalesen hat jeder Mann, selbst der vornehmste, nur ein Weib, aber ein Weib hat öfters zwei Ehemänner, denn es ist erlaubt und gebräuchlich unter ihnen, daß zwei Brüder mit einem Weibe zusammen leben, und die Kinder nennen sie beide ohne Unterschied Vater. Solche Vielmännerei ist übrigens in Boutan und Tibet noch bedeutend mehr ausgebreitet, wo eine einzige Frau mit allen Männern einer zahlreichen Familie in Gemeinschaft lebt, ohne daß deswegen Eifersucht unter ihnen entstände. — Sonst aber giebt es kein Volk in ganz Asien, das nicht mehr oder weniger in Polygamie lebte. Sie wird durch die Religion und Gesetze von Brahma erlaubt, obgleich sie zu allen Zeiten unter den Hindu's weniger gebräuchlich gewesen ist, als unter anderen Nationen des Festlandes von Asien. — Polyandrie wird jedoch durch das Gesetz über die Ehe, welches die Hindu-Religion enthält, auf das Bestimmteste verboten, indem nicht nur den Weibern darin verboten wird, sich zweimal zu verheirathen, sondern ihnen noch überdies empfiehlt, sich mit ihren verstorbenen Ehemännern verbrennen zu lassen (vergl. Kap. 12), ein Opfer, das gleich einigen anderen Gebräuchen der brahminischen Religion von den verständigen Cingalesen nie befolgt wird, denn sie verdammen diese grausame Gewohnheit als verabscheuungswürdig, was ihnen von ihrem Gotte Budha gelehrt wurde, der, wie sie sagen, vom Himmel herunter kam, um die in den Veda's enthaltenen Lehren zu verbessern und zu reinigen.

Die cingalesischen Weiber sind gute Haushälterinnen; sparsam ohne Geiz, gastfrei ohne Verschwendung. In Sparsamkeit und Gastfreundschaft berühmt zu sein, ist ihre höchste Ehre und Auszeichnung und man betrachtet es als eine Schuldigkeit der Mütter, diese Tugenden ihren Kindern mitzutheilen. Daher kommt es, daß die Cingalesen die warmherzige Gastfreundschaft und Frei-

gebigkeit eines einfachen Volkes mit der Klugheit und Vorsicht vereinigen, welche die Wirkung der Cultur und Sittenverfeinerung sind.

Die Eingalesen heirathen nicht eher, bis sie mannbar sind, aber nach dem orientalischen Gebrauche wird die Heirath von den Eltern des jungen Paares beschloffen, die oft auch den Tag der Verehelichung ansetzen, ohne die betreffenden, jungen Personen befragt zu haben. Daher sind ihre ersten ehelichen Verbindungen mehr eine Art gegenseitiger Convenienz als der Zuneigung und Liebe; da sie diese Ehe aber nach Gefallen auflösen können, so sind solche Verbindungen sowohl in ihrer Natur wie in ihren Folgen höchst verderblich. Zweite Heirathen sind deshalb bald durch gegenseitige Wahl und Neigung geschlossen, die dann öfters mit wahrem Glücke begleitet sind.

Das Religionsystem ist in seinen Hauptgrundsätzen beinahe das nämliche, wie in China, Japan, Tibet, Boutan, Siam und den verschiedenen Provinzen des birmanischen Reiches. Der allgemeine theologische Grundsatz dieser Nationen ist ein fester Glaube an einen höchsten Gott und an seine Vorsehung. Ihre großen Gesetzgeber und Philosophen haben die Wahrheit dieses Grundsatzes erwiesen durch die Vollkommenheit der Himmelskörper und die erstaunenswürdige Ordnung, welche die Natur der ganzen sichtbaren Welterschöpfung offenbart. In dieser allgemein anerkannten Wahrheit stimmen sie mit den Brahminen überein, auf deren Lehren die eingalesische Religion ohne allen Zweifel gebauet ist und von denen die verschiedenen religiösen Systeme der oben genannten Völker wahrscheinlich auch herkommen.

Der Budha der Hindu's war ohne Zweifel der chinesische Foe, auch ist es mehr als wahrscheinlich, daß er der Wodan oder Odin der Scandinavier war. — Nach den Purana's war Budha der Stifter des kriegerischen Stammes, den die Hindu's die „Kinder des Mondes“ nennen, oder den „Genius des Planeten

Mercur.“ — Er soll der Sohn der Nymphe Rohini und des Soma's sein, d. i. des Mondes, soll Ma geheirathet haben, deren Vater in einer wunderbaren Arche von einer allgemeinen Fluth, welche die ganze Erde überschwemmte, gerettet worden ist. Dieser Budha wird in den Gedichten von Jayabeta als der große Verbesserer der Veda's gepriesen, und soll, wie man glaubt, vor ungefähr 2700 Jahren gelebt haben. — Sein Religionsystem wurde erst im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nach China gebracht, aber zu welcher Zeit und durch welche Mittel dasselbe in Ceylon eingeführt worden, ist bis jetzt unmöglich gewesen, mit historischer Sicherheit zu entdecken.

Die Cingalesen glauben, daß Budha mit den Attributen einer allweisen und allgütigen Gottheit begabt sei, daß er von dem Himmel herunter gekommen sei, um ihre Sünden und ihre Bosheit zu bestrafen, ihre Seelen zu läutern und sie für einen Zustand zukünftigen, ewigen Glückes vorzubereiten. Sie beten ihn daher als den großen Stifter ihrer Religion und den Erlöser ihres Volkes an, durch dessen Gnade allein sie hoffen können, die Rache der bösen Gottheiten, welche die höllischen Regionen bewohnen, abzuwenden, oder Gnade und Erlösung von allem Uebel durch den höchsten Schöpfer und Beherrscher des Weltalls erwarten zu dürfen. Es ist also eine, mit der christlichen Lehre vielfach zusammentreffende Vermittlungstheorie. Dagegen glauben sie an die Seelenwanderung, die sie sogar auf die unbelebte Schöpfung ausdehnen; sie glauben auch, daß der Geist Gottes die ganze unermessliche Natur belebt und allen fühlenden Wesen Leben giebt.

Der cingalesische Gottesdienst ist einfacher als derjenige der Brahminen, obgleich er in allen Hauptpunkten demselben ähnlich erscheint. Polytheismus ist das Fundament beider Religionsysteme, aber die Cingalesen beten weniger Nebengötter an, obgleich diese unter anderem Namen auch in der Hindugötterlehre gefunden werden. Die Cingalesen, sowie alle andere Hindu-

Nationen besitzen kein Götzenbild oder eine bildliche Darstellung des höchsten Gottes; nur vor dem Bilde Budha's in ihren Pagoden bringen sie dem Höchsten ihre Gebete und Dankfagungen dar (wie die Christen vor Christi Bilde) und in den cingalesischen Pagoden werden die religiösen Ceremonien von den Tirinanren, d. i. ihren Brahminen oder Priestern, ausgeübt, im Allgemeinen aber von den Gouni's, der niedrigsten Priesterkaste auf Ceylon. Ehe sie ihre Andacht verrichten, machen sie ihre Abwaschungen in den Wasserbehältern, welche zu jeder Pagode gehören und entweder vor der Fronte oder in der Mitte der Gebäude liegen. Diese Behälter enthalten, wie sie glauben, geheiligtes Wasser und sind daher nur den Religionszwecken gewidmet.

Wie die Brahminen den Ganges, so beten die Cingalesen den Mavelagonga als einen heiligen Strom an, der die schwärzesten Verbrechen abwaschen kann. Für die Sonne, mehr aber noch für den Mond, hegen sie, wegen der Sage von Budha's Geburt, die tiefste Ehrfurcht und bringen dem Monde an ihren zwei großen jährlichen Festen, im Juni und November, Opfer dar. Aber nebst diesen beiden Jahresfesten feiern die Cingalesen noch ein drittes, weit prachtvolleres, als die genannten, welches den Jahrestag der Himmelfahrt Budha's verherrlicht. Dieses Fest fällt in den Monat März.

Die Cingalesen sind nach ihren Institutionen in vier Hauptklassen abgetheilt, die in jeder Hinsicht mit den Kasten der Hindus die größte Aehnlichkeit haben. Die erste Klasse ist die der Tirinanren oder die höhere Priesterkaste, die zweite die der Hindrew's oder die Kriegerkaste, zu welcher der König und alle großen Staatsbeamten gehören, die dritte ist die der geringeren Hindrew's oder die Kaste der Kaufleute und Handwerker; die vierte endlich ist die der Pobda's oder die dienende Kaste, zu welcher die Bauern und Tagelöhner gehören. — Diese vier Kasten verheirathen sich nie untereinander,

sind aber wieder in ebenso viele Unterabtheilungen eingetheilt, als es Gewerbe und Handwerke giebt.

Den Tirinanren zollen Alle die gleiche Ehrfurcht, sie sind in Wirklichkeit die Brahminen der Cingalesen, mit der nämlichen Heiligkeit begabt, haben dieselben Berrichtungen, erhalten die gleichen Huldigungen und zeichnen sich durch die nämliche unbiegsame Standhaftigkeit und unerschrockene Tugend aus, die von jeher die Besseren dieser ausgezeichneten Menschenkaste charakterisirt hat.

Die Cingalesen besitzen einen Codex oder ein geschriebenes Gesetzbuch, das, wie sie sagen, von Budha selbst verfaßt worden ist und das ihr König selbst in Verwahrung hatte und nur den Adigar's, oder obersten Richtern, zu lesen erlaubte. Die gemeinen Gerichtshöfe besaßen keine Kenntniß davon und wurden daher in ihren Rechtsprüchen nur durch alte Gerechtfame und hergebrachte Gewohnheiten geleitet. Diese alten Ueberlieferungen und Verordnungen für das gemeine Leben, obgleich in vielen Stücken höchst mangelhaft, beschützten doch jeden Einwohner in seiner Person und seinem Eigenthume. Indessen haben die verschiedenen Klassen ihre eigenen Rechte und Vorrechte, eine vor der anderen. —

Der König war der sogenannte Besitzer und oberste Lehnsherr des Bodens in seinem Staate; alle Landgüter konnten daher nur als Lehn von dem Könige besessen werden. Die cingalesischen Lehnen glichen nicht nur denen aller anderen Hinduvölker, sondern auch denen, die durch das Lehnsgesetz in Europa eingeführt wurden. Ihr Erbschaftsgesetz erkannte das Recht der Erstgeburt an, aber verordnete es nicht, so daß der Vater einer zahlreichen Familie, obgleich er selbst nur das Recht des lebenslänglichen Genusses seiner Erbgüter besaß, doch, wenn er wollte, sie unter alle seine Kinder vertheilen konnte. Da aber das Gesetz keine Veräußerung der Güter erlaubte, so blieben sie nichtsdestoweniger für immer in der Familie. Wurden die Güter dem ältesten Sohne überlassen,

so war er verbunden, Mutter, Brüder und Schwestern so lange zu ernähren, als sie es bedurften.

Von dem eingalesischen Heimathsgesetze, so verschieden von dem aller anderen asiatischen Völker, haben wir schon geredet; es muß aber noch bemerkt werden, daß wenn ein Weib einmal geschieden ist, sie sich nicht früher wieder verheirathen darf, bis ihr erster Ehemann selbst zum zweiten Male verheirathet ist.

Was die Civiljustiz anbetrißt, so werden alle Prozesse nach dem Grundsatz geschlichtet, daß alle Männer in Frieden und Freundschaft mit einander leben sollen, daß kein einzelner Mann, sein Rang oder seine Kaste in der Gesellschaft möge noch so hoch stehen, das Recht besitze, die Rechte eines Anderen, selbst von der niedrigsten Kaste, zu kränken oder zu bevorthailen; da aber die Abtheilung des Volkes in Kasten für sein Glück nothwendig ist, so folgt daraus auch die Nothwendigkeit, daß Vergehungen nicht nach ihrer eigentlichen Strafbarkeit oder nach ihren Folgen, sondern nach Rang und Kaste der Strafbareren bestraft werden müssen. — Es ist augenscheinlich, daß eine solche Art, Verbrecher zu richten, äußerst fehlerhaft und ungerecht ist, aber die friedliche Natur dieses gutmüthigen Volkes verbesserte die Fehler seiner Gerechtkeitspflege. — Zwist und Zank sind sehr selten bei ihnen und kommen Uneinigkeiten oder Zerwürfnisse vor, so wenden sie sich selten an einen Gerichtshof, sondern bitten um Erlaubniß, die Sache durch einen mit Del geleiteten Eid abzumachen.

Das Purrekeh oder das Gottesurtheil ist seit den ältesten Zeiten in allen Theilen von Indien bekannt gewesen und ausgeübt worden; seine Unfehlbarkeit, die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten darzuthun, wird immer noch geglaubt. — Es giebt verschiedene Arten Gottesurtheile. Derjenigen, welche unter den Eingalesen am gewöhnlichsten ist, habe ich einmal als Augenzeuge beiwohnen können. Sachen von Wichtigkeit erlaubt man

ihnen nämlich durch den Eidswur mit heißem Del zu entscheiden.

Wenn sie diesen Schwur ablegen sollen, bekommt jede Partei von dem Statthalter des Bezirks einen Erlaubnißschein von demselben eigenhändig geschrieben; dann verrichten sie eine allgemeine Abwaschung des ganzen Körpers, was eine religiöse Ceremonie ist. Beide Theile werden dann bis zum Augenblicke der Eidleistung in einem Hause gefangen gehalten und es wird ein Tuch um ihre rechte Hand gebunden und versiegelt, um zu verhindern, daß sie ein Zaubermittel anwenden, um ihre Finger zu verwahren. Am nächsten Morgen werden sie herausgeführt, ziehen reine Kleider an und reinigen ihre ganze Person, denn sie glauben, in die Gegenwart Gottes zu treten. Nun binden sie den Erlaubnißschein des Statthalters um ihre Hand und begeben sich unter einen Bannianbaum; alle Beamte des Districts und eine große Menge Volks versammeln sich um sie; Cocosnüsse werden gebracht und es wird vor Aller Augen das Del derselben herausgebrückt, damit Jedermann unter den Zuschauern sehen könne, daß kein Betrug dabei obwalte.

Außer diesem Del hat man ein Gefäß mit siedendem Wasser und Kuhmist bei der Hand, das Del wird nun ebenfalls auf ein Feuer gesetzt und zum Sieden gebracht. Alsdann nimmt man ein junges Cocosnuß-Blatt und taucht es in das siedende Del, damit Jedermann sehe und überzeugt werde, daß es wirklich siede, denn das Blatt verbrennt darin und rollt sich auf. Sind nun alle Anwesenden überführt, daß das Del wirklich kochend heiß ist, dann stellen sich die zwei Männer jeder auf eine Seite des Gefäßes und sagen: „Der Gott des Himmels und der Erde ist Zeuge, daß ich das nicht gethan habe, dessen ich angeklagt bin!“ — oder auch: „Die vier Gattungen Götter sind Zeugen, daß das bestrittene Land mir gehört!“ — Der Andere schwört das Gegentheil; zuerst schwört der Kläger und darauf der Angeklagte. — Die Tücher, mit denen

ihre Hände verbunden sind, werden nun abgenommen, und sowie der Mann obigen Eid ausgesprochen hat, taucht er seine Finger in das siedende Del, zieht sie wieder heraus und schüttelt das Del ab. Dies thut er dreimal, dann geht er zum verdünnten, ebenfalls siedenden Kuhmist und thut das Nämliche. Der Andere folgt ihm dann. Alsdann werden ihre Hände mit dem nämlichen Tuche wieder verbunden, dieselben verstegelt und Beide bis zum folgenden Tage noch gefangen gehalten. Nach dieser Frist werden nun ihre Hände öffentlich aufgedeckt, besichtigt und mit einem Tuche die Finger gerieben, um zu prüfen, ob die Haut sich ablöst. Derjenige, von dessen Fingern sich die Haut ablöst, hat falsch geschworen. Die nunmehr hierauf ruhende Strafe ist eine schwere Geldbuße, die man dem Könige zahlen mußte und eine ansehnliche Entschädigung oder Genugthuung für den Gegner.

Die Verwaltung der Criminalrechtspflege gehörte einzig dem Könige, welcher mit Beihülfe des Adigar's die Gesetze erklärte und die Rechtsfälle richtete. Obgleich auch das Criminal- sowie das Civilgesetz auf die oben erwähnten thörichten Grundsätze begründet ist, daß Verbrechen nach dem Range des Verbrechers und nicht nach dem Grade ihrer Strafwürdigkeit beurtheilt werden, so waren doch die meisten Herrscher von Candy verständige und gütige Männer und vereinigten gewöhnlich ihre Interessen mit ihren Gefühlen, um ihre Urtheilssprüche milde und nachsichtig gegen Niedere und wenigstens unparteiisch gegen die Hohen und Reichen zu machen, und es ist nicht bekannt geworden, daß Verbrecher der niederen Klassen mit jener rohen Grausamkeit behandelt worden wären, die Tyrannen sonst eigen ist, welche gern Personen aus höheren Ständen von ihrer wohlverdienten Strafe befreien. Obgleich man zugeben muß, daß die allgemeinen Grundsätze der cingalesischen Gesetze ungerecht sind, so kann man doch im Allgemeinen mit Grund versichern, daß sie mit ebenso milder

wie strenger Aufmerksamkeit auf das Wohl eines Volkes geübt wurden, das im Glauben, als seien diese Gesetze von Gott selbst verfaßt, sie mit geheimnißvoller Ehrfurcht verehrte.

Die gewöhnliche Mundart der Cingalesen hat keine Aehnlichkeit mit irgend einer der Sprachen, die auf dem Festlande von Indien gesprochen werden, aber zwischen ihren eigenen verschiedenen Dialecten ist kein wesentlicher Unterschied. Ihre Sprache ist aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Sanskrit abstammend, besitzt allerdings manche Eigenthümlichkeiten, hat aber im Allgemeinen eine große Aehnlichkeit mit der malayischen Sprache, die, ihres Wohllautes wegen, die „italienische Sprache des Orients“ genannt wird. Die cingalesische Sprache ist reich, kräftig und sanft, ihr Schriftstyl ist poetisch, harmonisch und elegant.

Die Cingalesen sind begeisterte Liebhaber der Poesie und Musik; — es gibt verschiedene allegorische Balladen und Lieder, die in der cingalesischen Sprache geschrieben sind und die erhabensten Gesinnungen und Gefühle ausdrücken. Sie sind ebenso beliebt durch die geniale Kraft ihrer Verfasser, als wohlthätig für das Volk, indem sie eine fromme Liebe zum Schöpfer, wie eine thätige Menschenliebe einzulösen suchen. — Außer diesen Gedichten giebt es noch andere Poesien über eine Menge Gegenstände, welche vor uralten Zeiten in der Sanskritsprache geschrieben worden sind, welche die Cingalesen „Budha's Sprache“ nennen, die aber nur sehr wenige unter ihren gelehrten Tirinanren verstehen.

In dieser Sprache sind alle ihre Werke über Religion, Gesetzgebung und Physik geschrieben. Kein Europäer hat aber bis jetzt, so viel ich weiß, Gelegenheit gefunden, diese Bücher zu lesen. Die Cingalesen, sowie überhaupt alle Hinduvölker scheinen schon lange den Meridian ihrer Literatur und Wissenschaft überschritten zu haben, das jetzige Geschlecht besitzt nicht mehr die Geschicklichkeit in astronomischen Berechnungen, wie ehemals, die seine Ahnen so rühmlich auszeichnete, es fehlt ihm auch die Kenntniß der

feinen Künste, die, obgleich es noch Geschmac genug besitzt, sie zu bewundern, es doch wegen Mangels an Talent nicht mehr producirt.

In allen mechanischen Künsten sind sie ihren Nachbarn auf dem Festlande untergeordnet; sie besaßen von jeher nur wenig Manufacturen, sie verfertigen zwar genug baumwollene Stoffe, um die Eingeborenen ihrer Insel damit zu versehen, aber sie sind von schlechter Qualität. Sie fabricirten schon im vorigen Jahrhunderte Luntenslinten, und alle Sorten eiserner und stählerner Werkzeuge für Acker- und Häuserbau; ferner alle Gattungen von Töpferwaaren, Gold-, Maler- und Bildhauerarbeiten.

Die Cingalesen haben zu allen Zeiten größtentheils von den friedlichen Arbeiten des Landbaues gelebt, auch besitzen sie viel von dem großmüthigen Geiste und der männlichen Tugend, die aus dem Ackerbau treibenden Leben entspringt; sie sind gastfrei, genügsam, mäßig, muthvoll, ohne irgend eine Beimischung von Geiz, Kälte, Ziererei oder Verwegenheit.

Die alte Hauptstadt Candy erreichten die Engländer am 20. Februar 1803; der militairische Weg dahin, den die Truppen nehmen mußten, war mit großen Schwierigkeiten verbunden, man mußte fortwährend hohe Berge hinauf und hinunter klettern und dazu kamen tägliche Buschgefechte mit den Eingeborenen, da England als Sieger in das Innere der Insel eingedrungen und im Begriffe war, das alte Candy der englischen Krone zu unterwerfen. Das Land, worin die Engländer damals vordrangen, entschädigte sie reichlich für alle Mühseligkeiten, die der ungewöhnliche Weg mit sich führte. Ceylon ist eines der schönsten Länder der Welt und kann ein irdisches Paradies genannt werden. — Berge, die bis auf ihren Gipfel angebauet sind, von blauen Bächen durchschnitten, von Dörfern und Herden belebt, gut ausgetretene Fußwege, die das Land in allen Richtungen durchkreuzen, fruchtbare Thäler mit Wäldern von Arekanußbäumen, Cocos-

palmen, Brotfruchtbäumen, Citronen, Pomeranzen, Pampelmüßbäumen, mit Bananen untermischt, Felder mit Reis, Raggi, Natcheni und anderen Getreidearten bedeckt, umgaben ihren Weg.

Als die Engländer in Candy eintrafen, war die Stadt gänzlich verlassen, denn der König hatte alle seine Schätze aus dem Palaste wegführen lassen und die Einwohner waren ihm darin gefolgt; der Palast brannte an verschiedenen Stellen, als man ihn betrat. Es ist ein ungeheures Gebäude und steht nur dem von Seringapatam an Größe nach. Die Stadt hatte eine Ausdehnung von zwei englischen Meilen und bildete nur eine Hauptgasse, an deren oberem Ende der Palast steht, und viele kleine Nebengassen, die rechts und links von der Hauptstraße verliefen, aber nicht lang waren. — Die Häuser waren größtentheils aus Erde gebauet, etwa fünf Fuß über die Straße erhaben, da sie auf Terrassen gebauet sind, so daß der Fußboden hoch liegt. Man steigt auf einigen Stufen zu ihnen hinauf. Einige wenige Häuser am oberen Ende der Hauptgasse, zunächst dem Palaste, die den vornehmsten Einwohnern gehörten, waren mit Ziegeln bedeckt und weiß angestrichen. Der Palast ist mit Chünam erbauet und hat steinerne Thorwege. Seine Form ist ein Viereck von bedeutendem Umfange, von dem die eine Fronte ganz neu und noch nicht gehörig ausgebauet war. In der Mitte des Vierecks befindet sich ein kleiner, viereckiger, eingemauerter Platz, der die Grabmäler der Könige von Candy enthält. Der Palast umfaßt eine große Anzahl Zimmer, deren Seitenwände auf das Seltsamste bemalt und mit einer Menge Inschriften bedeckt sind. Viele Wände trugen große Wandspiegel, sieben Fuß hoch und vier Fuß breit. In einem der Zimmer fand man ein riesengroßes, von Erz gegossenes Bild von Budha, in einer sitzenden Stellung, mit zwei kleineren Figuren zu seinen Füßen. Auch befanden sich fünf schneeweiße Rehe im Palaste, die als eine außerordentliche Seltenheit gelten.

Der Gandyfluß ist ein prächtiger Strom und voll von Fischen, da der König nie erlaubte, dieselben zu beunruhigen. Zwei Meilen von der Stadt jenseit des Flusses lagerte die englische Armee. Möge es mir gestattet sein, einstweilen aus dem ersten feindlichen Besuche der Engländer in Gandy einige militairische Tagebuchnotizen hier einzuschalten.

Im Januar 1803 verließ General Mac Dowal mit 530 Mann vom 51. Regimente, sowie mit 2 Compagnien des 19. und der Grenadiercompagnie des 55. (Obrist Ramsay's) Ceylon-Regiments und mit 100 Malayen, nebst einer Abtheilung Bengal- und Madras-Artillerie, also zusammen 2000 Mann, die Stadt Columbo. Am 2. Februar marschirte Obrist Barbut von Trincomalee mit 500 Mann des 19. Regimente, 600 Mann des malayischen Regimente, einer Compagnie Artillerie und Schanzgräber, sowie 6 Zehnpfündern und zwei Haubizen fort. — Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten und zahlreicher feindlicher Corps, die sich ihnen entgegengeworfen hatten und nun vor sich hergetrieben wurden, erreichten beide Divisionen britischer Truppen die Hauptstadt Gandy am 20. Februar beinahe in der nämlichen Stunde. Bei Annäherung der englischen Truppen entfloß sofort der König mit seinem ersten Adigar und seine Truppen zerstreueten sich in alle Gegenden der Insel. Vorher zündeten sie aber den Palaß und die Tempel an, aber die britischen Truppen kamen früh genug, um das Feuer zu löschen. Einige Tage zeigte sich der Feind sehr zahlreich in der Nähe der Hauptstadt, wurde aber bald mit großem Verluste zurückgetrieben.

Nach einem Aufenthalte von ungefähr einem Monate in Gandy wurde der General, sowie mehrere Officiere von dem hier heimischen Buschfieber so stark ergriffen, daß sie nach Columbo zurückkehren mußten. Als der General Gandy verließ, nahm er das von Kranken am meisten heimgesuchte 51. Regiment, sowie das Ceylon-Regiment mit sich nach Columbo zurück, die Grenadier-

und Jägercompagnien des 19. Regiments wurden mit den Kranken ihres Regiments nach Trincomalee zurückgesandt und Obrist Barbut mit den übrigen Truppen in Candy zurückgelassen.

Nun aber fing das Klima an, seinen gewöhnlichen tödlichen Einfluß auf die Fremdlinge auszuüben; Obrist Barbut mußte sein Commando verlassen, da er krank wurde, desgleichen Major Blair und mehrere andere Stabsofficiere.

Obrist Barbut und Major Blair starben Beide bald nach ihrer Rückkehr in Columbo an den Folgen des Buschfiebers. Nur ein richtiges diätetisches Verfahren vermochte dagegen zu schützen. — Am 25. Mai kehrte General Mac Dowal, dessen Gesundheit sich gebessert hatte, nach Candy zurück, vorzüglich in der Hoffnung, eine Zusammenkunft mit dem Könige zu erreichen; dies gelang ihm zwar nicht, aber der erste Adigar, oder Minister, erklärte öffentlich, daß er in hohem Grade den Engländern ergeben sei. Der General verließ sich auf diese Versicherung eines schlauen Feindes und kehrte mit den am Buschfieber leidenden Officieren und Soldaten nach Columbo zurück. Major Davies vom malayischen Regimente wurde als Commandant von Candy zurückgelassen und mit ihm 200 Mann vom 19. und 300 Mann vom malayischen Regimente, nebst etwas Artillerie.

Am 24. Juni wurde plötzlich Candy mitten im Waffenstillstande von den Cingalesen angegriffen; Major Davies ergab sich mit seiner Garnison schon am folgenden Tage, und als er mit den Truppen die Stadt verlassen hatte, ließ der Adigar alle noch in derselben befindlichen englischen Soldaten kaltblütig ermorden. Major Davies hatte unter der Bedingung capitulirt, daß er mit seiner Garnison, mit Waffen und Munition ohne Hinderniß nach Trincomalee marschiren dürfe und daß die zurückbleibenden Kranken verpflegt werden sollten; aber diese Unglücklichen wurden sogleich in ihren Betten ermordet. Die abgezogene Garnison verließ Candy und machte bei Allungonath Halt, um am anderen Tage über den

Fluß zu setzen; Major Davies befahl zu diesem Zwecke Flüsse zu bauen, um die Ueberfahrt möglichst zu bewerkstelligen, da ihm aber die Eingalesen versicherten, man würde ihm die Böte zur Ueberfahrt verschaffen, so unterließ er diese so unumgänglich nothwendige, militairische Vorsichtsmaßregel. Als aber die Böte nicht kamen, ließ er ein Tau über den Fluß ziehen und am jenseitigen Ufer befestigen, in der seltsamen Meinung, daß dieses Tau beim Uebersetzen der Truppen hülfreich sein könne; dasselbe wurde aber sehr schnell von einem Candyer losgeschnitten und bald darauf erhielt Major Davies vom ersten Abigar (Minister) Befehl, die Waffen niederzulegen.

Nach einigem Zaudern war der Major schwach und feig genug, diesem Befehle zu gehorchen. Alle gefangenen Officiere und Soldaten wurden von den Eingalesen, die bei dieser Gelegenheit ihren sonst so anerkennungswerthen Charakter der Menschenfreundlichkeit gänzlich verläugneten (was aber wohl bei jeder, nicht von christlicher Humanität durchdrungenen Nation, die um Freiheit und Eigenthum kämpft und den Gegner ihrer alten Unabhängigkeit als den gehässigsten Feind zu betrachten gezwungen ist, und von einem ebenso listigen wie rachsüchtigen Minister angereizt wird, entschuldigt werden darf), je Zwei und Zwei in Empfang genommen und ihnen sofort mit schlechten, stumpfen Messern der Kopf abgetrennt. Der nichtswürdige Abigar bemächtigte sich nach diesem blutigen Trauerspiele des Gepäcks und der Artillerie der Engländer und ließ deren Kanonen abfeuern, um seinen barbarischen Sieg zu feiern. Die Malayen und Lascar's wurden am Leben gelassen und gefangen genommen, auch Major Davies und Lieutenant Humphry (der bei der bengalischen Artillerie stand) wurden einstweilen mitgeschleppt, nachdem sechzehn Officiere und 172 englische Soldaten ermordet worden waren.

Was den Major Davies, der sonst als ein braver Officier bekannt war, zu dieser unverantwortlichen und ehrlosen Uebergabe

der Stadt und der noch unwürdigeren Niederlegung der Waffen bewegen konnte, ist schwer zu sagen. Das Fort von Candy war so gut befestigt worden, daß es die Cingalesen nie hätten einnehmen können, Lebensmittel und Munition waren genug vorhanden, auch war bereits Hülfe von Trincomalee aus auf dem Wege, um die Stadt zu entsetzen. Und wenn der Major auch Gründe gehabt hätte, zu capituliren und sich zurückzuziehen, so hätte er sich doch mit den Truppen, die ihm anvertrauet waren, zehnmal durch die ganze feindliche Armee durchschlagen können, denn die Cingalesen sind im Vergleiche zu europäischen Truppen nur schlechte Soldaten. Davies muß den Kopf oder gar den Verstand verloren haben. Er hat aber dafür später seinen großen militairischen Fehler mit dem Leben bezahlen müssen.

Wie leicht eine Vertheidigung möglich gewesen wäre und wie er mit dem gewöhnlichen Muths seine Truppen hätte retten können, davon gab Captain Madge vom 19. Regimente ein schönes Beispiel zu derselben Zeit. Derselbe befehligte etwa 15 engl. Meilen von Candy entfernt eine kleine, auf dem Wege nach Trincomalee erbauete Schanze und seine kleine Garnison bestand nur aus dreißig englischen Soldaten, welche obenein fast sämmtlich krank und dienstunfähig waren, und aus funfzig Malayen. Er wurde ganz in derselben Zeit angegriffen, als die Cingalesen vor Candy erschienen, vertheidigte sich aber mit seiner kleinen Schaar so lange, bis er die Nachricht von der Niedermezelung in Candy und der Capitulation erhielt, und zog sich dann auf dem Wege nach Trincomalee zurück. Er verließ die Schanze nur mit zwölf Soldaten und funfundzwanzig Malayen, die Uebrigen waren nicht im Stande, ihm zu folgen und er mußte sie ihrem Schicksale überlassen. Mit diesem Häuflein zog er sich, immerwährend fechtend, zurück, bis er einer Abtheilung des malayischen Regimentes begegnete, die Candy zu Hülfe eilen wollte, aber nun mit zurückkehrte.

Auf dem Wege nach Columbo war eine andere kleine Schanze errichtet, vom Lieutenant Nixon befehligt; er hatte nur 22 invalide Malayen, 14 genesende Soldaten vom 19. Regimente und 60 Seapoy's bei sich, vertheidigte sich aber in diesem elenden, nur von Faschinen aufgebaueten und besetzten Platze länger als eine Woche, in welcher er seine ganze Munition verschossen hatte, gegen eine große Menge Singalesen, die ihn ringsum einschlossen, bis man ihm endlich zur Hülfe kam.

Im Monate September desselben Jahres ließ der König der Candyer, bei Gelegenheit einer religiösen Ceremonie, den Major Davies und den Lieutenant Humphry öffentlich hinrichten, allen gefangenen Malayen und sonstigen eingeborenen Gefangenen aber, die unter den Engländern gedient hatten, Nasen und Ohren abschneiden und schickte sie in diesem Zustande den Engländern zurück.

So traurig gestalteten sich die Ereignisse im Anfange des englischen Krieges mit Candy, aber die ostindische Compagnie wußte bald Genugthuung zu fordern.

Ehe ich Ceylon verlasse, muß ich noch der Perlenfischerei gedenken. — Dieselbe war bei den Königen von Candy gewöhnlich auf ein Jahr verpachtet, wobei die Zahl der Böte, welche gebraucht werden durften, contractlich bedungen wurde. Als im Jahre 1799 ein Tamulkaufmann die Perlenfischerei in Pacht hatte, mußte derselbe für die Freiheit, mit mehr als der gewöhnlichen Zahl Böte zu fischen, zwischen zwei bis drei Laks Pagoden bezahlen,*) was beinahe das doppelte Pachtgeld war, das man sonst zu fordern pflegte.

Es scheint, daß die Furcht vor den Hai'sischen die Ursache einer öfteren gänzlichen Unterbrechung der Perlenfischerei ist. Die Taucher sind sehr furchtsam und abergläubisch, jeder von ihnen,

*) Eine Rупie sind 16—18 sächsische Groschen; 100,000 Rупien machen ein Lak und 100 Laks machen eine Crore.

selbst der geschickteste Schwimmer, hat eine so große Scheu vor den Haiischen, daß sie um keinen Preis in das Meer tauchen würden, ehe der Zauberer seine Ceremonie beendet und dadurch diese Seeraubthiere beschworen hätte. Dieses Vorurtheil ist bei ihnen so tief eingewurzelt, daß die Regierung gezwungen war, zwei solcher Beschwörer zu besolden, um die Furcht der Taucher zu heben und die Perlen oder das Pachtgeld nicht einzubüßen.

Die Art, diese gefräßigen Seethiere zu bezaubern, besteht in einer Anzahl auswendig gelernter Sprüche, die Niemand und wahrscheinlich der Beschwörer selbst nicht versteht, und die derselbe, auf dem Meeresstrande stehend, von Sonnenaufgang an bis zur Wiederkehr der Fischerböte her murmelt. Während dieser Zeit müssen sie sich des Schlafes und aller Nahrung enthalten, da ihre Zaubersprüche sonst ohne Wirkung sein würden, es ist ihnen aber erlaubt zu trinken, wovon sie denn auch großen Gebrauch machen und wobei sie sich öfters so betrinken, daß sie außer Stande sind, ihre Pflichten zu erfüllen.

Einige dieser Beschwörer begleiten die Taucher in ihren Böten, was diesen sehr angenehm ist, da sie dann ihre Beschützer so nahe bei sich haben. Doch hatte kurz vor meiner Ankunft am Strande einer dieser Taucher seine beiden Beine durch einen Haiisch verloren und als man den obersten Beschwörer wegen dieses Unfalls zur Verantwortung zog, sagte er zu seiner Entschuldigung, daß eine alte Hexe soeben an die Küste gekommen wäre, die aus Neid und Bosheit durch eine Gegenbeschwörung dieses Unglück verursacht habe, was er zu spät erfahren, da er sonst ihre Zauberei vereitelt haben würde. Er bewies aber bald nachher seine Ueberlegenheit dadurch, daß er die Haiische so gänzlich bezauberte, daß sie, obgleich den meisten Tauchern solche Thiere erschienen, doch nicht im Stande waren, ihren Rachen zu öffnen, wie auch die heimkehrenden Taucher mit gläubigem Ernste versicherten.

Wird einer dieser Fische bemerkt, so machen die Taucher auf

der Stelle ein Signal, und sobald man dasselbe erblickt, kehren alle Böte rasch an das Land zurück. — Ein Taucher, der auf eine Hammermuschel trat und sich am Fuße verletzte, glaubte von einem Haifische gebissen worden zu sein und gab das gewöhnliche Signal, worauf alle Böte den Rückweg antraten; er wurde aber nachher für seinen Irrthum bestraft. Die größte und schönste Perle, welche bei Ceylon gefunden wurde, hatte die Größe einer kleinen Pistolenkugel.

Jetzt erleichtert man sich diese Fischerei mit Hülfe der verbesserten Taucherglocke. Am Eingange des persischen Meeres, bei der Insel Ormus, wird die Perlenfischerei ebenfalls stark betrieben. Die Taucher holen die Muscheln (*Maleagrina margaritifera*) oft vierzig Fuß tief herauf; dann breitet man dieselben am Ufer aus, damit die Thiere darin verfaulen, und die Perlen liegen dann frei in den Muscheln. Letztere liefern dann das Perlmutter.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Franzosen in Ostindien.

Im elften Kapitel habe ich die Entwicklung der englisch-ostindischen Compagnie unter mannichfaltigen Conflicten mit den portugiesischen und holländischen Interessen bis zu der Gründung von Madras und dem Erwerb der Insel Bombay, welche König Karl II. als Heirathsgut der portugiesischen Prinzessin Catharine nicht ohne Hindernisse unter die Besizthümer der englisch-ostindischen Compagnie zu bringen vermochte, dargestellt.

Um diese Zeit, im Jahre 1668, hatte die Compagnie einen ziemlichen Einfluß durch den Besiz eines selbständigen Eigenthums, wie Bombay, erworben, denn ihre übrigen Factoreien zu Madras, Surate und Calcutta hingen immer mehr oder weniger vom Schutze der indischen Fürsten ab, zu deren Ländergebieten die genannten Factoreien gehörten. Es war für die englisch-ostindische Compagnie dieser Besiz um so wichtiger, als fast gleichzeitig Frankreich ein Auge auf Ostindien zu werfen anfang; unter Colbert wurde eine französische-ostindische Compagnie gestiftet und wirklich erschienen die Franzosen sehr bald bei dem Fürsten von Bisapur, gewannen von demselben die höchst bedeutungsvolle

Erlaubniß, ein Fort auf der Küste von Coromandel anzulegen, das der Grund des bald wichtigen Pondichery wurde. Von hier aus machten die Franzosen viele glückliche Handelsgeschäfte mit viel Geschick.

Daß die englisch-ostindische Compagnie einen solchen Nebenbuhler nur höchst ungern sah, lag in der Natur der Sache; es gab bald gegenseitige Reibungen und Händel, die um so mehr in offene Feindseligkeiten ausbrachen, als beide Nationen in Europa als kriegsführende Feinde einander gegenüberstanden. Diese Feindseligkeiten blieben aber in Ostindien immer noch von untergeordneter Bedeutung und es vergingen über siebenzig Jahre, ohne daß in der ostindischen Sachlage sich etwas Bedeutungsvolles umgestaltet hätte.

In der Zeit aber, als Frankreich und England den Krieg in Europa führten, welchen drei Jahre später der Friede zu Aachen einstweilen beschloß, hatte Frankreich die Inseln Isle de France und Bourbon durch den Gouverneur derselben, La Bourdonnai, zu blühenden Niederlassungen gemacht, und der Gouverneur war ein Mann, der mit Eifer und Uneigennützigkeit selbst sein Privatvermögen gern daran setzte, um Frankreichs Macht in dieser Gegend zur Geltung zu bringen und mit den Handelsinteressen der Engländer muthig zu concurriren. — Dieses Aufblühen der beiden Inseln, namentlich aber der Krieg in Europa, machte die englisch-ostindische Compagnie besorgt und vorsichtig, sie rüstete im Jahre 1745 ein Geschwader aus und schickte es in die indischen Gewässer, um die Factoreien gegen Ueberfälle, den Handel gegen feindliche Eingriffe zu schützen.

Plötzlich aber erschien der rührige La Bourdonnai, der sogar auf eigene Kosten neun Schiffe bewaffnet und ausgerüstet hatte, schlagfertig in den indischen Gewässern, suchte die englische Flotte auf, schlug sie und steuerte geradewegs auf Madras, welches er belagerte, während er gleichzeitig Batavia und Goa blockirte. Das

unterlegene englische Geschwader konnte sich nicht so zeitig wieder erholen, um der Stadt Madras, diesem wichtigsten Plaze des ostindischen Handels, zur Hülfe zu eilen und dieselbe zu entsetzen; sie ergab sich den Franzosen unter den ungünstigsten Bedingungen einer Capitulation, welche festsetzte, daß die Engländer ihre persönliche Freiheit und ihr Eigenthum mit neun Millionen Franken auslösen sollten und die Stadt selbst dem Fürsten (Nabob) von Carnatik übergeben werde. Diese Capitulationsbedingungen hatte der Gouverneur La Bourdonnai gestellt, weil er den Maßregeln der französischen Regierung zufolge keine Eroberungen auf dem indischen Festlande in Besitz behalten sollte.

Der Gouverneur von Pondichery, Namens Duplair, zeigte indessen wenig Neigung, einmal gewonnene Gebiete einer dritten Person zu überlassen, er widersetzte sich dem Befehl, welchen einmal die französische Regierung für solche Fälle ihren indischen Gouverneuren gegeben hatte, und forderte die Beibehaltung von Madras. La Bourdonnai, der Ordre getreu und im Glauben, daß er nicht nur gehorchen, sondern durch Mäßigung seines Kriegsglücks dem französischen Einflusse nützen müsse, kam mit Duplair, der ein sehr entschiedener und ehrgeiziger Mann war und schon längst darauf gesonnen hatte, Indien unter französische Herrschaft zu bringen, in einen heftigen Streit, überließ Duplair das weitere Handeln und zog sich nach den französischen Inseln zurück. Duplair hob sofort die von Bourdonnai aufgestellten Capitulationsbedingungen wieder auf, nahm den Gouverneur von Madras und viele angesehenere Einwohner gefangen, führte sie mit nach Pondichery und betrachtete Madras als französisches Eigenthum.

Dieser Streit zwischen beiden französischen Gouverneuren lähmte das weitere Vorbringen der Franzosen, die sonst, wenn sie einig gewesen wären, viel größere Erfolge erzielt haben könnten. Auf Duplair's Bericht an die französische Regierung wurde sein Benehmen gut geheißten, Bourdonnai von Isle de France abbe-

rufen und für seinen militairischen Gehorsam drei Jahre in die Bastille geworfen.

Der Besitz von Madras dauerte aber kaum drei Jahre, denn im Aachener Frieden (1748) wurde stipulirt, daß Madras an die Engländer zurückgegeben werden sollte. Nur mit Unwillen räumte Duplair die Stadt und gab Gefangene und Eigenthum wieder frei; es hinderte ihn aber nicht, seine Pläne zur Beherrschung Indiens auf anderem Wege zu verwirklichen und er suchte dabei durch Einschüchterung, kluge Gewinnung und allmälige Unterwerfung der indischen Fürsten zu reüssiren.

Dieser Plan war nicht übel, aber die Engländer faßten denselben Plan, um ihrem gefährlichen Nebenbuhler womöglich zuvorzukommen oder ihm doch wenigstens hindernd oder beschränkend zu begegnen. Die diplomatische Klugheit der Engländer war aber der listigen, ränkevollen Politik Duplair's nicht gewachsen, denn dieser ebenso ehrgeizige wie thatkräftige Mann, der die Diplomatie der indischen Fürsten genau studirt und sich vorgenommen hatte, sie mit derselben List und Schlauheit zu bekämpfen, welche sie selbst übten, machte den französischen Einfluß überall geltend und stellte die Interessen der Engländer in großen Nachtheil. Er würde seine Pläne für Frankreichs Oberherrschaft in den indischen Angelegenheiten sicherlich bis zu einem bedeutenden Grade verwirklicht haben, wenn nicht der engherzige Krämergeist, der überall nur gewinnen will und für Ehre und Nationalität keine Opfer zu bringen fähig ist, den kühnen Geist Duplair's in mächtige Fesseln zu schlagen gewußt hätte. Die französisch-ostindische Handelsgesellschaft, die mit dem weiter blickenden und unbeugsamen Gouverneur unzufrieden war, beklagte sich kurzschichtiger und thörichter Weise bei dem französischen Ministerium und dieses rief Duplair im Jahre 1753 zurück. In Paris sollte er sich vertheidigen und er, welcher noch kurz vorher das Loos indischer Fürsten bestimmt hatte, mußte jetzt

wie ein schuldiger Bittsteller vor Richtern und Anwälten stehen, was er nicht ertrug und ihm bald den Tod zuzog.

Einer von den Directoren der französisch-ostindischen Compagnie, Namens Godeheu, ein zwar verständiger, aber ruhiger und ängstlicher Mann, ohne irgend große Eigenschaften, ohne Ehrgeiz, Aufopferung und Charakter eines Mannes von solcher schwieriger Stellung, wurde nun Gouverneur von Pondichery.

Das ermuthigte die Engländer zu größerer und kühnerer Thätigkeit, jetzt galt es, den französischen Einfluß in Indien zu vernichten. Zunächst rekrutirten sie ihre Militairmacht durch indische Eingeborene, die man *Seapoy's* nennt, exercirten dieselben in europäische Kriegszucht und Waffenübung ein, verheimlichten ihnen aber die Kunst der europäischen Kriegsführung und gewannen an diesem Zuwachse eine Macht, womit sie in wenigen Jahrzehnden ein ebenso großes, als unerschöpfliches Reich begründeten.

Die erste Gelegenheit zur Erweiterung des englischen Einflusses war bald durch einen Seeräuber gegeben, dessen Staat *Surate* unweit Bombay lag und der den schwachen mongolischen Monarchen zu Delhi gezwungen hatte, ihm die Würde eines Admirals zu ertheilen, welche Würde es früher zu den Zeiten der Blüthe des mongolischen Kaiserreiches gegeben hatte. Dadurch im höchsten Grade übermüthig gemacht, wurde er, unter dem Schutztitel eines Beschützers des mongolischen Handels, ein gefährlicher Ruhestörer der Gewässer dieser Gegend und die europäischen Nationen waren gezwungen, zur Sicherung gegen diesen Seeräuber eine kostspielige Seemacht zu unterhalten. Es kam auch einige Male zwischen Europäern und ihm zu Seegefechten, wobei die erstern den Kürzeren zogen und der Seeräuber erklärte jetzt laut und großprahlerisch, daß er es unternehmen wolle, die indischen Gewässer und Küsten gänzlich von den Europäern zu säubern.

Die Engländer nahmen jetzt die Herausforderung an, den

englischen Einfluß, der durch die Vortheile der Franzosen über sie etwas geschwächt war, wieder geltend zu machen, indem sie zunächst sich mit den Mahratten verbündeten und den Seeräuberstaat angriffen. Eine englische Flotte wurde unter Befehl des Admiral Watson und mit Landungstruppen unter Obrist Clive abgesandt und der Feldzug durch völlige Vernichtung des Seeräuberstaates gekrönt, nachdem dessen Seemacht verbrannt und dessen sämtliche Forts genommen worden waren.

Das Königreich Bengalen, worin die Engländer seit 1652 durch die Gunst des Moguls Niederlassungen besaßen, wurde nun der erste, bedeutendere Gegenstand englischer Gebietsverweigerungspläne, denn die erwachte Eifersucht der bengalischen Subahdar's, die außerdem französischen Zuschlüßerungen Gehör gaben, belästigte die englischen Handelsinteressen immer empfindlicher und machte sie von der Laune dieser Statthalter abhängig. Im Jahre 1756 wurde der Subahdar Surajah Dowla von einem französischen Generale Bussy aufgestachelt, gegen die Engländer feindselig aufzutreten und die Niederlassungen derselben in Bengalen zu zerstören. Ein Vorwand dazu war sehr leicht gefunden.

Ein Hindu, der bei dem Vorgänger von Surajah Dowla in großem Ansehen stand und sich freiwillig bei den Engländern aufhielt, wurde vom Subahdar zurückgerufen; der Hindu weigerte sich, diesem Rufe Folge zu leisten; Surajah Dowla forderte gewaltsam die Auslieferung desselben, was die Engländer ablehnten. — Nun hatte der aufgehezte Subahdar die Gelegenheit zu offenen Feindseligkeiten gefunden und er beschloß einen Raubzug gegen die englischen Niederlassungen. In der Hoffnung, die größte Beute in Calcutta zu finden, zog er mit ansehnlicher Streitmacht direct gegen diese Stadt.

Da aber das englische Gouvernement bei der politischen Lage in Europa innere Kriege mit Frankreich in Ostindien vorhersehen konnte, so hatte dasselbe zu rechter Zeit angefangen, die Stadt

Calcutta mit Befestigungen zu umgeben. Gegen diese Befestigung auf bengalischem Boden erhob der Subahdar offen seine Stimme und forderte, daß die Festungswerke wieder niedergedrückt werden sollten, wartete aber die Antwort nicht ab, als er gewahr wurde, daß die Niederlassung zu Calcutta sich in gar keinem ausreichenden Vertheidigungszustande befand und schritt sofort zum Angriffe.

Dieser wenig vorhergesehene Uebersall brachte in Calcutta die größte Bestürzung hervor; der Gouverneur und eine Menge angesehener Einwohner flüchteten auf die Schiffe und retteten dahin ihre vorzüglichsten Schätze. Nur ein muthiger Major, Namens Hollwell, blieb mit einer kleinen Garnison in der Niederlassung zurück, um sie nach besten Kräften zu vertheidigen, konnte aber nicht lange Widerstand leisten, da der Feind zu zahlreich und die kleine Mannschaft theils erkrankt, theils durch Wunden kampfunfähig gemacht war, und mußte Calcutta am 20. Juni 1756 dem Subahdar überliefern.

Dieser behandelte die Gefangenen unmenschlich; es mochten ihrer 146 Kranke und Blesirte sein, welche er in der Zeit der unerträglichsten Hitze in ein dumpfes, enges, elf Fuß langes und achtzehn Fuß breites Gefängniß, mit einem einzigen, nicht an die freie Luft, sondern in einen anderen Höhlenraum gehenden Fenster — die sogenannte schwarze Höhle — einsperren ließ, wo die Unglücklichen so furchtbar an Durst, Hitze und Erstickung litten, daß in der ersten Nacht die Meisten davon starben und am anderen Morgen nur noch dreiundzwanzig Mann lebend aus der Höhle herausgezogen wurden. Unter diesen Lebenden war auch der Major Hollwell. Er wurde nun gezwungen, dem Subahdar die Orte zu verrathen, wo die verborgenen Schätze lagen, um die es dem Grausamen am meisten zu thun war.

Die erschütternde Nachricht von dieser Grausamkeit und Räuberei wurde kaum auf den Schiffen und in Madras bekannt, als man sofort Truppen nach Bengalen sandte. Admiral Watson,

der mit seinem Geschwader in den indischen Gewässern kreuzte, nachdem er den Seeräuberstaat gewonnen hatte, wurde beordert, schleunigst die Truppen unter Obrist Clive, die theils aus Europäern, theils aus Seapoy's bestanden, nach Bengalen zu führen. Clive war ein zu guter Soldat, um nicht die englische Autorität wieder herzustellen. Er griff die beiden bedeutendsten Festungen am Ganges an und nahm sie mit leichtem Angriffe, er eroberte Hooghly, den Ort, wo der Subahdar seine Arsenale und großen Salzmagazine hatte, zerstörte und verbrannte dieselben, und als der Subahdar mit seiner, die englische Streitmacht bedeutend über-treffenden Macht gegen Clive zog, wurde er von diesem völlig geschlagen und gebemüthigt. Er mußte die Bedingung eingehen, Alles, was er in Calcutta zerstört hatte, wieder herzustellen, die ganze eroberte Beute wieder herauszugeben, den Engländern Zollfreiheit zugestehen und seine Zustimmung zu der Befestigung der englischen Niederlassung zu Calcutta erklären.

In Europa war aber unterdessen der Krieg zwischen England und Frankreich ausgebrochen (1756). Die Franzosen in Indien waren, wenn sie auch den Subahdar aufgestachelt hatten, doch klug genug gewesen, keinen offenen Antheil an dessen Kampfe in Bengalen zu zeigen und nach dem Unterliegen desselben, trotz der Feindschaft beider Nationen in Europa, mit den Engländern eine Unterhandlung anzuknüpfen, um in Ostindien Frieden zu halten. Obrist Clive aber, der wahrscheinlich den stillen Einfluß der Franzosen auf den Subahdar thatsächlich erkannt haben mochte, zog mit seinem siegreichen Heere geradeswegs vor die Festung Chandernagur und nahm sie ein. Er hatte dazu um so dringendere Veranlassung, als der Subahdar keine rechte Miene machte, die eingegangenen Bedingungen zu erfüllen, vielmehr zögerte und eine Unterstützung von den Franzosen erwartete. Durch die Einnahme jener Festung aber versperrte er den Franzosen jeden Hülfsweg, auf welchem sie mit dem Subahdar sich hätten verbinden können.

Es wurde sogar demselben Zwang auferlegt, alle Franzosen, die sich unter seinen Schutz begeben hatten, nach Bahar zu schicken, wo sie ganz der Gewalt und Willkür der Engländer unterworfen waren.

Die Engländer wollten nicht auf halbem Wege stehen bleiben, einen gefährlichen und wankelmüthigen Feind, der jede Gelegenheit eines mächtigen Augenblicks oder eine günstige französische Hülfe zu neuen Angriffen benutzen würde, ganz und gar ungefährlich zu machen, sondern schritten weiter, um ihm alle Macht zu nehmen. — Zu diesem Entschlusse wurden sie durch einen günstigen Umstand gebracht. — Ein gewisser Meer Jaffier, ein Befehlshaber in des Subahdar's Armee, welcher mit diesem zerfallen war, aber noch an der Spitze einer kleinen Truppenmacht stand, war erbötig, den Engländern zum Sturze des Subahdar's behülflich zu sein. Clive zog nun geradeswegs in das Land des Subahdar's ein, nahm die Stadt Cutwa und die dazu gehörige Festung, marschirte auf Plasssey, wo er aber eine feindliche Armee von 30,000 Mann Infanterie und 15,000 Mann Reiterei nebst einer ansehnlichen Artillerie antraf, deren Kanonen von Franzosen bedient wurden. Es kam am 26. Juni (1757) zu einer heftigen Feldschlacht, und obgleich Clive nur 2200 Seapoy's und etwa 900 europäische Soldaten hatte, so wurde der Subahdar doch vollkommen geschlagen.

Das Resultat dieser Schlacht war für die englisch-ostindische Compagnie von weittragender Wichtigkeit; obgleich die Engländer nur zwanzig Mann verloren hatten, so entschied dieser Sieg doch über dreißig Millionen Menschen, denn so hoch belief sich die Einwohnerzahl des Königreichs Bengalen. Clive eroberte nunmehr auf seinem Siegeszuge die Hauptstadt Murschadabad, jagte den Subahdar von seinem Posten und ernannte Meer Jaffier zu seinem Nachfolger. Der flüchtige Subahdar Surajah Dowla wurde unterwegs aufgegriffen und von Jaffier's Sohne getödtet.

Meer Jaffier war unter der Bedingung Subahdar von Bengalen geworden, daß er den Franzosen niemals erlauben wolle, sich in den Provinzen Bahar, Drissa (Drira) und Bengalen niederzulassen, er zahlte an die Compagnie die Summe von zehn Millionen Rupien und außerdem vergrößerten die Engländer ihr Gebiet um Calcutta. —

Verhielten sich aber auch die Franzosen still und zuschauend, so bereiteten sie sich doch im Stillen vor, ihre verlorenen Vortheile wieder zu erkämpfen. Ihr Wunsch, trotz des europäischen Krieges in Ostindien Frieden mit der Compagnie zu halten, war eine Maske, denn der Gouverneur von Pondichery hatte aus Paris die stille Weisung empfangen, nicht eher in Indien etwas zu unternehmen, bis aus Frankreich hinlängliche Verstärkungen angelangt sein würden. Endlich langte in Indien, in Begleitung einer starken Militärmacht, ein Mann an, der zum Gouverneur von Pondichery und aller französisch-ostindischen Angelegenheiten ernannt war und den Auftrag erhalten hatte, mancherlei Mißbräuche in der Verwaltung der Colonieen zu verbessern.

Dieser Mann war Lally. Was seine Energie und Unerfrohenheit anbelangt, so konnte seine Wahl an diesem Posten keine glücklichere sein, denn er hatte sich bereits in der Schlacht bei Fontenoy bedeutend hervorgethan und war von einem glühenden Haß gegen die Engländer erfüllt. Seine Familie stammte nämlich aus Irland und war zu den Zeiten der Stuarts nach Frankreich geflüchtet. Man hatte ihn wahrscheinlich seines Nationalhaßes wegen zum Gouverneur von Pondichery ausersehen, da man von ihm keine Rücksicht gegen englische Interessen zu befürchten brauchte und von seiner Entschiedenheit im Handeln Beweise hatte, aber man dachte nicht daran, daß man in Indien nicht nur mit Charakter, Muth und Unerfrohenheit zum Ziele gelangt, sondern daneben auch eine große Portion Schlaueit, Verstellung, Falschheit, füsige Klugheit, tausend Ränke und

Hintergehungen von Nöthen hat, um nach indischer Sitte sowohl von Eingeborenen wie Engländern und Holländern etwas zu erreichen. — Mit dem Leben und Treiben in Ostindien war Lally völlig unbekannt und sein entschiedener, offener Charakter machte deshalb seine neue Stellung und deren Aufgabe doppelt schwierig und gefahrvoll.

Sein erstes Handeln war eine unbesonnene, von blindem Eifer hervorgerufene That. Da er in den Verwaltungskassen gar kein Geld vorfand, so glaubte er, daß die Behörde dieselben nicht nur schlecht verwaltet, sondern auch Unterschleife gemacht habe, und er schritt zur Bestrafung der Beamten. Diese aber wurden dadurch seine bittersten Gegner, machten eine stille und offene Opposition gegen ihn und, anstatt seine Pläne zu fördern, lähmten sie alle seine Unternehmungen, um seine Abberufung zu erreichen. Dennoch begann dieser energische und vielfach verläumdete und verkannte Mann, dessen größtes Unglück und unverzeihlicher Fehler war, daß er gegen die selbstsüchtigen Betrügereien und habgierigen Pläne Anderer nicht blind war und nicht gemeinschaftliche Sache damit machte, seine erste Operation mit Glück, indem er die französische Flagge auf das Fort St. David steckte, das sich ihm ergeben mußte. Dann zog er gegen den König von Tanjore, den er, da seine Unternehmungen Geld kosteten, zur Zahlung großer Summen zwingen wollte; der Widerstand seiner eigenen Beamten im Militair und Civil vereitelte aber diesen Feldzug mehr, als die gute Vertheidigung des Königs von Tanjore, so daß er, ohne den Zweck zu erreichen, von seinem Vorhaben ablassen und von Tanjore wieder abziehen mußte. Er konnte nämlich seine Soldaten nicht bezahlen, weil man ihm in Pondichery die verlangten 100,000 Rupien für die Armeebesoldung verweigerte, weil sie nicht aufzutreiben wären, und die Folge davon war, daß ihn die Soldaten verlassen wollten.

Sein Eifer gegen England erlahmte aber nicht, es gelang

ihm, eine Armee auszurüsten, um gegen Madras zu ziehen, das er belagerte, aber wieder ohne den geringsten Erfolg aufgeben mußte, weil ein ansehnliches englisches Geschwader vor Madras erschien und die Stadt entsetzte. Die Schadenfreude von Lally's Feinden, d. h. den controlirten widerspenstigen eigenen Beamten, ging so weit, daß man in Pondichery über seinen verunglückten Plan der Einnahme von Madras und über seinen Abzug laut frohlockte, in der Hoffnung, daß dadurch seine Abberufung beschleunigt werde. Dazu aber kam ein neues Unglück; Lally hatte zu seiner Expedition gegen Madras auch die französischen Truppen herangezogen, welche in den nördlicher gelegenen Colonieen unter General Bussy gelegen hatten; diese waren nun von den nöthigen Streitkräften entblößt, die Engländer benutzten diesen Zeitpunkt und drangen von Bengalen aus hinein, besetzten sich darin, eroberten Massulipatam (1759), siegten in der Schlacht bei Wandiwash und vernichteten die französische Macht in dieser Gegend gründlich. Verzweiflungsvoll, mit sich und seiner ganzen Mission zerfallen, bittere Abneigung gegen Ostindien empfindend und die heftigsten Anklagen und Schilderungen nach Frankreich berichtend, wurde Lally Schritt für Schritt von den Engländern zurückgetrieben, mußte Carnatik gänzlich räumen und warf sich auf Pondichery, wo er sich einschloß und vergeblich seine Landsleute zu einem gemeinschaftlichen Handeln und zur Eintracht anzusporren suchte. Der verwundete Egoismus und die Verluste der Habsucht riefen die gemeinsten Leidenschaften gegen den verzweiflungsvollen Lally wach, der selbst den Ort ein Sodom nannte und den baldigen Untergang vorherseh. So dauerte der traurige Zustand bis in das Jahr 1761 hinein, wo endlich die Engländer Pondichery eroberten. Das hatte dann zur unausbleiblichen Folge, daß nach einem kriegerischen Zustande von zwei Jahren die Franzosen ganz und gar aus Ostindien vertrieben wurden. Lally wurde gefangen genommen und nach England geschickt.

In Frankreich erweckte der totale Verlust der Besitzungen in Ostindien, von deren Werthe man sich hohe Vorstellungen eingebildet hatte, eine furchtbare Erbitterung und offene Wuth gegen Lally. Die französisch-ostindische Compagnie und ihre Actionaire, welche ihre Summen verloren sahen, schuldigten in ihrer blinden Gelbrache nicht die schlechte Verwaltung, die Lally stürzen wollte und die ihn selbst stürzte, an, sondern bezeichneten den Gestürzten offen als Verräther, zumal seine Familie aus Irland stammte und er jetzt in England lebte.

Der offene Charakter Lally's, dessen ganzes Unglück die Verachtung krummer Wege und das Handeln auf geradem Wege gewesen war, fühlte durch die Anschuldigung der Verrätherei sein Gewissen so sehr beleidigt, daß er, vergessend, wie nichtswürdig der Krämergeist der französischen Compagnie einst gegen Bourdonnai und Duplair gehandelt hatte, sich in England die Erlaubniß erbat, sich als Kriegsgefangener in Paris stellen und seine Unschuld beweisen zu dürfen. —

Es ist bekannt, was dem unglücklichen Manne bevorstand; in die Bastille geschleppt, nach einem langweiligen Proceffe der öffentlichen Meinung und rachsüchtiger Geldmenschen verfallen, wurde er auf einem gemeinen Schinderkarren, einen Knebel im Munde, nach dem Richtplatze geführt und gemordet.

Die französisch-ostindische Compagnie hatte sich aber selbst damit den Todesstreich versetzt, die Geister dreier mißhandelter Männer standen als rächende Zeugen bei der nun erfolgenden Auflösung der französischen Compagnie, die nun in Indien nichts mehr zu schaffen hatte und auf deren einstigen ostindischen Besitzungen nunmehr die englisch-ostindische Compagnie ihre Herrschaft erweiterte.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Die Kämpfe der englisch-ostindischen Compagnie vom Jahre 1761 bis zum Frieden mit Tipoo Saib im Jahre 1784.

Es ist schon erzählt worden, wie die Engländer unter Admiral Watson und Obrist Clive den Seeräuberstaat Surate bezwangen; die Würde eines mongolischen Admirals, welche der Seeräuber dem schwachen Monarchen von Delhi abgezwungen hatte, war nun auf die englische Compagnie übergegangen, was ihr nicht nur Bombay's wegen, sondern für ihre freiere Beherrschung der Gewässer von Wichtigkeit wurde.

Es ist ebenfalls mitgetheilt worden, wie die Engländer den feindseligen Subahdar von Bengalen, Surajah Dowla, entsetzten und an seinen Platz den Meer Jaffier installirten, der anfangs den Engländern sehr bereitwillig die Bedingungen erfüllte, unter welchen er zu der Subahdar's- oder Nabob's-Würde erhoben worden war, bald nachher aber, als er sich auf dem Platze sicher fühlte, eine gewisse, mißtrauische Zurückhaltung gegen die ihn beschützenden Engländer an den Tag gelegt und allmählig zu verstreuen gegeben hatte; daß er sich ihres lästigen Schutzes zu entledigen strebe. Er ging darin so weit, daß er zur Bekämpfung der Engländer in geheime Unterhandlungen mit den Holländern

trat, die denn auch, wie immer zuvor, die Mißgunst gegen ihre Nebenbuhler gern thatsächlich gemacht hätten. — Die Engländer wurden aber kaum gewahr, welche Absichten der treulose Meer Jaffier hegte, als der Gouverneur sofort beschloß, denselben abzusetzen.

Leider aber zeigte sich auch hier in der englisch-ostindischen Compagnie der Krämergeist in seinen engherzigen Schwächen. Trotz der bedeutenden Geschäfte und Gebiets Erweiterungen, welche die Compagnie gemacht hatte, war sie arm geblieben und sogar in Schulden gerathen, während ihre Beamten von Reichtum strotzten. — Die Compagnie kam daher auf den nicht gerade würdigen Nothgedanken, Schacher zu treiben mit der Besetzung der Subahdar's- oder Nabob's-Würde in Bengalen; man setzte den Meer Jaffier ab und bot seine Stelle öffentlich feil.

Es fand sich auch ein annehmlicher Käufer in der Person des Meer Kossim und zwar gerade zu derselben Zeit, in welcher die Engländer noch mit den Franzosen unter Lally um Carnatif kämpften, also Geld nöthig hatten, zumal man recht gut weiß, daß ohne diese Hülfsgelder durch den Stellenverkauf, bei der Entblößung aller Kassen, der Krieg gegen die Franzosen nicht hätte fortgesetzt werden können. Nach dem Maßstabe der großen Geldverlegenheit mußte Meer Kossim seine Nabobswürde sehr theuer erkaufen, obgleich er der Schwiegersohn des abgesetzten Jaffier war. Er übergab der Compagnie als Eigenthum die Gebiete Midnapur, Budwar und Chittagong, bezahlte ihr außerdem baar in Gelde 5 Lak Rupien (also 500,000 Mal 18 Groschen Sächsisch) und mußte allen Beamten, die immer auch für sich selbst sorgten, ganz bedeutende Geschenke machen, so daß der Gouverneur allein 58,000 Pfund Sterling für sich persönlich in Anspruch nahm.

Der neue bengalische Subahdar oder Nabob war aber ein Mann von Klugheit und Einsicht; um seine sehr theuere Würde einigermaßen wieder auszugleichen, führte er eine durchgreifend

sparsame Verwaltung ein, wozu er auch um so eher genöthigt wurde, als er der englischen Compagnie große Abgaben zu leisten hatte. Dabei versäumte er aber nicht, seine militairische Macht zu verbessern, sie auf europäische Weise einzurichten und auch die Disciplin der Engländer einzuführen.

So ehrlich er in Erfüllung seiner Pflichten gegen die Engländer war, so entschieden forderte er aber auch die Verpflichtungen Anderer gegen sich selbst. Daran dachte aber die englische Compagnie nicht. Die Beamten derselben machten von der stipulirten Zollfreiheit nicht nur den erlaubten Gebrauch, sondern mißbrauchten diese in so unrechtlicher, alle Grenzen der Billigkeit überschreitender Art, daß sie sowohl den bengalischen Unterthanen den ganzen Handel ruinirten, als auch dem Subahdar den größten Theil seiner Einnahmen entzogen. Derselbe beschwerte sich viele Male immer eindringlicher, forderte nichts weiter als Recht und Billigkeit, befand sich aber in der Lage des Schwächeren zum Mächtigeren und noch obenein des rechtlichen Mannes gegen die Habsucht des Kaufmannsgeistes, denn er fand kein Gehör und immer nur Ausflüchte oder offenbare Weigerung.

Das erbitterte Kossim endlich so sehr, daß er mit Gewalt der Waffen sein gutes Recht nachsuchte. Da der Sieger von Plassay, und nachherige Gouverneur Clive, nach Europa zurückgekehrt war, so suchte sein Nachfolger, der Gouverneur Wansittart, ein listiges Mittel zur Unschädlichmachung des Kossim; er wandte sich listiger Weise an den früheren, abgesetzten Meer Jaffier, bot ihm gegen neue, beträchtliche Summen die Nabobswürde wieder an, wenn er die Gebiete Midnapur, Budwar und Chittagong als Eigenthum der Compagnie bestätigen, die unbeschränkte Zollfreiheit anerkennen und seine Militairmacht nur nach vorgeschriebener Stärke halten wollte. Jaffier ging darauf ein, verbündete sich außerdem mit den Engländern zur Bekämpfung seines Schwiegersohnes Kossim, wofür ihm die Compagnie die Einkünfte der Pro-

vinz Ruddyra verpfändete, und obgleich Kossim ein großes und gutes Heer hatte, das in mehreren Gefechten siegte, so wurde er doch durch die europäische Kriegstaktik der kleinen englischen Armee einige Male gründlich geschlagen und aus Bengalen verjagt.

Kossim entfloh zu dem Nabob von Dube, der unter den mongolischen Monarchen die bedeutendste Macht bewahrt hatte und gleichzeitig den von den Mahratten aus seiner Residenz vertriebenen Großmogul Schah Allum II. bei sich beherbergte und als früherer Bezir desselben nunmehr in Allum's Auftrage die nominelle Herrschaft des Großmoguls führte. Dieser Nabob von Dube hatte die Herrschaft der Engländer in Bengalen längst mißtrauisch und unzufrieden beobachtet, erfuhr von Kossim die näheren Umstände des Verfahrens und sann auf Mittel, den Engländern Schranken zu setzen. Nicht so zögernd und abwartend verhielt sich der Großmogul Allum; er hätte Bengalen selbst gern besessen, sammelte seine kaiserlichen Heere und bot den Engländern den Krieg an. —

Derselbe fiel aber sehr unglücklich für ihn aus; bei Burar traf er am 22. October 1764 mit dem englischen Heere unter dem Oberbefehle von Hector Munro zusammen und wurde geschlagen. Die Engländer, welche den mongolischen Kaiser als Pantom aufrecht erhalten wollten, verpflichteten ihn zu ihrem Allirten, in Wahrheit aber nur zu ihrem halbgefangenen Schützlinge, versprachen ihm, gelegentlich seine Kaiserresidenz von den Mahratten wieder zu erobern, wiesen ihm vorläufig die Festung Elhadabad zur Residenz an und brachten ihn zur nominellen Abtretung der Provinzen Benares und Gazipur.

Inzwischen hatte sich der Herrscher von Dube mit den Mahratten in Verbindung gesetzt und von ihnen Verstärkungen erhalten. Die Engländer ließen ihm aber nicht lange Zeit, seine Macht zu sammeln, sondern zogen auf seine Residenz Lucknow los, eroberten sie, stürmten die Festung Elhadabad, schlugen ihn bei

Calpy und trieben ihn so in die Enge, daß er im Mai 1765 in das englische Lager kam und um Frieden bat.

Um diese Zeit war Clive wieder aus Europa in Calcutta eingetroffen; in Anerkennung seiner Siege, namentlich bei Plassey, hatte ihn König Georg zum Lord Plassay erhoben und das Directorium der Compagnie ihn nach Ostindien zurückgeschickt, um die Einkünfte der Compagnie zu verbessern, die aus vorhin mitgetheilten Gründen, trotz Gebietseroberung, Gelderpressung und Stellenverkauf, immer noch sehr unergiebig ausfielen. Clive mußte und wollte jetzt vor allen Dingen Geld machen und die Verwaltungskassen der Compagnie füllen. Vaareß Geld war ihm deshalb lieber, als Land, er gab daher dem Nabob von Dube seine Staaten gegen eine Summe von 600,000 Pfund Sterling zurück, reservirte der Compagnie die Handelsfreiheit in den gesammten Ländern desselben und ließ sich die Kriegskosten von ihm mit 50 Lak (5 Millionen Rupien) entschädigen. Aber auch der Großmogul mußte wieder daran; da die beiden abgetretenen Provinzen Benares und Gazipur von den anderen Besitzungen der englischen Compagnie zu fern lagen und nicht gehörig bewacht werden konnten, so forderte Lord Plassay (Clive) als Ersatz dafür die Dewany, d. h. die Einziehung der Hoheitssteuern in Bahar, Bengalen und Drissa (Drira), welche sich laut Berechnung auf 3,125,000 Pfund Sterling beliefen. Den Nabob von Dube machte Clive zum Scheinfürsten dieser Provinzen, gab ihm von den oben summirten Einkünften einen Jahresgehalt, und weil der Großmogul diesem Scheinfürsten noch die Gebiete von Eldahabad und Gorah abtreten mußte, so zahlten sie ihm dafür von obigen Einkünften ein Lehen von 325,000 Pfund Sterling.

Als endlich noch der Großmogul die Abtretung der nördlich gelegenen Gebiete bestätigen mußte, die der Subahdar von Deccan abzutreten sich weigerte, so rückten die Engländer mit

einem Heere in jenes Land und erzwangen sich den Besitz des erhandelten Bezirks.

So hatte denn die englische Compagnie nicht nur an Macht und Einfluß, sondern an Gebietsbesitz ganz bedeutend gewonnen; sie hatte Bengalen, die ganze östliche Küste Hindostans und Cuttat bis zum Cap Comorin hinab entweder als directes Eigenthum erworben, oder von Scheinfürsten besetzt, die unter ihrer Vormundschaft standen. Der Nabob von Carnatik, den sie als ihren Schützling ausgab, hatte sie durch den gewaltlosen Großmogul für unabhängig vom Subahbar von Deccan erklären lassen und Alles, was sie von den indischen Fürsten wollte, die doch einst Vasallen des Großmoguls gewesen waren, das erreichte sie unter dem Scheine der Gerechtigkeit, indem sie den Großmogul die den englischen Interessen günstigen Verordnungen geben ließ. So machte sich die Compagnie durch Clive's kluges System zum Lehnherrn der kaiserlichen Länder. —

Leider machte die Compagnie dem christlichen oder menschlichen Charakter europäischer Sitte dabei wenig Ehre, denn sie setzte ihre Zwecke mit allen ungerechten und unmenschlichen Mitteln fort, nur um der kaufmännischen Geldgier Genüge zu leisten. Aber trotz dieser ungeheueren Gelderpressungen blieben die Verwaltungsverhältnisse der Compagnie sehr schlecht; die Actionaire, welche von den Fortschritten der Macht und Gebietsweiterung in Ostindien gerechte gesteigerte Hoffnungen auf einen großen Gewinn haben durften, wurden getäuscht und nicht befriedigt, alle unermesslichen Summen, die einliefen, dienten nach wie vor zur Bereicherung der indischen Beamten und der in England lebenden Directoren; es zeigte sich hier abermals die ewige Wahrheit, daß der Krämergeist nicht im Stande ist, monarchische Verwaltung im Sinne europäischer Cultur und Humanität auszuüben. —

Es war deshalb ein wahres Wort, welches im Jahre 1784 der berühmte Pitt bei Vorlage der ostindischen Bill rebete, daß es

enblich einmal an der Zeit sei, das damals 30,000 Quadratmeilen große und mit 100 Millionen Einwohnern bevölkerte „Reich der Kaufmannsgesellschaft“ (das übrigens durch den siegreichen Krieg gegen die Birmanen und den Frieden von Dandaboa am 24. Februar 1826 noch bedeutend größer wurde) im Unter- und Oberhaufe zu berücksichtigen, da es ein politischer Unsinn sei, eine so ungeheure Menge von Ländern und Menschen von Kaufleuten regieren zu lassen, die sich in ihren Maßregeln und Prinzipien von den augenblicklichen, oft scheinbaren Handelsvortheilen leiten und nach monopolistischen Grundsätzen das schwankende Schicksal von Millionen Menschen und Menschenrechten bestimmen wollten! — Denn obgleich die von den Besitzern verkaufter 500 Pfund-Actien erwählten 24 Directoren der Compagnie in London selbst residirten, und obgleich Pitt damals durch seine Bill durchsetzte, daß eine mit dem Ministerium verbundene Central-Behörde errichtet wurde, so gelangte das Ministerium dennoch nicht zu einer gründlichen Einsicht in die Regierung in Ostindien, die nach wie vor von den dortigen Beamten geführt und ausgebeutet wurde, und der General Malcolm konnte mit gutem Grunde behaupten, „„daß die ostindischen Verhältnisse nicht nur dem größten Theile des englischen Volkes, sondern auch den Ministern, Lords, Parlamentsmitgliedern, Doctoren aller Art, selbst den englischen Historikern weit unbekannter seien, als die Verhältnisse des Regerreiches Tombuktu. Die indischen Besitzungen hätten ihre eigene Regierung, die für Indien bestimmten jungen Leute erhielten eine eigene Erziehung, die aus Indien zurückgekehrten hätten ihre eigenen Geschäfte, Gewohnheiten, Genossen und Gesellschaften, von denen sie wie von einem Spinngewebe umzogen wären.““

Pitt's damalige Bill gab allerdings die Grundlage künftiger, besserer Einrichtungen ab, aber noch im Jahre 1813 ertheilte die englische Krone einen erneuerten, zwanzigjährigen Freibrief an die

Compagnie, der aber kaum im Jahre 1833 abgelaufen war, als Buckingham, der von der Willkür der indischen Behörden gelitten hatte, gegen die abermalige Ernennung des Freibriefes im Parlamente auftrat, und das tyrannische Verfahren der Compagnie-Behörden nicht nur gegen die indischen Eingeborenen, sondern auch dort lebende Engländer, als Zeugen, sowie die Nachtheile jenes Monopols für den britischen Gesamthandel lebhaft schilderte, und dadurch den Präsidenten der schon genannten Centralbehörde Grant zu dem Antrage ermunterte, welcher angenommen wurde (13. Juni 1833) und dahin führte, daß die ostindische Handelsgesellschaft aufgelöst, der indische Handel (nach Verlauf von zwei Jahren) frei gegeben, die Besitzwerbungen und Uebersiedelungen der Engländer im englischen Indien erleichtert, die Einkünfte der Compagnie auf eine Jahresdividende von 630,000 Pfd. Sterling festgesetzt und der Verwaltung manche Einschränkungen gegeben wurden. So geräuschlos verschwand eine Gesellschaft aus der Geschichte, welche ein größeres Reich erworben hatte, als irgend ein europäischer Herrscher. So wurde die indische Besitzung unter einem Generalgouverneur, mit einem Rathscollegium gelassen, die dem Directorenhose und dem Centralbureau verantwortlich sind, aber die Oberleitung ging entschieden in die Hand des Ministeriums über. —

Nach dieser in die neueste Geschichte vorgeisenden Episode kehre ich zu dem Jahre 1767 zurück, in welchem Clive (Lord Plassay) von Indien zurück nach London ging. Was ich über die kaufmännische Engherzigkeit der Compagnie gesagt habe, bestätigt sich auch an Clive, denn dieser Mann, welcher zur Erweiterung der Besitzungen und zur Füllung der Kassen so viel beigetragen hatte, wurde im Jahre 1773 vor dem Parlamente über seine Verwaltung angeklagt, aber aus Rücksicht für seine Verdienste um den englischen Handel freigesprochen. — Dieser Vorfall führte

aber den Mann in eine tiefe Melancholie, welche am 22. November 1774 mit dem Selbstmorde endete. —

Hyder Ali, dessen Biographie im 18. Kapitel bereits mitgetheilt worden ist, nahm jetzt eine entschiedene Stellung gegen die englische Macht in Ostindien an. Wenn man die Antecedentien und die Eigenschaften desselben, wie ich sie urkundlich aufgezeichnet habe, in Erwägung zieht, so kann es nicht auffallen, daß gerade er ein gefährlicher Gegner der Engländer werden mußte. Er hatte bereits sein eigenes Reich bis an die Ufer des Flusses Kistnah ausgedehnt, als die durch ihn geängstigten Mahratten, die Engländer und der Nizam sich verbündeten, um ihn anzugreifen. (1767.) Hyder Ali war eben so klug, rechtzeitig die Mahratten zu beruhigen und den Nizam zum Bundesgenossen gegen die Engländer umzustimmen. Mit ihm vereinigt schlug er eine englische Armee bei Chargamal, seine Reiter erschienen sogar 5000 Mann stark vor Madras, und würden die englischen Beamten zu Gefangenen gemacht haben, wenn sie es nicht vorgezogen hätten, in der Gegend auf Plünderung umherzuschweifen. Ein Jahr später gelang es allerdings den Engländern durch den Obristen Smith den Nizam zu zwingen, von Hyder Ali abzufallen und einen Separatfrieden mit der Compagnie zu schließen, wodurch Hyder Ali isolirt stand und die Engländer zu der Hoffnung verleitet wurden, bald mit ihm und Mysore fertig zu werden.

Hyder Ali ließ denselben aber keine Zeit, sondern fiel mit großer Hestigkeit in Carnatik ein, zerstörte Alles auf seinem Wege, schickte detachirte Heerhaufen gegen Tinivelly und Madura, und marschirte persönlich gegen Madras, wo er schon einmal mit seinen Reitern gedrohet hatte. Diesesmal erschreckte er aber die obersten Beamten der Compagnie so sehr, daß sie um Frieden baten, und unter Abgabe von Land und Rechten gezwungen waren, ein Schutzbündniß mit Hyder Ali abzuschließen. Dieses geschah im Jahre 1769.

Hierdurch gestalteten sich die Verhältnisse der Engländer ziemlich ungünstig in Indien, da sie an moralischer Macht verloren und die indischen Fürsten mit ihnen sehr unzufrieden waren. Es fehlte der Compagnie ein so umsichtiger und thatkräftiger Mann wie Clive; das mochte das Directorium in London wohl fühlen, und um der ungünstigen Lage eine Aenderung zu verschaffen, schickte es nach vier Jahren einen charaktervollen Mann nach Ostindien, Namens Warren Hastings, der auch bald darauf Gouverneur wurde. Es war ein Mann von Einsicht, Festigkeit und kühner Thatkraft, der die Geschicklichkeit besaß, die in die schwierigsten Zustände gerathene Erbschaft, welche Clive einst gegründet hatte, vor Gefahr und Zersplitterung zu retten und noch zu vergrößern. Er paßte ganz an diese Stelle, denn er fröhnte der gefinnungslosen Handelschlaueit, welche die Politik bestimmte, er war listig, raubgierig und grausam, um die Anforderungen des gemeinen Kaufmannsgeistes, der ja bisher die Diplomatie und die Kriege der Compagnie geleitet hatte, gänzlich zu befriedigen.

Die Rohillas, ein Völkerstamm, der den mongolischen Heeren bisher die besten und kriegerischsten Truppen geliefert hatte, bewohnten ein Gebiet, das zwischen den hohen Gebirgsketten, die westlich den Staat Dube begrenzen, und dem Ganges liegt; sie konnten Hastings' Augen nicht entgehen, und sein erster Gedanke war, diesen Volksstamm zu vernichten. Dazu wurde ihm eine vermittelnde Gelegenheit geboten. Der Nabob von Dube sowohl, wie die benachbarten Mahratten, selbst der Großmogul Schah Allum, der nicht mehr in Elhadabad lebte, sondern in seine alte Residenz Delhi unter dem Schutze der Mahratten zurückgekehrt war, gönnten den Rohillas ihre kleine Macht nicht, die etwa auf 70 — 80,000 Mann zu bringen, die aber um so gefahrloser für die genannten Nachbarn war, als sie, unter mehrere Häuptlinge vertheilt, nur mit großen Schwierigkeiten unter eine gemeinsame Fahne vereinigt werden konnte. —

Der Großmogul Schah Allum zu Delhi begann den Krieg der Mißgunst gegen die Rohillas, in der Hoffnung, sein Reich, das die Engländer bedeutend beschnitten hatten, etwas wieder zu vergrößern. Die Rohillas aber suchten Schutz und Hülfe bei dem Nabob von Dube und dieser, dem ohnehin die zunehmende Ausdehnung der Mahratten so nahe seinem Gebiete längst ein Gegenstand der Eifersucht und Besorgniß geworden war, glaubte mit den Rohillas sich selbst zu verstärken und einen Bundesgenossen gegen die Mahratten zu gewinnen. Er schloß, merkwürdig genug, unter dem vermittelnden Einflusse der Engländer, einen Vertrag mit den Rohillas ab, sagte ihnen seinen Schutz zu und diese sollten ihm dafür 40 Laks Rupien bezahlen.

Als aber die Mahratten jetzt in das Land der Rohillas vorwüthend eindrangen und sich theilweise unterwarfen, blieb, nach indischer, treulofer und eigennütziger Weise, der Nabob von Dube mit seiner verpflichteten Hülfe aus. Als er aber selbst vor den Fortschritten der Mahratten Furcht bekam, rief er die Engländer um Beistand an, und diese Gelegenheit benutzte Hastings, mit den Truppen an die Grenze des Rohillas-Gebietes zu rücken, wo dieses Volk sich schon bis auf Rohilkund zurückgezogen hatte. Die Mahratten zogen sich jetzt zurück. Nun forderte aber der Nabob für seine nicht vertragsmäßig geleistete Hülfe die stipulirten 40 Laks, welche diese weder bezahlen wollten noch konnten, und diesen Vorwand ergriff Hastings, den Nabob anzuregen, die Rohillas zu bekämpfen; er sendete ihm englische Truppen zur Beihülfe, und der Nabob nahm, nach einer siegreichen Schlacht, das Gebiet der Rohillas in Besitz.

Es ist früher mitgetheilt worden, daß der Großmogul Schah Allum dem Gouverneur Clive einst die Städte Corah und Elhabadab hatte abtreten müssen. Die Engländer besetzten dieselben damals und verkauften sie jetzt für 50 Lak an den Nabob von Dube. Nach der Uebereinkunft aber, welche Clive mit Schah Allum ab-

geschlossen hatte, war die Compagnie verpflichtet, die Einkünfte dieser Städte dem Großmogul zu entrichten. Diesen Punkt erfüllte Hastings aber nicht, er sah überhaupt nur auf Gelderpressungen, und selbst, als der Nabob von Dube starb, mußte dessen Sohn, Asof ul Dowla, die Gunst der Engländer durch neue Geldsummen und Gebietsabtretungen theuer erkaufen. Dadurch verarmte der neue Nabob gänzlich, und blieb bereits im Jahre 1781 den Engländern an 1½ Million Pfund Sterling Abgaben schuldig. Das lag aber gerade im Plane Hastings', er erpresste das Geld durch die grausamsten und rechtlosesten Zwangsmaßregeln, denen er kaum noch den Schein des Rechts mehr zu geben bemüht war.

Da er es mit anderen hindostanischen und muhamedanischen Fürsten nicht anders machte, so entstand unter ihnen ein gewaltiger, tiefwurzelnder Groll gegen die Engländer, die ihre unrechtliche Gewalt und Willkür nunmehr auf den höchsten Grad gesteigert hatten. Zahlreiche Franzosen, welche bei den indischen Fürsten, theils als Abenteuerer, theils als Agenten gegen die Compagnie, sich einfanden, stachelten dieselben auf, gemeinsam gegen die Unterdrücker zu handeln und spiegelten ihnen den Schutz Frankreichs vor. Die bedeutendsten Staaten, die der Mahratten und des Hyder Ali, traten an die Spitze eines Bundes der indischen Fürsten gegen die Engländer, und eine gelegentliche Streitigkeit sollte die Veranlassung dazu sein.

Die beiden Mahratten-Häuptlinge, Scindiah und Holkar, brachen mit etwa 40,000 Kriegern gegen Surate auf, wo die Engländer unter der Leitung des General Goddard ihnen entgegen rückten und bei Brodera ein Treffen lieferten, das zum Nachtheile der Mahratten ausfiel. Obrist Popham entriß zugleich die von den Mahratten eroberte, dem Fürsten Ranna von Gohud gehörige, starke Festung Gwalior wieder, da die Engländer diesen Fürsten für ihren Schützling erklärten. Nun aber erschien eine französische

Flotte vor Massulipatam und bei den Handelsniederlagen von Carical, der europäische Krieg der beiden Nationen hatte die Franzosen wieder auf Indien gelenkt, sie hatten Pondichery wieder neu besetzt und sich zu einer Seeschlacht gerüstet. Diese fiel jedoch unglücklich für die französischen Schiffe aus, und die Engländer eroberten das von den Franzosen bisher innegehabte Mahé, und vertrieben dieselben ganz von der ostindischen Küste.

Hyder Ali, welcher mit den Franzosen, wie bereits biographisch mitgetheilt wurde, in dem freundschaftlichsten Verkehre gestanden, von ihnen nicht nur Waffen und Munition, sondern auch Officiere erhalten hatte, wurde durch die Eroberung von Mahé durch die Engländer in hohem Grade aufgeregt; um Mysore zu retten, rüstete er sein gutes Heer noch gewaltiger aus, und er konnte sich nicht nur auf seine Soldaten verlassen, denen er den Sold auf das Pünktlichste zahlte, sondern auch die Bevölkerung war für ihn, da die Hindu's ihn fromm verehrten für seine reichen Gaben an ihre Tempel und Pagoden. Er hob die alte Feindschaft mit den Mahratten auf, verbündete sich mit ihnen und dem Nizam, rief alle indischen Fürsten zum Bunde gegen die verachteten Engländer auf, und erschien plötzlich mit einer großen Armee (100,000 Mann, mit 60,000 Reitern und 100 Kanonen) etwa fünfzig englische Meilen von Madras entfernt bis Conjeviram. Die Reiterei fluthete mit der Schnelligkeit eines Gewitters über die Gegend, und Carnatik sowohl wie die Sircar's des nördlicheren Bezirks erzitterten. Auch Madras war schusslos; die englische Armee war in der Ferne vertheilt, die Kasse der Compagnieverwaltung hatte, wie gewöhnlich, kein Geld, die Oberbeamten lebten ohnehin in Zwiespalt; die Einwohner von Carnatik, welche der zweifachen Bedrückung der Engländer und des Nabob überdrüssig waren, empfingen den mysorischen Fürsten Hyder Ali mit offenen Armen, und verriethen die Stärke und die Stellungen seiner Armee gegen die englischen Kundschafter nicht. Hyder Ali aber belagerte Arcot.

— Unterdeffen waren auf dem Wege von Berar her die Mahratten in Cuttak eingefallen, sowie eine Abtheilung von Hyder Ali's Heere an der Grenze des Gebietes Madura angekommen, und es war die Nachricht eingetroffen, daß eine französische Flotte mit einer tüchtigen Landarmee zu ihrer Unterstützung täglich eintreffen müsse.

In dieser Noth wurde eine englische Truppenabtheilung, welche unter Obrist Bailly aus Gundur herbei kam, um Madras vor einem Handstreich zu schützen, von Tippo Saib, dem Sohne Hyder Ali's, bei Parambaukum gründlich aufgerieben, und nur durch Einspruch der französischen Officiere, welche zahlreich in seinem Heere anwesend waren, wurden die Gefangenen vor der Niedersäbelung geschont, mußten aber die abgehauenen Köpfe der gefallenen Landsleute in Tippo's Lager tragen. — Jetzt galt es, daß Hastings seine ganze Schlaueit, Geistesgegenwart und Kühnheit bewies. Er wendete List und Gewalt an, wie es die Umstände erforderten.

Er hatte bald durchblickt, daß der Rajah von Berar nur aus Furcht vor den Mahrattenhauptlingen zu Poonah und vor Hyder Ali seine Waffen gegen die Engländer gefehrt hatte, was er ohne äußeren Zwang nicht aus freiem Antriebe gethan haben würde. Sofort knüpfte Hastings mit ihm besondere Unterhandlungen an, die ihm die Nüzlichkeit einer Freundschaft mit der englischen Compagnie und die schützende Sicherheit derselben gegen die Anmaßungen der Mahratten und des Fürsten von Mysore so plausibel machten, daß er den friedlichen Anforderungen ein bereitwilliges Gehör lieh; zu gleicher Zeit wirkten Hastings' Agenten auf die Mahrattenhauptlinge, um sie zu einem Friedensabschlusse zu überreden, der ihnen einen scheinbaren Vortheil vorspiegelte; den ebenfalls gegen die Compagnie verbündeten Nizam, der eigentlich der Urheber der friedlichen Allianz war, faßte er bei seiner persönlichen Schwäche, nämlich der ihm inwohnenden großen Eifersucht gegen

die Machterweiterung Hyder Ali's, Hastings schmeichelte seiner Eitelkeit und seinen Interessen, indem er ihm Hoffnungen erweckte, durch Hülfe der Engländer große Vortheile zu erlangen, und erreichte dadurch den stillen Zweck, den Nizam wenigstens in schwankender Passivität zu halten. —

Nach diesen listigen Vorarbeiten, welche die Interessen der Feinde mannichfaltig zersplitterten, hatte er es jetzt namentlich noch mit Hyder Ali zu thun. Um zunächst Madras zu schützen, sandte er Truppen und Geld dorthin, und übergab die Kriegs- und Civilverwaltung einem gewissen Sir Eyre Coote, der ein Mann von großer Fähigkeit, ein guter Soldat und Führer, voll Einsicht und Thatkraft war, und den Hastings nicht besser hätte für seine Zwecke wählen können.

Das befestigte Arcot war bereits in den Händen Hyder Ali's, Coote richtete sich daher mit seinen Truppen nach den übrigen Festungen, wie Wandiwash, Belore, Permacoil und Andere, um diese wenigstens vor den Handstreich der Feinde zu schützen, aber wenn er auch diese Plätze noch zur rechten Zeit rettete, so hatte die Compagnie doch unterdessen andere, nicht gleichgültige Verluste, denn Hyder Ali war klug genug, sich nicht in einer offenen Schlacht mit den Engländern messen zu wollen, sondern zog es vor, wichtige Städte zu erobern, und er setzte sich nicht nur in Besitz von Amboor und Thiagar, sondern bedrohte auch Tanjore, dessen Gebiet bereits von seiner Cavallerie durchschwärmt wurde.

Coote erreichte ihn aber dennoch, zwang ihn (am 1. Juli 1781) in der Ebene von Porto Novo zu einer Schlacht, und diese fiel für Hyder Ali so ungünstig aus, daß er seinen Plan, die Gebiete im Süden zu unterwerfen, aufgeben und nach der Festung Arcot sich zurückziehen mußte. Diese Stadt war für die Engländer zu wichtig, um nicht Alles daran zu wagen, Hyder Ali daraus zu vertreiben. Coote zog Verstärkungen an sich, namentlich Seapoy's aus Bengalen, die den Weg auf dem festen Lande zu ihm

machen mußten und deßhalb spät eintrafen; mit diesem Zuwachse zog er dann gegen Arcot.

Hyder Ali wollte aber der Belagerung zuvorkommen, marschirte der englischen Armee entgegen und griff sie bei Tripasfore an; der Erfolg der Schlacht blieb unvollständig, die Engländer gewannen allerdings Vortheile, Hyder Ali erlitt kleine Verluste, aber dennoch gewannen die Engländer nicht das Gebiet von Carnatik wieder, sondern konnten nur da festen Fuß fassen, wo unmittelbar ihre Truppen die Autorität geltend zu machen vermochten und sie konnten nicht verhindern, daß Hyder Ali's Soldaten die besetzte Stadt Belore eroberten.

Unterdessen handelte sein Sohn Tippu Saib in Tanjore; er hatte hier eine Armee, die eine französische Division in sich enthielt und von französischen Officieren befehligt; denn trotz der mehrmaligen Vertreibungen der Franzosen aus Ostindien, hatten sie doch durch Friedensstipulationen Pondichery und Chanderanagur wieder in Besitz, und unterstützten von hier aus die eingeborenen Fürsten gegen die Engländer. Eine englische Heerabtheilung unter dem Befehle von Braithwaite, welche nahe bei Tanjore operirte, sah sich plötzlich von Tippu's und den französischen Soldaten rings eingeschlossen, es kam zu einer verzweifelungsvollen Gegenwehr, aber obgleich sechzehn Stunden furchtbar gekämpft wurde, so mußten sich dennoch die Engländer ergeben.

Nun aber erschienen die längst von Englands Feinden erwarteten Franzosen in Wirklichkeit; Admiral Suffrein segelte mit einer Flotte heran und schickte eine Landarmee von 2000 Mann zu dem Heere Tippu Saib's, der nun, mit guten europäischen Truppen verstärkt, sofort auf die Stadt Cuddalore loszog, dieselbe nahm und hier für seine Armee sowohl, als auch für die französische Flotte einen festen Anhaltungspunkt erwarb (1782). Auch gegen Hyder Ali in Carnatik waren die Engländer im Laufe

dieses ganzen Jahres nicht glücklich; beide Heere schweiften gegen einander, Coote suchte eine entscheidende Schlacht, aber Hyder Ali wich derselben mit großer Gewandtheit aus, zwang dadurch die Engländer zu steten, ihre Kraft zersplitternden und schwächenden Bewegungen, die dann auch die fortwährend beunruhigte und in Athem gehaltene Armee zu keinem Resultate gelangen ließen.

Nun aber hatte der englische Krieg mit Holland auch in Ostindien begonnen. Es ist bekannt, daß im Anfange des Jahres 1780 sich unter Rußlands Vorgehen die nordeuropäischen Staaten gegen Englands Seeherrschaft verbündeten und eine „bewaffnete Seeneutralität“ behaupteten, um die Eroberungen Englands in Spanien und in Westindien, und die daraus hervorgehenden Vortheile zur See zu schwächen, was Frankreich und Spanien bisher in Europa und Amerika nicht gelungen war. Holland hatte sich dem nordischen Bunde als Seemacht angeschlossen, indem die oranische, für England günstig gestimmte Partei von der Gegenpartei überstimmt wurde, und Ende November 1780 die Generalstaaten durch Gesandte in Petersburg ihren Beitritt zum Bunde erklärten. Die englische Politik glaubte zwischen zwei Uebeln das Beste zu wählen, indem sie unter einem Vorwande (angeblich eines Bundes Hollands mit Amerika gegen England, worüber man Documente bei einem in die Gewalt eines englischen Kapers gerathenen Agenten gefunden haben wollte) Holland den Krieg erklärte und schnell, ohne dem Gegner Zeit zu lassen, die holländischen Besitzungen in Westindien wegnahm. Bekanntlich kam es denn auch wegen Gibraltar und Jamaika zu einem Kampfe Englands mit Spanien und Frankreich.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese europäischen Zustände auch in Ostindien ihren Wiederhall fanden. Das Erscheinen einer französischen Flotte zeigte schon die Feindseligkeit der Franzosen gegen die ostindischen Besitzungen der Engländer an, man unter-

stützte deshalb Hyder Ali und Tippe Saib indirect durch Waffen, Munition und Officiere, dann aber auch offen durch eine militairische Expedition. — Jetzt kamen aber auch die Holländer hinzu, welche ihre Herrschaft über den ganzen indischen Archipel auszu dehnen strebten, und Herren der Molukken, desgleichen auch von Ceylon waren.

Die Engländer konnten ihre Thätigkeit gegen die Feinde auf dem Festlande nicht so entwickeln, wie sie zu anderen Zeiten vielleicht im Stande gewesen wären; sie mußten zur See gegen die holländischen Angriffe und Belästigungen eine bedeutende Kraft entwickeln; die Insel Ceylon lag ihnen am Nächsten, um den Holländern beizukommen; ein englisches Geschwader segelte nach Trincomalee, eroberte es und setzte sich auch von Negapatam in Besitz. Indessen blieben die Engländer nicht lange Herren von Trincomalee, denn die französische Flotte, welche Tippe Saib unterstützt und bei Cuddalore einen festen Standpunkt gewonnen hatte, segelte unter ihrem Befehlshaber nach Ceylon, griff die englischen Schiffe an und schlug sie; sie setzte sich dann in Trincomalee fest, mußte aber einen neuen, hartnäckigeren Seeangriff der Engländer, die den verlorenen Hafen wiedererobern wollten, aus halten; die Engländer wurden abermals (3. Septbr. 1782) geschlagen und Trincomalee blieb in der Hand der Franzosen.

Ungünstiger konnte daher Hastings nichts kommen, als der gleichzeitige Aufstand der Mahratten gegen die englische Compagnie. Er verwendete alle List und Gelegenheit, um diese, wenn auch schlecht disciplinirten, doch wilden Krieger wenigstens vorläufig zum Frieden zu bewegen, aber dieselben zeigten wenig Sinn und Neigung dazu. Da blieb Hastings nichts Anderes übrig, als einige Vortheile mit Waffengewalt gegen sie zu erringen, und dann sie dadurch zu Friedensunterhandlungen geneigter, zugänglicher, aber auch die Bedingungen für sich selbst günstiger zu machen.

Er selbst rückte von Bengalen aus gegen sie vor, wo Scin-

diah und Holtar mit ihren Heeren standen, der General Goddard mußte von Surate aus, wo er sich befand, den schwierigen Weg durch die Engpässe längs der Küste gegen Poonah vorrücken, wurde aber angegriffen und zum Rückzuge gezwungen. — Die Angelegenheiten wären für die Engländer sehr bedenklich geworden, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, den in Bengalen ziemlich isolirten Scindiah des Nachts im Lager so gewaltsam und nachdrucksvoll zu überfallen, daß er sich zu sehr geschwächt fühlte, den Krieg mit einiger Aussicht fortzusetzen, und endlich im October 1781 geneigt war, einen Frieden zu schließen, der ihm sehr milde Bedingungen, aber auch die Verpflichtung auferlegte, die Mahratten von Poonah gleichfalls zur Annahme dieses Friedens zu bewegen. — Es geschah und im Frühling des folgenden Jahres hatte der Mahrattenkrieg einstweilen ein Ende.

Nunmehr konnte Hastings entschiedener von Bombay aus gegen den noch im Felde stehenden Hyder Ali auftreten. Eine Heeresmacht rückte von Bombay nach der malabarischen Küste, nahm hier verschiedene Küstenstädte nach einander weg, die zwischen Calicut und Paniany liegen. — Als dieses Hyder Ali erfuhr, sandte er Tippo Saib mit seiner halbfranzösischen Armee dorthin, um den Engländern die Küste wieder zu rauben. Bei Paniany geriethen sie aneinander, Tippo Saib wurde aber zurückgeworfen und gab diesen Kampf nach kurzer Zeit ganz auf, da die Nachricht eintraf, daß Hyder Ali gestorben sei. Derselbe war (vergl. Kap. 18.) 80 Jahre alt geworden, als er am 9. November 1782 — (nach asiatischer Rechnung am Ersten des Monats Mohurram 1197) verschied.

Dieser Tod rief den Sohn Tippo Saib sofort in seine Staaten zurück, und während dieser Zeit ergriffen die Engländer an der malabarischen Küste die günstige Gelegenheit und die durch Hyder's Tod unausbleibliche, momentane Verlegenheit, um sich Vortheile zu verschaffen. — Es gelang ihnen denn auch nach und nach.

Dnore wurde von den englischen Truppen unter Anführung von Matthews erobert, derselbe drang dann in Bednore ein, nahm die Hauptstadt dieses Gebietes in Besitz und hatte den Triumph, Bangalore (Mangalore) zu erobern, was für Tippo Saib der empfindlichste Verlust war, da diese starke Festung zugleich den vorzüglichsten Hafen von ganz Canara hatte.

Die Folgen dieser Verluste zeigten sich bald in der Stellung Tippo Saib's; um seine Streitkräfte nicht zu zersplittern und seine ganze Macht an der malabarischen Küste sammeln und den Engländern hier mit Nachdruck entgegentreten zu können, gab er das Gebiet von Carnatik auf, zog alle seine Truppen, 100,000 Mann an der Zahl, zusammen und führte sie gegen Matthews, der nur ungefähr 600 europäische Soldaten und 1600 Seapoy's bei sich hatte.

Vor dieser Uebermacht weichend, zog sich Matthews mit seinem Häuflein nach Bednore zurück, das Tippo belagerte und (im April 1783) einnahm; ergrimmt über die Engländer, ließ er die gesammte, gefangene Besatzung grausam hinrichten. Dann zog er nach Bangalore (Mangalore), belagerte diese starke Festung und nahm sie ebenfalls wieder in Besitz. Der Kampf um diesen Platz kostete eine strenge Belagerung und viele Opfer.

Bei dem glühenden Haffe, den Tippo Saib gegen die Engländer nährte, waren noch entschiedene Fortschritte zu gewärtigen, denn er hatte einen mächtigen französischen Beistand; die Engländer strengten deshalb alle ihre Kräfte an, sich gegen den unerbittlichen Feind zu rüsten. Die europäische Politik trat aber friedensbringend dazwischen. —

Eine Botschaft aus Europa verkündigte den in diesem Jahre (1782) geschlossenen Frieden zwischen England und Frankreich, den in Ostindien auftretenden Franzosen wurde damit die Gelegenheit genommen, gegen die englische Compagnie feindlich aufzutreten, die französische Flotte sowohl, wie die französische Landarmee mußten

Tippo Saib im Stiche lassen und durften wenigstens nicht offen mit ihm verbündet bleiben. — So sah sich plötzlich Tippo Saib seiner wichtigsten Unterstützung beraubt, und er bemeisterte seinen Haß gegen die Engländer durch die Klugheit, einstweilen seine Neigung zur friedlichen Abschließung des Krieges kund zu geben. — Die Engländer gingen gern auf diese Bereitwilligkeit des mächtigen Gegners ein, da sie ebenfalls der Erholung bedurften, und Hastings leitete die Bedingungen der Kriegsbeendigung so schlau, daß man eine gegenseitige Wiederherausgabe aller während des Krieges gemachten Eroberungen einging und dadurch die Besitzgrenzen und Zustände ganz auf denselben Grad zurückgeführt wurden, auf dem sie vor diesem Kriege gewesen waren. Der Frieden wurde am 11. März 1784 unterzeichnet und England hatte von dem hartnäckigen Kampfe gerade keine wesentlichen Nachtheile gezogen. —

Nun aber ereignete sich der bereits in seinem zweiten Akte erwähnte Vorfall im Londoner Parlamente, welcher das Schicksal der Compagnie in Ostindien bestimmte. Am 18. November 1783 begann der erste Akt, in dem Minister Fox dem Parlamente den Antrag machte, die Verwaltung der ostindischen Compagnie besser zu regeln. Dieselbe bestand seither aus vierundzwanzig Directoren (jedemal auf vier Jahre) und Actionären, die nur dann eine Stimme hatten, wenn sie zwei Actien, jede von 500 Pfund Sterling, besaßen. — Fox verlangte eine Behörde der Compagnie, die aus sieben vom Parlamente zu wählenden Personen bestehen und bevollmächtigt sein sollte, Land, Einkünfte und Handel zu regieren, so wie sämtliche Beamten anzustellen und abzusetzen. Daß ein heftiger Widerspruch dagegen laut wurde, ist bekannt, so wie daß damals William Pitt diesen Vorschlag eine Tyrannei nannte, einen Eingriff in die verbrieften Rechte und das Eigenthum einer anerkannten Gesellschaft. — Fox aber hielt eine Rede, in welcher folgende denkwürdige Worte vorkommen, die Jeder, der nur

einmal als unbefangener Beobachter in Ostindien gelebt hat, als wahr und einsichtsvoll bezeichnen muß. Er sagte: „Was ist der Zweck alles Regierens? — Das Wohl der Regierten! — Mögen Andere darüber andere Ansichten hegen, ich habe diese Meinung und spreche sie offen aus. — Was sollen wir aber von einer Regierung denken, deren Glück aus dem Unglück ihrer Unterthanen entspringt, deren Größe aus dem Elende der Menschen erwächst? Dieses aber ist die Regierungsweise der ostindischen Compagnie über die Eingeborenen Ostindiens, und der Umsturz dieser schändlichen Regierung der Zweck meines Antrages. Dreißig Millionen Menschen verfluchen uns Engländer als Tyrannen. — Man wendet mir ein, daß der Freibrief der Compagnie nicht verletzt werden dürfe — ich antworte darauf, daß ein Freibrief eine Vollmacht ist, die an eine oder mehrere Personen, zum Zwecke der Ausübung einer Wohlthat ertheilt wird. Wird diese Vollmacht gemißbraucht, wird die Wohlthat nicht geleistet, und entspringt dieser Mangel aus sichtbarer Schuld oder, wie bei der ostindischen Verwaltung, aus Unwissenheit und Schlechtigkeit, und wollte man sagen, daß die Vollmacht dennoch nicht zurückgenommen und in andere Hände gelegt werden dürfe, so wäre dieses eine Batterie gegen die stärksten Grundsätze der britischen Verfassung. — Souveraine sind heilig, und man ist ihnen jede Art von Ehrfurcht schuldig, dennoch, mit aller meiner Anhänglichkeit an die Person der ersten Obrigkeit, hätte ich unter der Regierung Jakob's II. gelebt, ich würde gewiß alle meine Kräfte angestrengt und an dem berühmten Kampfe Theil genommen haben, welcher ein Königreich von erblicher Knechtschaft rettete und die Gültigkeit des Grundsatzes in die Jahrbücher der Geschichte eintrug, daß gemißbrauchte Vollmacht widerruflich ist! — “ —

Wie wissen, wie Georg III., von solchen Argumenten verstimmt, gegen die Pläne von Fox war und die Bill nebst dem Ministerium Fox und North stürzte. Ich habe bereits angedeutet,

wie derselbe Pitt, der, gegen Fox, als Vorführer der Freibriefe auftrat, als er selbst Minister geworden war, am 4. August 1784 die Centralbehörde, aus sechs Geheimeraths-Mitgliedern, worunter der jedesmalige erste Lord der Schatzkammer und ein Staatssecretair, dem Directorium an die Seite setzte, welche alle politischen und militairischen Angelegenheiten der Gesellschaft, ausgenommen ihren Handel, beaufsichtigte, alle Berichte, Befehle und Verordnungen aus und nach Indien einsah und nach Gutdünken änderte oder selbstständige Befehle erlassen konnte. Dem Könige wurde die Ernennung des höchsten commandirenden Befehlshabers der Armee und das Recht eingeräumt, auch den Generalgouverneur, die Vorsteher und Mitglieder der drei Regierungssitze in Bombay, Calcutta und Madras abzusetzen, jedenfalls aber in ihrer Wahl zu bestätigen. Somit gelangte die Verwaltung von jetzt an in die Hände der Regierung, bis ihr ein ferneres Schicksal im Jahre 1833 durch Buckingham's Anklagen bevorstand. —

Dreihundzwanzigstes Kapitel.

Tippo Saib's letzter Krieg mit der englisch-ostindischen Compagnie.

Bis zum Jahre 1790 hatte sich Tippo Saib ruhig verhalten, als er einen Angriff gegen einen Bundesgenossen Englands unternahm, aber von den englischen Hülfstruppen unter Cornwallis und Abercrombie bekämpft, bis vor seine Residenzstadt Seringapatam zurückgebrängt und am 24. Februar 1792 zu einem Frieden genöthigt wurde, der ihm wesentliche Verluste zufügte. —

Tippo hatte, wie ich schon bemerkt habe (vergl. Kapitel 18.), seines Vaters Hyder Ali's Talente und Kriegskunst nicht geerbt, vermittelst welcher dieser sich aus unteren Verhältnissen so hoch emporgeschwungen hatte und Stifter eines mächtigen und blühenden Reiches geworden war. Hyder Ali hatte ihm ein großes und mächtiges Reich hinterlassen, große Schätze, eine zahlreiche und wohlgeübte Armee, aber dem großen angeerbten Ehrgeize konnte er nicht das gleiche Maß Talent beifügen, welches seinem Hasse gegen die Engländer hätte bedeutende Erfolge geben können. Sein eigentlicher Plan, den er still in sich trug, war kein anderer, als sich ganz Hindostan zu unterwerfen und ein neues, allgemeines,

mohamedanisches Kaiserreich zu errichten, aber die englische Macht in Ostindien war, so lange sie bestand, diesem Plane ein unübersteigliches Hinderniß; daher rührte sein tiefer, unauslöschlicher Haß gegen das englische Volk. Seine Versuche, dieses Hinderniß zu brechen, fielen unglücklich aus, Lord Cornwallis zerstörte durch seine Kriegsoperationen gegen Tippe alle Entwürfe desselben, demüthigte ihn und nahm ihm einen großen Theil seiner Schätze und die Hälfte seiner Staaten ab, in der Hoffnung, ihn für die Zukunft weniger gefährlich zu machen, und fesselte ihn noch überdies durch feste, beengende Verträge, die der alsbald näher bezeichnete Nizam und der Paischwa, als nunmehr treue Verbündete der Engländer, garantiren mußten.

Diese Demüthigung konnten der Stolz und die Rachsucht Tippe Saib's den Engländern nicht verzeihen, er sann unaufhörlich auf Rache und wartete nur auf die erste Gelegenheit, sie gegen die Engländer wirksam zu bethätigen.

Die republikanische Regierung von Frankreich, welche bemühet war, für England immer frische Feinde zu erwerben, und den Verlust ihrer eigenen Besitzungen in Indien nicht verschmerzen konnte, sowie über die wachsende Macht der Engländer daselbst im hohen Grade eifersüchtig war, hielt fast immer geheime Agenten an Tippe Saib's Hofe, die diesen Fürsten in seinem Haße gegen die Engländer bestärken und ihn zu handelnder Feindschaft anregen sollten.

Unter den verschiedenen Zwecken der französischen Expedition nach Egypten war wahrscheinlich auch der, von dort aus dem myserischen Fürsten Tippe ein nicht unbedeutendes Hülfscorps zuzusenden, um ihn in den Stand zu setzen, sich für seine erlittene Schmach zu rächen und England dort möglichst zu demüthigen. — Man scheint dieses in England selbst befürchtet zu haben, wenigstens trafen die Regierungen in London und im britischen Indien die umfassendsten Maßregeln, um diesen Plan zu vereiteln.

Sie verstärkten ihre Truppen in Ostindien, und ließen die Meerenge von Babelmandel am Eingange des rothen Meeres durch ihre Schiffe besetzen.

Das Jahr 1798 schien Tippu Saib's Entwürfen günstig sein zu wollen. Die beiden einzigen treuen Bundesgenossen, welche England in Ostindien hatte, der Paischwa, oder Kaiser der Mahratten, und Nizam al Morluk, Subahdar von Deccan, der in Hyderabad residirte, befanden sich damals gleichzeitig in einer kritischen Lage. Der Paischwa war durch den in seine Hauptstadt Poona h eingedrungenen Mahrattensfürsten Dowlut Row Scindiah in seiner Macht gelähmt worden, und ein in des Nizam's Diensten errichtetes, von französischen Officieren commandirtes, sehr gut disciplinirtes und bewaffnetes Corps von Seapoy's, an 12,000 Mann stark, (dessen Befehlshaber General Perron war, und dessen Officiere im Lande des Nizam die Herren spielten, ihm selbst und den Ministern Geseze vorschrieben und alle seine Handlungen gewaltsam leiteten) verhinderte ihn durch entschiedene Erklärungen, den mit ihm verbündeten Engländern gegen Tippu Saib Hülfe zu leisten, wozu er verpflichtet gewesen wäre.

Außerdem war es Tippu Saib gelungen, den afghanischen König von Candahar, einen noch sehr mächtigen Monarchen, gegen England aufzureizen, so daß die ostindisch-englischen Regierungen die begründete Besorgniß hegen mußten, von einem neuen Feinde in den oberen, nördlichen Provinzen Hindostans angegriffen zu werden. Die englische Präsidentschaft von Bengalen konnte demnach dem Carnatik wenig Hülfe leisten, im Falle Tippu Saib hierauf seine Angriffe richten sollte.

Jetzt lief in Calcutta die Kundschaft einer Proclamation ein, welche der Gouverneur der französischen Insel Mauritius im Februar 1798 erlassen hatte.

Dieselbe lautete wörtlich also:

„Bürger von Mauritius!

„Da ich seit mehreren Jahren Euren Dienstleister und Eure
 „Anhänglichkeit für die Wohlfahrt und den Ruhm der französi-
 „schen Republik kenne, so sind wir um so geneigter und sehen
 „es als unsere Schuldigkeit an, Euch die verschiedenen Vor-
 „schläge mitzutheilen, die uns Sultan Tipoo Saib durch zwei
 „Abgesandte, die er an uns geschickt hat, anbietet. Dieser Fürst
 „hat der Colonialversammlung und allen bei diesem Gouverne-
 „ment angestellten Generälen eigenhändige Briefe geschrieben,
 „und uns zugleich ein an das französische Directorium adres-
 „sirtes Schreiben übersandt. Derselbe wünscht mit der großen,
 „französischen Nation ein offensives und defensives Bündniß zu
 „schließen, er erbietet sich, alle Truppen, die wir ihm senden
 „können, auf seine Kosten zu erhalten und zu besolden, so lange
 „der Krieg in Indien dauern wird; er verspricht alle Bedürf-
 „nisse, die für diesen Krieg nothwendig sein mögen, selbst zu
 „liefern, Wein und Brantwein ausgenommen, die er nicht be-
 „sitzt. — Er versichert, daß alle Vorbereitungen getroffen sind,
 „um die Hülfstruppen zu empfangen, die man ihm senden wird,
 „und daß die höheren Officiere bei ihrer Ankunft Alles finden
 „werden, um einen Krieg zu führen, an den Europäer wenig
 „gewöhnt sind. — Er erwartet nur den Augenblick, wo die
 „Franzosen ihm zu Hülfe kommen werden, um den Engländern
 „den Krieg zu erklären, da er sehnlichst wünscht, sie aus Indien
 „zu vertreiben. —

„Da wir die hiesige Garnison nicht vermindern dürfen, so
 „laden wir alle freiwilligen Bürger ein, sich in ihren ver-
 „schiedenen Municipalitäten einschreiben zu lassen, um unter des
 „Sultan's Fahnen zu dienen. Wir können allen Bürgern, die
 „sich melden werden, versichern, daß Tipoo ihnen vortheilhafte
 „Bedingungen zugestehen wird, die mit seinen Abgesandten fest-
 „gesetzt werden sollen, welche sich noch überdies im Namen

„ihres Monarchen dazu verbindlich machen, daß die Franzosen,
 „die in seiner Armee Dienste nehmen werden, wenn sie wieder
 „in ihr Vaterland zurückzukehren wünschen, nie sollen zurück-
 „gehalten werden.

Port Nordouest, den 10. Pluviose,
 im Jahre 6. der Republik.“

Diese Proclamation verrieth Tippe Saib's feindliche Absichten zu gut, als daß die Engländer länger hätten zweifeln sollen. Der Generalgouverneur von Indien Lord Mornington, nachheriger Marquis Wellesley (des späteren Herzogs von Wellington älterer Bruder und der Gründer seines Glückes), befahl am 20. Juni 1798 die Küstenarmeen von Madras und von Bombay zu versammeln und sich zum Kriege zu rüsten. Am 10. October wurde eine Division britischer Truppen, unter des Obristleutenants Roberts Befehle, nach Hyderabad gesandt, wo sie am 22. desselben Monats anlangte, und unter des Nizam's eigenem Befehle, mit einem Corps seiner Cavallerie verstärkt, das Lager der französischen Truppen (die zur Zeit aus 14,000 Mann Seapoy's und 100 Kanonen bestanden) umringte. Da, wie schon bemerkt worden, diese Truppen sehr gut disciplinirt und bewaffnet waren, so hätten sie der englischen Division viel zu schaffen machen können, wenn nicht zum Glück für die Engländer gerade eine Empörung unter diesem Corps im Lager ausgebrochen wäre, die ihren Grund darin hatte, daß viele von den Seapoy's und den eingeborenen Officieren von ihrem Pflichtgeföhle aufgereizt wurden, sich nicht gegen den Nizam, ihren heimischen Fürsten, auflehnen und gegen ihn die Waffen führen zu wollen. Diese Getreuen kündigten daher ihren französischen Officieren den Gehorsam auf und zwangen sie, sich mit ihnen zu unterwerfen. Die Seapoy's wurden entwaffnet, alle französischen Officiere zu Kriegsgefangenen gemacht und nach Madras geschickt.

Die Treugesinnten unter den Soldaten und Unterofficieren

wurden vom Nizam und Obristlieutenant Roberts beibehalten und mit englischen Officieren versehen. Auf diese Weise wurde dieses seither für den Nizam und die Engländer so gefährliche Corps wieder nützlich und höchst brauchbar gemacht.

Am 31. December traf Lord Mornington in Madras ein, um dem Kriegsschauplatz näher zu sein und die ferneren Operationen besser leiten zu können. — Am 3. Februar 1799 befahl er dem Generallieutenant Harris, da alle bis jetzt gemachten Versuche, Tippo Saib zu friedlichen Gesinnungen umzustimmen, fehlgeschlagen waren, mit der Küstenarmee von Madras, welche Harris befehligte, in Tippo Saib's Gebiet einzudringen. — An demselben Tage schickte Mornington auch dem Generallieutenant Stuart, der die Bombay-Armee befehligte (welche aus 6400 Mann und darunter aus 1200 Europäern bestand), die Ordre zu, von der malabarischen Küste aus mit General Harris gemeinschaftlich zu wirken. Die Haupt- oder Küstenarmee bestand aus 27,500 Mann, worunter 2635 Mann Cavallerie, 3630 Mann englische Infanterie und die Uebrigen Seapoy's, oder von englischen Officieren befehligte Hindu-Infanterie, waren.

Noch niemals hatte eine europäische Macht in Indien eine so zahlreiche, gut disciplinirte und bewaffnete Macht in's Feld gestellt. Des Nizam's Hülfscorps bestand aus 10,000 Seapoy's, dem Ueberrest der von dem gefangenen französischen General Peron einst befehligten Truppen, die jetzt englische Anführer erhalten hatten, ferner aus 20,000 Mann Cavallerie unter dem Befehle von Meer Alulum, einem von den besten Heerführern in des Nizam's Diensten. — Obrist Roberts, der unter ihm commandirte und das ganze Corps leiten sollte, hatte unter seinen eigenen Befehlen 6000 englische Seapoy's, die jetzt von dem Nizam besoldet wurden. — Später stieß Obrist Wellesley (der spätere Herzog von Wellington) mit seinem 31. englischen Infanterie-Regimente zu diesem Armeecorps und übernahm den Ober-

befehl über dasselbe, den er auch während des ganzen Feldzuges geführt hat.

Eine andere beträchtliche Macht, eine Division englischer Truppen unter den Befehlen der Obristen Read und Brown, sollte im Süden von Carnatik und Mysore mit dem General Harris cooperiren.

Tippo Saib hatte einige Monate vorher dem Mahrattensürsten Scindiah achtunddreißig Kameel-Ladungen Geld geschickt, um sich seiner Hülfe zu versichern; der Mahratte nahm das Geld, erklärte aber, daß er Poonaß erst im nächsten Jahre verlassen könne.

Die Engländer müssen es als einen glücklichen Umstand betrachten, daß Tippo Saib seine ganze Aufmerksamkeit der Bombay-Armee zuwandte und nicht seine ganze Macht und Thätigkeit gegen die Madras-Armee richtete. Das ungeheure Gepäck und der unzählige Troß, womit sowohl des Nizam's Armee, als auch die Engländer sich belastet hatten, die unermessliche Menge Proviant und Kriegsmunition, die unabsehbare Reihe von Kanonen und Pulverwagen, nebst mehr als 40,000 Brinjarries (mit Reis beladene Tragochsen), Alles zusammen bildete eine Masse, die beide Armeen nicht mit dem hinreichenden Schutze bedecken konnten und die freieren Bewegungen der Truppen erschweren mußten, zumal die Landstraßen schlecht, eng und zum Fahren wenig geeignet, in ganz Indien weit eher Fußstegen als fahrbaren Straßen ähnlich sahen und beim geringsten Regen für Fuhrwerke jeder Art, geschweige denn für Artillerie, völlig unbrauchbar wurden. Es fand deshalb im Fortrücken dieser Armee ein fortwährendes Stocken dieser unbeholfenen Massen statt, und hätte Tippo die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte und sonstigen Hülfsmittel nur mit gewöhnlichem Verstande und nur mittelmäßigem Feldherrntalente benutzt, so würde er, ohne eine große Schlacht zu wagen, durch kleine Gefechte und Scharmützel, Vorpostenangriffe und ent-

fernte Kanonaden, sowie durch eine stete Beweglichkeit seiner Truppen, die feindliche Infanterie, besonders die Europäer, die das Marschiren in der Sonnenhitze dieser heißen Gegenden nicht so vertragen können, wie die Seapoy's, abgemattet, und die Reiterei durch Vertheilung so geschwächt haben, daß ihm ohne Zweifel ein großer Theil des Gepäcks, der Vorräthe, Munition, selbst der Artillerie in die Hände gefallen sein würde und die englische Armee auf ihrem Marsche nach ihrem Bestimmungsorte große Schwierigkeiten gefunden haben müßte, zumal die Regenzeit herannahete.

Meiner Ueberzeugung nach hätten etwas Klugheit und Thätigkeit des Sultans sehr leicht den Zweck dieses Feldzuges gegen ihn vereiteln können. —

Es war in dieser Zeit ein Gerücht in Umlauf, Tippe Saib sei Anfällen von Geisteszerrüttung unterworfen und manche Züge aus seinen letzten Lebensjahren scheinen allerdings dieser Meinung einigen Grund zu geben. Er hatte alle seine treuen Diener, welche ihm lange und gut gebient hatten, aus seinem Dienste entlassen und Personen ohne Fähigkeiten und Erfahrung an ihre Stelle gesetzt, die sich seine Gunst erwarben, indem sie seinem Eigensinne und Stolze schmeichelten und sich seinem Willen unbedingt unterwarfen.

Die entlassenen Diener hatten immer seine Hinneigung, sich mit Frankreich zu verbinden, zu schwächen und zu unterdrücken gesucht, weil sie kein Glück für ihn darin voraussehen konnten; die neuangenenommenen Diener aber unterstützten diese Neigung Tippe's, nur um dadurch seiner zur fixen Idee gewordenen Hoffnung zu schmeicheln, mit Hülfe der Franzosen die Engländer aus Indien zu vertreiben und seinen Haß kühlen zu können. — Seine Schätze waren unermeslich, seine Truppen zahlreich, gut in Disciplin und Bewaffnung, aber indem er einen Theil seiner Mittel nicht gebrauchte und den anderen Theil mißbrauchte, beschleunigte er seinen

Sturz und den Untergang seiner Landesherrlichkeit mit einer Geschwindigkeit, die das Kriegsglück der Engländer noch steigerte und den letzteren ebenso unwahrscheinlich wie unerwartet war. Sein mächtiges Reich wurde bis in die Grundfesten erschüttert, und Hyder Ali's Gebäude, das aus manchen gewaltsam und unrechtmäßig ergriffenen Bausteinen aufgeführt worden war, eingerissen.

Die Wichtigkeit dieser Eroberung für die Macht und den Handel Englands in Indien konnte schon damals berechnet werden. Wenn man den blühenden Zustand Seringapatam's und aller seiner Staaten, den zunehmenden Anbau des Landes, die Zahl seiner Einwohner und die Verbesserungen der Kriegsmacht betrachtet, so erscheint es nicht zweifelhaft, daß dieser Hauptstaat in kurzer Zeit unüberwindlich geworden wäre und Tippto Saib's Macht allen vereinigten europäischen Niederlassungen in Indien überlegen gewesen sein würde, wenn Klugheit und Geschick vom Throne herab thätig gewesen wären.

Zwar war der Sultan während dieses Feldzuges nicht unthätig, aber er wendete seine Thätigkeit schlecht und ihren wahren Zwecken nicht angemessen an; zwar zerstörte er die Dörfer und verheerte das Land in der Fronte seiner eigenen Armee, aber da er diese Zerstörungen zum Nachtheile seiner Feinde nicht genug ausdehnte, so wurde seine Absicht, der englischen Armee Schwierigkeiten in den Weg zu legen, vereitelt, indem General Harris durch kleine Abweichungen vom gewöhnlichen Wege das verheerte Land vermied und seinen Bestimmungsort ganz in der Zeit erreichte, wie er sich vorgesetzt hatte, ohne irgend eine bedeutende Unterbrechung.

Wegen des kurz vorher gefallenem, sehr reichlichen Regens und der besonderen Bauart der Teiche, in denen das Regenwasser für die Bedürfnisse der Landwirthschaft gesammelt wird und die nicht ganz ausgeleert werden konnten, fehlte es der englischen Ar-

mee nie an Wasser, obgleich die in Indien gebräuchlichen Versuche, das Wasser zu vergiften, hinlänglich gemacht worden waren, indem man die Zweige des milchigen Heckenstrauches (dessen milchiger Saft äzend scharf ist) einlegte. Es entstanden wenige tödtliche Wirkungen davon, denn obgleich weder Verbote, noch ausgestellte Schildwachen die Menschen und das Vieh zu hindern vermochten, ihren brennenden Durst aus diesen vergifteten Teichen zu löschen, so fühlten doch sehr wenige unter den Trinkern eine nachtheilige Wirkung von diesem, mit Gift versehenen Wasser und das Vieh gar keine Nachtheile. Die Krankheiten, welche sich dann und wann unter den Truppen zeigten, nahmen ihren Ursprung von der Sonnenhitze, der allzugroßen Ermüdung, der unregelmäßigen Nahrung und, unter den gemeinen Soldaten meist aus dem übermäßigen Genuße von Früchten, die sie aßen, wo sie dieselben nur finden konnten, besonders das Zuckerrohr. —

Das Treffen, welches Tippto Saib am 27. März bei Malavelli mit dem rechten Flügel der englischen Armee wagte, war ebenso schlecht erdacht wie ausgeführt; denn da er die Wahl des Schlachtfeldes hatte, so hätte er die Feinde entweder mit seiner ganzen Macht angreifen, oder, was besser gewesen wäre, jedem regelmäßigen Gefecht gänzlich ausweichen sollen.

Das schlimmste Uebel, welches die Engländer bei dieser ganzen, wichtigen Unternehmung am meisten zu fürchten hatten und sie am meisten am Erfolge hätte hindern können, war die Hungersnoth. Tippto Saib besaß die Mittel, dieses Unglück über die Engländer heraufzubeschwören, wenn er, bei seiner sonstigen Grausamkeit, Verstand genug gehabt hätte, diese kriegerischen Hülfsmittel zweckmäßig anzuwenden. Denn ungeachtet die englische Armee auf ihrem Marsche nach Seringapatam mit verhältnißmäßig wenig Hindernissen zu kämpfen hatte und mit unverminderten Hülfsmitteln vor dieser Stadt angelangt war, so hatten diese sich doch im Laufe der Belagerung bedeutend verringert und

alle Vorräthe an Lebensmitteln und Viehfutter waren so gänzlich aufgezehrt worden, daß alle ihre Trag- und Zugochsen, sowohl die der Regierung, als die zur Privat-Equipage gehörigen, bereits gestorben waren, und der Reis, das hauptsächlichste und einzig noch übrig gebliebene Nahrungsmittel der ganzen Armee, war am Tage vor dem Sturme auf die Stadt so bedeutend im Preise gestiegen, daß das Pfund mit drei Rupien (etwa drei Gulden Münze) bezahlt werden mußte.

Um einen richtigen Begriff von einer solchen Theuerung in Tagen dieser Art zu bekommen und beurtheilen zu können, wie bedeutsam ein solcher Preis für den gemeinen Soldaten und Unterofficier ist, ist die Bemerkung nicht überflüssig, daß in Indien der Soldat, sowohl der Seapoy wie der englische Soldat, seinen ganzen Sold baar empfängt und sich davon aber auch vollständig beköstigen muß und nicht die mindeste Ration geliefert bekommt.

Erst neun Tage nach der Einnahme von Seringapatam langten die Divisionen unter den Befehlen von Brown und Read mit Lebensmitteln im Lager an, obgleich die ganze Cavallerie und eine Brigade Seapoy's unter Anführung des Generals Floyd ihnen entgegengeschickt waren, um ihre Ankunft zu beschleunigen und zu unterstützen. Wurde daher der Sturm der Stadt abgeschlagen, so würden die Folgen davon für die englische Armee im höchsten Grade verderblich gewesen sein. Und daß dieser Sturm nicht zurückgeschlagen worden ist, lag nicht nur in einem Mangel an Vertheidigungsmitteln, sondern auch, bei aller Anerkennung der Tapferkeit und Unerrockenheit der englischen Soldaten und der klugen und wohlgewählten Mittel, die man anwendete und durch außerordentliche Anstrengungen unterstützte, namentlich mit an der schlechten Leitung und zu großer Sicherheit der Belagerten.

General Harris betrat das mysorische Gebiet mit der Madras-Armee am 5. März 1799. Er begann seine Operationen mit der Einnahme verschiedener Forts an der Grenze, von denen

mehrere sogar sich ohne allen Widerstand übergaben und keines mit rechtem Muthe vertheidigt wurde, obgleich, nach dem guten Zustande zu urtheilen, in welchem man sie und ihre Besatzung antraf, der Sultan nichts gespart hatte, um sie, so gut er es nur vermochte, auszurüsten, mithin eine bessere Vertheidigung hätte erwartet werden dürfen.

Der Sultan Tippo Saib sollte aber nun die üblen Früchte seiner großen Unbedachtsamkeit ernten, die er begann, als er alle treuen, in ihrer besseren Einsicht und Tapferkeit erprobten Diener gegen neue, unerprobte vertauschte, die er nicht weiter kannte, als aus ihrer Schmeichelei. Er befand sich deshalb in einer sehr übel berathenen Lage.

Wegen der ungeheueren Bagage konnte das Vorrücken der englischen Armee nur sehr langsam vor sich gehen; beträchtliche mysorische Reitercorps umschwärmten die Armee beständig auf ihrem Marsche, ohne aber einen anderen Erfolg zu erzielen, als daß sie die Verbindung der Armee mit dem Gebiete der englischen Compagnie in etwas erschwerten.

Die Bombay-Armee unter General Stuart verließ Cananore am 21. Februar, kam am 25. desselben Monats auf dem Gipfel des Poodicherrum Ghaut an und postirte sich in günstiger Stellung am 2. März bei Seedapooore und Seedasere; von dieser Position aus wollte er sich bei Annäherung des Generals Harris mit der Madras-Armee vereinigen. Als die Madras-Armee das Gebiet von Mysore betrat, glaubte man, Tippo Saib sei mit seinen Truppen bei Maddoor gelagert und bereite sich vor, gegen Bangalore vorzurücken, um sich der Madras-Armee entgegenzuwerfen und General Harris aufzuhalten, im Falle dieser die Grenze übertreten würde. Ohne aber diesen natürlichen Plan zu fassen und die Madras-Armee anzugreifen, beschloß er, sich gegen die Bombay-Armee zu bewegen, die zur Zeit noch außerhalb der

mysorischen Gebietsgrenzen, im Lande des Coorga Rajah gelagert war.

Diesem fehlerhaften Plane gemäß nahm Tippo den Kern seiner Truppen und verließ sein Lager bei Chinapatam am 28. Februar; General Harris, ebenfalls noch außer den Grenzen von Mysore stehend, begab sich jetzt in Eilmärschen nach Periapatam, wo er am 5. März eintraf, und zwar an demselben Tage, wo die englische Heeresabtheilung von der östlichen Grenze her in Mysore einschritt. — Am 6. März zog Tippo Saib über die Grenze seines Landes und griff eine Division der Bombay-Armee an, welche nur 2000 Mann stark war, aber die mysorischen Truppen wurden in die Flucht geschlagen, ehe noch General Stuart Zeit gewann, seine vertheilten Armee-corps zu sammeln und seiner Vorhut zu Hülfe zu kommen.

Nach dieser gleich im Anfange unrühmlichen Niederlage zog sich Tippo in größter Hast in sein Lager bei Periapatam zurück und blieb dort ruhig bis zum 11. März, ohne eine zweiten Versuch gegen die Bombay-Armee zu wagen. Er scheint in diesem unglücklich abgelaufenen Gefechte ungefähr 2000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt zu haben, während General Stuart's Verlust sich dem Berichte nach auf 143 Mann belief.

Tippo kehrte von Periapatam nunmehr nach Seringapatam zurück, wo er am 14. März ankam und nun dem General Harris sofort entgegenrückte. Dieser aber war bis zum 26. März bereits zu einer Position zwischen Sultanipatta und Malavelli vorgerückt, ohne viel Widerstand gefunden zu haben. An diesem Tage zeigte sich Tippo's Armee in großer Anzahl, ohne aber die Engländer zu beunruhigen. — Am 27. März, als die Truppen ihren Lagergrund bei Malavelli erreicht hatten, eröffnete Tippo eine entfernte Kanonade auf die englischen Corps, die, obgleich General Harris sie anfangs wenig beachtete, doch am Ende zu

einem Gefechte Veranlassung gab, worin die mysorischen Truppen gänzlich geschlagen und von jeder Position vertrieben wurden, die sie zu vertheidigen bemühet waren. — Die Engländer wollen bei dieser Gelegenheit nur sieben Mann Töbte und mehrere Verwundete, worunter vier Officiere, gehabt haben, während Tippe Saib's Verlust auf 700 Mann angegeben wird.

General Harris unternahm am 29. März eine Bewegung mit seiner Armee, die den Feind ebenso erstaunt als verwirrt machte; nämlich, anstatt wie Tippe erwartet hatte, in der Richtung von Arrakerri und Karigat vorzurücken, wandte sich Harris auf einmal gegen den Fluß Caveri, wo er einen Durchgang in einer kleinen Entfernung oberhalb des Zusammenflusses der beiden Gewässer Caveri und Copani fand, und mit seiner Armee sogleich durch den Fluß setzte und an seinen beiden Ufern, etwa funfzehn englische Meilen von Seringapatam, starke Positionen in Besitz nahm.

Diese Bewegung wurde, ohne den geringsten Widerstand von Seiten Tippe's, ausgeführt, der keinen Argwohn über General Harris' Vorhaben gehabt zu haben scheint. Dieser indessen passirte den Fluß Caveri mit seiner ganzen Armee am 30. März und lagerte sich am 31. bei dem Dorfe Sokelli.

Am 1. April kam er in die Nähe von Seringapatam und schon am 5. desselben Monats schlug er sein Lager mit der ganzen englischen Armee zwei Meilen südwestlich von dieser besetzten Stadt auf. Am Morgen des 6. April, nach einem Gefechte, in welchem Tippe's Truppen einen hartnäckigen Widerstand leisteten, nahm General Harris die Stadt Sultanipatta und ein nahe bei Delhi gelegenes Hölzchen in Besitz, zu gleicher Zeit wurde der General Floyd mit einem starken Detachement der Bombay-Armee entgegengesandt, um sich mit ihr zu verbinden. Am 7. April nahm General Harris seine Stellung für die Belagerung von Seringapatam ein.

Am 14. April kam General Floyd mit seiner Abtheilung und der Bombay-Armee, womit er sich vereinigt hatte, im Lager vor Seringapatam an und alle für die Belagerung bestimmten englischen Truppen waren nun unter den Wällen der mysorischen Hauptstadt vereinigt. Ein zahlreiches Corps der Cavallerie Tipoo's unter dem Befehle des in seinen Diensten stehenden Generals Kummer und des Deen Khan folgte ihnen auf dem Fuße während ihres Marsches von Periapatam an, aber ohne ihnen schaden zu können. General Stuart's Armee ruhte am 15., aber am anderen Morgen (16. April) ging auch sie über den Caverifluß und nahm eine Stellung ein, die sich vom nördlichen Ufer desselben bis gegen den Edgah erstreckte.

Da die mysorischen Truppen ein Dorf auf dem nördlichen Ufer besetzt hielten, das im Bereiche der Geschütze auf der nordwestlichen Seite der Festung lag, wo man eine große Zahl Arbeiter beschäftigte, einen Hügel abzutragen, der eine englische Breschebatterie hätte decken können, so bekam General Stuart am Nachmittage des 17. April den Befehl, den Feind aus diesem Dorfe zu vertreiben. Das 74. Regiment, ein Hochland- oder Schottenregiment, nebst einem Bataillon Seapoy's von der Madras-Armee, wurden beordert, Stuart's Division zu verstärken, deren Angriff ohnehin durch das Kanonenfeuer der Vorposten unterstützt wurde. In kurzer Zeit wurden die Truppen des Sultans aus diesen Posten vertrieben und bis nahe an den westlichen Winkel der Festung zurückgeworfen. Unterdessen rückten auch die Vorposten vom südlichen Ufer vor, um den Angriff ihrerseits zu unterstützen. Sie nahmen einen Nulla, d. i. tiefen Graben, der die erste Parallele der Belagerung bilden sollte, nach einigem Widerstande in Besitz.

In der Nacht des 17. April wurde auf dem vom General Stuart weggenommenen Posten eine Batterie für sechs Kanonen errichtet, und in der Nacht, die darauf folgte, pflanzte man sechs Achtpfünder darin auf. Diese Batterie wurde am 19. April früh

eröffnet und bestrich die feindlichen Verschanzungen in der Fronte des Angriffsplanes. Die vordersten dieser Verschanzungen wurden am Abend des 20. April von den englischen Truppen genommen und an dieser Stelle eine Parallele errichtet. In der folgenden Nacht errichtete man eine Batterie von sechs Kanonen bei den Ruinen der Pulvermühlen, und da Tipoo einen heftigen Angriff auf alle von General Stuart eingenommenen Stellungen vor Tagesanbruch des 22. April machen ließ, so eröffnete diese Batterie mit vier Kanonen und zwei Haubitzen ihr Feuer mit großer Wirkung auf die Festung, indem sie deren Außenwerke zerstörte und ihre Kanonen zur Verminderung des Feuers nöthigte.

Nachts, am 24. April, wurden die Laufgräben bis auf 250 Klafter von der Festung vorgerückt, am andern Tage errichtete man eine Batterie von vier Kanonen, um einige feindliche Werke zu zerstören, welche die englische Angriffslinie bestrichen. Diese Batterie begann am 26. April Morgens ihr Feuer mit großem Erfolge und am nämlichen Abend wurden die vorgerückten, feindlichen Verschanzungen angegriffen und nach einem sehr hartnäckigen Widerstande, der die ganze Nacht hindurch dauerte, weggenommen. — Am 27. April besetzten die englischen Truppen diese Werke und verschanzten sich darin.

Der Besitz dieses Werkes war von großer Wichtigkeit für die Engländer, da sie der Platz waren, wo, dem Plane gemäß, die Breschebatterie aufgebauet werden sollte. Die mysorischen Truppen kämpften deshalb um jeden Zoll breit Besitz dieses Bodens mit höchster Anstrengung, wodurch die Engländer mehrere Male genöthigt waren, eine ungewöhnliche Kraft zu entfalten, um den Platz zu behaupten.

In der Nacht des 28. April wurde eine Breschebatterie von schweren Kanonen errichtet, die ihr Feuer theilweise schon am Morgen des 30. April eröffnete. Diese Batterie zerstörte im Laufe dieses Tages einen Theil des äußeren Walles des westlichen

Winkels der Festung und erschütterte bedeutend das Mauerwerk der dahinter liegenden Bastei. Das Feuer dieser Batterie wurde am 2. Mai mit größerem Erfolge fortgesetzt und gleichzeitig eine neue, in der Nacht des 30. April bereits angelegte Batterie eröffnet.

Da die Bresche am 3. Mai ersteigbar schien, so wurden alle Anstalten getroffen, um am folgenden Tage einen Hauptsturm zu wagen. — Die Truppen, welche den Sturm unternehmen sollten, wurden am 4. Mai sehr früh in die Laufgräben beordert, damit keine ungewöhnliche Bewegung im Lager den Feind von der Absicht eines Sturmes unterrichten möge, der in der Mitte des Tages stattfinden sollte, eine Zeit, welche man für die günstigste hielt, um den Erfolg zu sichern, da man in der Festung zur Mittagsstunde einen Angriff nicht erwarten und nicht darauf vorbereitet sein würde.

Zehn europäische Grenadier-Regimenter und die Jäger-Compagnien derjenigen Regimenter, welche das Lager und die Vorposten bewachen mußten, nebst dem 12., 33., 73. und 74. Regimente europäischer Infanterie, drei Seapoy's-Grenadiercorps aus der ganzen Arnee genommen, endlich 200 Mann von den Truppen des Nizam, machten die Sturm-Division aus, von 100 Kanonieren und dem Schanzgräber-Corps begleitet und in den Laufgräben unterstützt von den Bataillons-Compagnien des Schweizer Regiments Meuron nebst 4 Bataillonen Madras-Seapoy's. —

Obrist Scherbrooke, die Obristlieutenants Dunlop, Dalrymple, Gardiner und Mignan befehligten die verschiedenen Corps und Generalmajor Baird stand an der Spitze dieser wichtigen Unternehmung.

Der Sturm entfaltete ein lebhaftes und unübertroffenes Gemälde englischer Tapferkeit. — Um ein Uhr Nachmittags verließen die Truppen die Laufgräben und setzten, unter einem mörderischen Feuer, durch das festsitzende, um diese Jahreszeit sehr leichte Bette

des Flusses Caveri. General Baird hatte seine Truppen in zwei Angriffs-Colonnen abgetheilt, um den Wall rechts und links von den Feinden zu reinigen. Die eine Colonne befehligte Obrist Scherbrooke, die andere Obristlieutenant Dunlop. Die Grenadiere und Jäger an der Spitze setzten beide Colonnen am hellen Mittage über den Fluß; jedes Hinderniß des Ueberganges verachtend, sprangen Soldaten und Officiere von Fels zu Fels, wadeten und schwammen zwischen durch, wo tiefere Stellen waren, um eine Bresche zu erklimmen, die nur für eine unermüdlige Beharrlichkeit und den größten Muth ersteigbar war. Der Ungestüm, womit sie unter einem heftigen und wohlunterhaltenen Kanonen- und Musketenfeuer vorwärts drangen, die Geschwindigkeit, mit welcher sie die Sturmleitern aufrichteten und erstiegen, und die Unererschrockenheit, welche den bestürzten Feind von den Wällen trieb, wirkten zusammen, daß es möglich wurde, die englische Fahne siegreich auf den Wällen der Bresche aufzupflanzen. Die Batterien des Vorpostens der Bombay-Armee, welche die Bresche bestrichen, waren dabei von großem Nutzen gewesen, da sie durch ihr Feuer eine große Anzahl der Belagerten an der Vertheidigung der Bresche verhinderten, die ohne diesen Umstand ein verderbendes Feuer auf die stürmenden Colonnen hätten unterhalten können. — Auch die Stunde des Angriffs war sehr glücklich gewählt, indem eine große Zahl der Belagerten sich eben zurückgezogen hatte, um das Mittagsmahl zu verzehren, obgleich immer noch genug Mannschaften auf den Wällen geblieben waren, um weniger muthige Angreifer zurückschlagen zu können.

Obrist Dunlop, an der Spitze seiner Colonne, wurde, als er ungefähr die Hälfte der Bresche erklettert hatte, von einem der tapfersten Officiere Tippos mit dem Säbel in der Hand angefallen; er führte nach dem Obristen einen fürchterlichen Hieb, den dieser gewandt abzurathen wußte und mit einem anderen Hiebe vergalt, der seines Gegners Brust durchschnitt. Der Sirdar, ob-

gleich tödtlich verwundet, hieb noch einmal nach dem Obristen, traf das Gelenk seiner rechten Hand und hieb es beinahe ganz durch; dann taumelte er zurück, fiel auf die Bresche und wurde von den vorübersteigenden englischen Soldaten mit Bajonettstößen vollends getödtet. Obrist Dunlop blieb an der Spitze seiner Leute, bis er die Höhe des Wall'es erreicht hatte, dann fiel er, vom Blutverluste entkräftet, zu Boden, und wurde von seinen Soldaten fortgetragen.

Ein Feldwebel, Namens Graham, von der Jägercompagnie des europäischen Bombay-Regimentes, hatte sich angeboten, die ersten Freiwilligen anzuführen. Als er mit seinen Soldaten am Fuße der Bresche angekommen war, lief er allein vorwärts, um sie näher in Augenschein zu nehmen, kletterte hinauf, zog seinen Hut und rief nach dreimaligem Hurrah: „Es lebe der Lieutenant Graham!“ — Man hatte ihm nämlich eine Officiersstelle versprochen, wenn er den Sturm überleben würde. Nun begab er sich zu seinen Leuten zurück und stieg, die englische Fahne in der Hand, an ihrer Spitze den Wall wieder hinauf. Als er oben angelangt war, pflanzte er die Fahne auf den Wall und rief: „Ich will ihnen die britische Flagge zeigen!“ — aber in demselben Augenblicke wurde er durch den Kopf geschossen und starb den Heldentod. —

Nachdem beide, zum Sturm commandirte Divisionen einen ungemein heftigen Widerstand erfahren und überwunden hatten, stiegen sie endlich und nahmen die Festung mit stürmender Hand ein. —

Ich habe bisher das Verhalten der Engländer vor der Festung beschrieben; es soll nun noch nach authentischen Quellen das Benehmen Tippo Saib's während derselben Zeit geschildert werden.

Tippo verließ am 4. Mai seinen Palaß schon sehr früh, wie es seine tägliche Gewohnheit war; er bestieg eines der höchsten

Bollwerke am äußeren Walle der Nordseite der Festung, von wo er Alles übersehen konnte, was auf beiden Seiten derselben vorging. Hier blieb er bis Mittag, nahm dann sein gewöhnliches Mahl unter einem kleinen Zelte ein und es scheint, daß er noch keine Ahnung von dem so nahe bevorstehenden Sturme gehabt hatte. Denn als man ihm die Meldung machte, daß die englischen Laufgräben ganz ungewöhnlich mit europäischen Truppen angefüllt seien, verrieth er nicht die geringste Besorgniß oder Furcht und traf keine anderen Vorsichtsmaßregeln, als daß er Demjenigen, welcher ihm diese Nachricht brachte, befahl, nach der Westseite der Festung zurückzukehren und dem Befehlshaber der zur Breschevertheidigung bestimmten Truppen, dem Meer Gofchar, aufzutragen, sehr wachsam zu sein.

Kurze Zeit nachher wurde dem Tippo gemeldet, daß Meer Gofchar von einer Kanonenkugel auf der Bresche getödtet worden sei; diese Nachricht schien ihn sehr zu beunruhigen. Er befahl auf der Stelle den Truppen, die nahe bei ihm unter den Waffen standen, sowie seiner Dienerschaft, die das Amt hatte, die Carabiner zu laden, welche dieselben für seinen eigenen Gebrauch trugen, sofort mit ihm den Wall entlang zu eilen, welcher nach der Bresche führte. Er selbst begab sich, von einer auserlesenen Leibwache und mehreren seiner Generale begleitet, in größter Eile nach der Bresche, bis er einigen seiner Truppen begegnete, die vor dem Vortrabe der englischen Truppen die Flucht ergriffen hatten, die, wie Tippo nun zu seinem Schrecken sah, bereits den Wall erstiegen und Besitz davon ergriffen hatten.

Er bemühet sich jetzt, die Flüchtigen wieder zu sammeln und mit seiner Leibwache zu vereinigen, und ermunterte sie durch sein Beispiel und seinen Zuruf, einen entschlossenen Widerstand zu leisten. Er feuerte selbst mehrere Male mit seinen Carabinern auf die englischen Truppen und einer seiner Diener versicherte später, wie er gesehen habe, daß Tippo verschiedene Europäer auf der

Bresche niedergestreckt habe. Aber ungeachtet aller dieser verspäteten Anstrengungen näherten sich bereits die englischen Grenadier- und Jägercompagnien vom linken Angriffe her dem Platze, wo der Sultan stand; er sah sich schon von fast allen seinen Truppen verlassen und genöthigt, sich in die Traversen des nördlichen Wallles zurückzuziehen. Diese vertheidigte er mit seinen tapfersten Officieren und Soldaten eine nach der anderen und, vom Feuer seiner Truppen auf dem inneren Walle unterstützt, nöthigte er verschiedene Male die Fronte der englischen Truppen, welche mit Ungestüm vorwärts drangen, Halt zu machen.

Die Engländer würden hier einen viel beträchtlicheren Verlust erlitten haben, wenn nicht die leichte Infanterie und ein Theil der Bataillons-Compagnien des 12. englischen Infanterie-Regiments über den einen Graben gesetzt wären und den Wall erstiegen hätten, wo sie nun dem Sultan und den Truppen, mit denen er die Traversen des äußeren Wallles vertheidigte, in den Rücken fielen.

So lange noch einige seiner Truppen bei ihm aushielten, fuhr der Sultan fort, Schritt für Schritt den Boden zu vertheidigen, bis er nahe an den Durchgang über den Graben kam, der zu der Pforte des inneren Forts führte. Hier beklagte er sich über Schwäche und Schmerz in einem seiner Beine, wo er einst in seiner Jugend eine schwere Wunde erhalten hatte; er ließ sich nun sein Pferd bringen und bestieg es. Als er aber bemerkte, daß die Engländer noch immer auf beiden Wällen vorrückten, so richtete er seinen Weg nach dem Thore, begleitet von seinem Palankeen und einer beträchtlichen Truppenzahl, nebst vielen Officieren und Bedienten.

Es war damals wahrscheinlich seine Absicht, entweder das Thor zu erreichen und es dann zu schließen, um das kleine Corps englischer Truppen, das bereits in das innere Fort gedrungen war, anzugreifen, und wenn es ihm gelingen sollte, diese hinauszu-

treiben und das Fort dann zu vertheidigen, oder seinen Palaß zu erreichen, um sich dort einen letzten, festen Stand zu verschaffen. — In dem Augenblicke aber, wo er vom äußeren Walle über den Graben ritt, empfing er eine Gewehrkugel in die rechte Seite unter die Brust, seine Wunde verhinderte ihn aber nicht, weiter vorwärts zu dringen, bis er unter dem Thorgewölbe, ungefähr in der Mitte desselben, durch das Feuer der Jägercompagnie des 12. Regiments aufgehalten wurde. Diese Compagnie hatte sich bereits innerhalb des Thores postirt. — Hier empfing Tippo Saib eine zweite Kugel nahe bei der ersten, sein Pferd wurde ebenfalls verwundet und brach unter ihm zusammen; sein Turban fiel ihm dabei vom Haupte auf den Boden. Das Musketenfeuer der Jäger war jetzt so heftig und wirksam, daß viele von des Sultans Leuten rings um ihn stürzten und große Leichenhaufen um und über ihn bildeten, zumal das Feuer von Innen und Außen das Thorgewölbe bestrich.

Der gefallene Sultan wurde auf der Stelle durch einige seiner Leute aufgehoben und auf sein Palankeen gesetzt, das unter dem Thorwege auf der Seite des Durchganges stand; hier lag oder saß er einige Minuten schwach und erschöpft, bis einige Europäer den Thorweg betraten. Einer seiner Bedienten, welcher den Sturm überlebte, hat erzählt, daß einer der eindringenden englischen Soldaten des Sultans Wehrgehänge, das sehr kostbar war, ergriffen und es ihm zu entreißen die Absicht gehabt habe, der Sultan aber mit dem letzten Reste seiner Kräfte einen Hieb nach dem Soldaten gethan und ihn am Knie verwundet habe, worauf der Soldat sein Gewehr an die Schulter gesetzt und den Sultan durch die Schläfe geschossen habe, der denn auch auf der Stelle gestorben sei.

Nicht weniger als 300 Mann wurden unter diesem Thorgewölbe erschossen und erstochen und weit mehr noch verwundet, so daß diese Thorpassage bald ganz unzugänglich wurde und die

Soldaten über Haufen von Leichnamen und Sterbenden sich einen Weg bahnten.

In der Abenddämmerung kam General Baird, der bereits den Palaſt genommen hatte; es war ihm dort die Abweſenheit des Sultans bekannt geworden und zugleich die Meinung, daß er aus der Feſtung entflohen ſei, durch Nachrichten benommen, welche die geretteten Leute vom Thorgewölbe in den Palaſt getragen hatten. Baird hatte Fackeln bei ſich und war vom Killebar, d. i. Commandanten der Feſtung, und anderen Einwohnern des Palaſtes begleitet, um den Körper des Sultans herauszufuchen. Nach vieler Mühe und langem Suchen fand man ihn endlich unter einem Haufen von Todten und zog ihn hervor. Sein Geſicht war nicht verunſtaltet, ſondern trug den Ausdruck einer ſtolzen Ruhe. Sein Turban, Oberkleid, Wehrgehänge neſt Waffen fehlten, aber ſeine Leiche wurde von einigen ſeiner Bedienten erkannt und von dem Killebar beſtätigt. Ein anweſender engliſcher Officier löſte mit General Baird's Erlaubniß vom rechten Arme des Sultans den Taliſman ab, den er immer an ſich getragen hatte. Es war ein kleines Säckchen von ſchön geſtickter Seide, worin ſich das Amulet befand, beſtehend aus einer zerbrechlichen, metallenen, ſilberfarbigen Subſtan; und einigen Sentenzen magiſcher Art, mit arabifchen und perſiſchen Buchſtaben geſchrieben. — Dieſer Taliſman mußte allein ſchon alle Zweifel über den Körper des Sultans gehoben haben, wenn noch ſolche obgewaltet hatten.

Man legte ſeine Leiche auf ſein Palaſtkeel und trug ſie auf General Baird's Befehl in den Hof des Palaſtes, wo ſie die Nacht hindurch ſtehen blieb und ein ſprechendes Beiſpiel von der Unbeſtändigkeit menſchlicher Größe war. Am Morgen verließ Tippo ſeinen Palaſt als mächtiger Herrſcher voll Ehrgeiz und Stolz, am Abend wurde er als eine blutige, irdiſche Maſſe zurückgebracht; ſeine Hauptſtadt war erſtürmt, ſein Reich geſtürzt, ſein Palaſt im Beſitz des nämlichen Mannes, des General Baird,

der einst während vierjähriger harter Gefangenschaft so viel von seiner Grausamkeit und Tyrannei gelitten hatte! —

Tippo trug immer einen Ring mit einem Rubin von unschätzbarem Werthe, den er als den kostbarsten Stein in seinem ganzen Schatze betrachtete. Sein Turban war ebenfalls allezeit mit den werthvollsten Juwelen geziert. — Eine andere seiner gewöhnlichen Zierrathen war ein muselmännischer Rosenkranz von Perlen, welche von außerordentlicher Größe waren. Es hatte ihn viele Jahre und unermessliche Summen gekostet, um diese großen Perlen zusammenzubringen, und sie waren auch der Stolz seines Anzuges. — Jedesmal, wenn er von einer Perle in ungewöhnlicher Größe hörte, ruhete er nicht eher, bis er sie besaß und an seinen kostbaren Rosenkranz gereihet hatte, wo sie dann eine kleinere ersetzen mußte, die dafür weggenommen wurde. —

Nachdem sein Leichnam von seiner Familie als echt anerkannt worden war, wurde er ihr übergeben und in seines Vaters Hyder Ali's Mausoleum mit allem Pompe und aller Feierlichkeit beigelegt, wie sein Rang und der asiatische Gebrauch es forderten; denn nicht gegen den Todten, obgleich er ein Todfeind in Haß und bösen Plänen gewesen war, wollten die Engländer Krieg führen. Tippo haßte alle Engländer mit tief eingewurzeltm Abscheu und er bewies dieses jeder Zeit durch die rohste Barbarei gegen die unglücklichen Europäer, welche das Schicksal in seine Gefangenschaft geführt hatte. Diese barbarische Abneigung gegen alle Europäer, mit Ausnahme der Franzosen, behielt er bis zum letzten Augenblicke, denn als etwa zwanzig unglückliche Nachzügler von der englischen Armee auf dem Marsche gegen Seringapatam in seine Hände gefallen waren, ließ er sie kaltblütig niederhauen, selbst ein armer, kleiner Trommelschläger war nicht verschont geblieben.

Aber auch seine kleine, buntscheckige Truppe französischer Abenteurer und Hülfssoldaten verabscheueten ihn als einen lieblosen

Tyrannen und erzählten den Engländern unter bitteren Verwünschungen die Schmach und die Mühseligkeiten, deren er sie unterworfen hatte.

Das Blutvergießen bei der Einnahme von Seringapatam war viel geringer, als man bei der Eroberung einer so volkreichen und befestigten Stadt durch Erstürmung hätte erwarten dürfen, zumal sie mit zahlreichen streitbaren Männern angefüllt war, die sich noch lange in den Straßen und Häusern vertheidigten und wo es nicht an Anreizungen aller Art fehlte. Es gereichte aber dem General Baird, der den Sturm führte, wie überhaupt vielen anderen englischen Stabsofficieren, die des Generals menschenfreundliche Bemühungen unterstützten, zum ehrenvollen Ruhme, daß dem Blutvergießen bald Einhalt gethan wurde; auch während der Plünderung, welche die Kriegsgesetze unter solchen Umständen dem Ueberwinder gestatten, wurde kein einziger unbewaffneter Einwohner getödtet und kein Weib mit muthwilliger Rohheit behandelt.

Daß die französischen Republikaner, welche sich in Tippos Saib's Diensten befanden, den Pardon empfingen, den sie wenig beanspruchen konnten, geschah mehr aus Zufall, denn aus der Absicht, sie zu schonen. Sie hatten sich mit den Vertheidigern des Palastes in denselben eingeschlossen, bis die erste Wuth vorüber war, und da sie sich unter jene Palasttruppen mischten, denen man den Pardon bewilligt hatte, so empfingen sie ihn mit, ohne ihnen vorher zugebacht zu sein. Ihr äußeres Ansehen war in jeder Hinsicht sehr kläglich, nur ihr Commandant erschien in einem besseren Zustande.

Tippos beide Söhne, die als Geiseln in Madras gewesen waren, ertrugen ihr Schicksal mit männlicher und anständiger Ergebenheit; sie erfuhren ihres Vaters Tod nicht früher, als bis man seine Leiche aufgefunden hatte; sie glaubten, wie die Engländer, er sei entflohen.

Tippo war so blind gegen das ihm bevorstehende Schicksal, daß er nicht die geringste Ahnung von dem Unglücke hatte, das ihn betraf. Er glaubte sich in seiner Hauptstadt so sicher, daß er seine ganze Familie und alle seine Schätze bei sich behielt, anstatt sie nach entfernteren Festungen zu senden, wo sie wenigstens dem siegenden Feinde entgangen wären. Seine vornehmsten Großen und alle Einwohner der Stadt hegten das nämliche Zutrauen zu der Unüberwindlichkeit ihrer festen Hauptstadt, weshalb sie auch keine Vorsichtsmaßregeln weder zur Flucht noch zur Verheimlichung ihrer Schätze getroffen hatten. Die Reichthümer, die daher in der Stadt gefunden und geplündert wurden, waren unermeslich.

Viele Soldaten, sowohl europäische wie eingeborene, erwarteten sich sehr kostbare Effecten in Juwelen und große Summen in Geld. Sehr bedeutende Vermögen wurden von vielen Personen durch glückliche Einkäufe erworben. — Ein englischer Wundarzt, welcher hörte, daß die Festung erobert sei, steckte ungefähr 500 Pagoden (2000 Gulden) in die Tasche und ging in die Stadt. Hier traf er an allen Ecken Soldaten mit geplünderten Juwelen beladen, die sie, da sie deren wahren Werth nicht kannten, gern für einige Goldstücke verkauften. Auf diese Art erwarb sich dieser Wundarzt in ein paar Stunden mit seinen 500 Pagoden ein Vermögen von 40,000 Pfund Sterling (400,000 Gulden damaliger Münzgestung). Ein anderer englischer Arzt begegnete einem Soldaten, der auf seinem Kopfe einen ungeheuren Ballen mit der größten Leichtigkeit trug; der Soldat wußte nicht, was sein Ballen enthielt; der klügere Arzt muthmaßte aber, daß der Ballen, bei seinem großen Umfange und seiner auffallenden Leichtigkeit, ohne Zweifel Stoffe von Werth enthalten müsse und kaufte ihn dem Soldaten für eine geringfügige Summe ab. Beim Oeffnen des Ballens fand er, daß dessen Inhalt aus den schönsten und feinsten Kaschmir-Schawls bestand; er lösete eine noch weit größere

Summe wieder daraus, als der vorgenannte Wundarzt mit seinen Juwelen.

Während der Zeit, daß die englische Armee noch bei Seringapatam lagerte, war das Gold so gemein unter den europäischen Soldaten, daß man sie in allen Ecken und Winkeln des Lagers zu Duzenden am Boden sitzen sah, mit Würfeln oder Karten beschäftigt, jeder Soldat einen Haufen Gold von mehreren Tausend Pagoden vor sich, die sie dem Glücksspiele anvertraueten; ein Unterofficier besaß ein paar europäische Würfel, ein seltsamer Artikel dort, er ließ sie den Spielern seines Regimentes, die ihm für jeden Wurf, den sie damit thaten, eine Pagode zahlen mußten; er erwarb sich damit in einigen Wochen ein Vermögen von 4000 Pfd. Sterling, er kaufte sich seinen Abschied und ging nach Hause.

Die Häuser der Beamten, höheren Militairs, besonders aber der reichen Kaufleute und Wechsler, deren es in Seringapatam eine große Anzahl gab, wurden gänzlich ausgeplündert; die Weiber, für ihre persönliche Sicherheit besorgt, gaben gern alle Juwelen her, welche sie besaßen. Zum Glück für die englischen Officiere, welche nicht, wie ihre Soldaten, beistechen konnten, wurde der Palast des Sultans vor der Plünderung bewahrt und alle Reichthümer, die er enthielt, wurden der ganzen Armee als erobertes Eigenthum vorbehalten. Diese Reichthümer waren unermeslich und bestanden namentlich in Edelsteinen aller Art, Perlen, Schmucksachen, goldenen und silbernen Tafelservicen, reichen Gewebestoffen, Kunstproducten von aller Gattung und hohem Werthe und einer unzähligen Menge seltener und werthvoller Gegenstände. Das gemünzte Geld, welches man vorfand, war, obgleich sehr beträchtlich, dennoch weit unter den davon gehegten Erwartungen, und mag sich wohl frühzeitig in geheime Kanäle verloren haben.

Alle diese in Tippos Palaste angehäuften, ungeheueren Reichthümer waren ohne Geschmack und Verstand geordnet und aufgestellt. Die verschiedenen weitläufigen Gebäude des Palastes, das

Jenana und die Durbar's (Thronsäle) ausgenommen, dienten zu der Aufbewahrung der Schätze; die Edelsteine und Juwelen von edlen Metallen wurden in einem dunkeln, stark verwahrten Zimmer gefunden, wo sie in großen, sehr fest verschlossenen Kisten lagen. In gleicher Weise wurden auch die goldenen Tafelgeräthe, sowohl die soliden, wie die von Filigran-Arbeit (Golddrahtarbeit) aufbewahrt. Von dieser letzteren Gattung war eine unzählige Menge in den verschiedensten und schönsten Artikeln vorhanden.

Die Juwelen waren in Gold gefaßt und bestanden vorzüglich in Armbändern, Ringen, Halsbändern, Reiherbüschchen, Federn &c. In einem höher gelegenen, sehr langen Zimmer wurde das silberne Tafelgeräth von allen Größen und Gattungen verwahrt; in einer Gallerie fand man zwei Howbars oder Elephantensättel ganz von Silber. Außerdem lagen im Palast unzählige Geräthschaften von massivem Silber, reich mit Gold und Edelsteinen verziert.

Der größte Theil dieser Schätze muß von der vertriebenen mysorischen Königsfamilie, deren Reich sich bekanntlich Tippo's Vater, Hyder Ali, aneignete, sowie von anderen, geringeren Rajah's geplündert worden sein, nachdem Hyder Ali und Tippo deren einstige, rechtmäßige Besitzer umgebracht hatten. — Zwei der hauptsächlichsten Artikel hatte Tippo Saib anfertigen lassen, nämlich einen Thron und einen Elephantensattel (Howdar), beide von Gold, und sehr reichlich mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt.

Eine Sammlung von werthvollen und merkwürdigen Feuerwaffen und Säbeln war besonders für die englischen Officiere interessant und der größte Theil der Waffen bestand aus Geschenken, die Tippo früher gemacht worden waren.

Im Palaste sah man mehrere Thürpfosten ganz von Elfenbein und der herrlichsten Arbeit.

Zu dieser Aufzählung von Schätzen muß man aber auch noch mehrere ausgedehnte Vorrathshäuser rechnen, die mit dem reichsten

und prächtigsten Hausrathe und den kostbarsten Teppichen angefüllt waren. Kurz, Alles, was Macht sich verschaffen und was man für Geld kaufen konnte, befand sich in dieser ungeheueren Sammlung. Sogar Teleskope jeder Größe, Augengläser von jeder Nummer, Spiegel jeder Gattung und Gemälde in nicht zu überblickender Zahl. Porzellan- und Glaswaaren waren so reichlich vorhanden, daß man hätte das größte Waarenlager davon errichten oder eine Armee versehen können; alle Gegenstände waren aber genau registriert und jeder Artikel trug die mit dem Register correspondirende Nummer.

Tippo, dessen Begierde nach Anhäufung solcher Sachen unersättlich war, brachte den größten Theil seiner müßigen Stunden in der Betrachtung dieser so prachtvollen und verschiedenartigen Sammlung von Reichthümern zu. Uebrigens liebte er auch außerdem die Literatur, und er besaß eine sehr zahlreiche und merkwürdige Bibliothek. Die Bücher, von denen jeder Band besonders und sorgfältig eingewickelt war, wurden in verschlossenen Kisten angetroffen, so daß sie im Allgemeinen sehr gut erhalten waren. Einige davon, die näher untersucht wurden, hatten einen köstlich verzierten Einband und waren, in der Art der römisch-katholischen Messbücher, auf's Schönste illuminirt. Diese, mehrere tausend Bände starke Bibliothek wurde, wie es behauptet wird, von der ostindischen Armee der englischen Nation zum Geschenke gemacht und besteht aus einer der merkwürdigsten und reichhaltigsten Sammlungen orientalischer Gelehrsamkeit und Geschichtsliteratur.

Das in Seringapatam vorgesehene Arsenal übertraf das von Madras bei Weitem. Die auf den Wällen aufgepflanzten Kanonen waren sehr zahlreich. Die Munition für schwere Geschütze und Musketen, die während der Belagerung der Festung verbraucht worden war, muß ungeheuer gewesen sein, denn nicht nur hatte das Feuer der schweren Geschütze ununterbrochen fortgebauert, sondern war auch wegen der verschiedenen feindlichen

Angriffspunkte auf vielen Wällen zugleich nöthig gewesen. Das aufgefundenene Kanonenpulver, auf dessen Zubereitung man in Seringapatam eine ungewöhnliche Sorgfalt verwendet zu haben scheint, war besser, als das englische, und trug ungemein weit, so daß manche Kanonentugeln innerhalb der englischen Linien niederschlugen, die zwei englische Meilen von der Festung entfernt lagen. — Alle metallenen Sechspfänder, von denen Tipoo einundfunfzig Stück besaß, waren englische Arbeit, die meisten andern Kanonen in des Sultans eigener Gießerei gegossen worden und auf eine merkwürdige Art verziert. Die eisernen Kanonen, welche in seinem Besitze gefunden wurden, waren dagegen englische Arbeit, weil das Verfertigen derselben seinen Stückgießern nicht hat gelingen wollen. Tipoo hatte auch Pulvermühlen nach europäischen Muster bauen lassen, da sie sich aber außerhalb der Festung und gerade an der Seite befanden, wo man die Engländer erwartete, so hatte er sie vorher zerstören lassen. Auch in der Festung selbst fand man eine ansehnliche Papiermühle.

Die Getreidevorräthe, welche die Engländer vorfanden, übertrafen alle Vorstellung; dagegen aber hoffte man Pferde zu finden, traf aber in den Ställen nur einige schöne Hengste und Mutterpferde an, da die ganze Cavallerie Tipoo Saib's sich im Felde befand.

Seringapatam's Bevölkerung war sehr groß. Die erst neu erbaute Moschee war ein sehr schönes Gebäude, auch befand sich eine sehr schöne und merkwürdige Pagode (Hindutempel) in der Stadt, dem Palaste Tipoo's gerade gegenüber, und zwar durch einen großen freien Platz getrennt, den die Engländer während der Occupationszeit zur Parade und zum Exerciren ihrer Garnison benutzten. Die Häuser in der Stadt waren sämmtlich gut und sehr weitläufig gebauet, aber im Innern durchgehends geschmacklos verziert, ohne Abwechslung und so grell und unharmonisch blendend, als grelle Farben und Vergoldung nur immer hervorzu-

bringen vermochten. Der Platz selbst, wo diese alte Hauptstadt des mongolischen Reiches liegt, muß ursprünglich wohl der Festigkeit seiner Lage wegen gewählt worden sein, denn ihr Gebiet und die ganze Umgebung bieten nichts Angenehmes dar, die Natur ist unfruchtbar und die Bevölkerung verdankte die allmälige Fruchtbarmachung nur der unermüdblichen Arbeit, womit die Einwohner und Landbebauer sich die Mittel der Bewässerung zu verschaffen suchten. —

Die verschiedenen Bewässerungskanäle, welche aus dem Flusse Caveri abgeleitet worden sind, sowie die in der Entfernung künstlich angelegten Teiche und Seen, um in der Regenzeit das zusammenströmende Regenwasser zu sammeln und aufzubewahren, und welche man in allen Richtungen antrifft, sind bedeutende Werke, und mehrere davon waren damals bereits mit Quadersteinen eingefaßt und mit steinernen Brücken überbaut.

Nach dem Falle der Festung ergaben sich der im Felde stehende erste General des Sultans, Kummer, sowie Deen Khan, am vierten Tage an die englischen Vorposten, desgleichen der älteste, rechtmäßige Sohn Tippos nebst dem ältesten seiner unehelichen Söhne, Hyder Saib, der ein eigenes Armeecorps befehligte. —

Es ist hinreichend bekannt, wie die Engländer das Reich Tippos Saibs zwischen sich, ihren Bundesgenossen, dem Nizam al Morluk (dem zu Hyderabad residirenden Subahdar von Deccan) und dem Paischwa (dem Kaiser der Mahratten, den vor dem Kriege die Engländer erst vom General Perron und seinen französischen Corps befreien mußten, um ihnen hülfreich sein zu können), theilten.

Einen Ueberrest des Reiches von 1190 Quadrat-Meilen gaben die Engländer einem Abkömmlinge der von Hyder Ali einst von Mysore verjagten Fürstenfamilie zurück, der unter

britischer Hoheit regieren mußte und nur den Schein der Herrschaft bekam. Ueberhaupt hatten die Engländer nunmehr das politische Princip angenommen, indische Fürsten unter Oberaufsicht britischer Residenten als Thron-Marionetten auftreten zu lassen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Krieg der Engländer mit den Mahratten.

Ehe ich den historischen Faden weiter anknüpfe, muß ich noch einige Bemerkungen und Erklärungen über die Mahratten vorangehen lassen, die zwar eigentlich zu ihrer Geschichte und Charakteristik gehören, welche ich im 13. Kapitel gegeben habe. Da diese Bemerkungen aber zur Erläuterung der Umstände und Ursachen, die den großen Krieg der Mahratten mit den Engländern herbeigeführt haben (einen Krieg, der ohne die militairischen Talente der englischen Generale und die Tapferkeit ihrer Truppen sehr leicht dem britischen Reiche in Ostindien sehr gefährlich hätte werden können), dienen müssen, so habe ich diese Bemerkungen bis hier zurückgehalten.

Die Mahrattenstämme sind zwischen den Jahren 1660 und 1670 durch den berühmten, schon erwähnten Fürsten Sewagi (Sevagee) zu einer Nation vereinigt worden. Derselbe war, wie schon gesagt, ein Mann von sehr unternehmendem und hochstrebendem Geiste, von außergewöhnlichen Fähigkeiten und dazu ein Abkömmling der alten Rajah's von Chittore, der ältesten Hindu-fürsten im Deccan. — Sewagi's Vater war Heerführer des musel-

männischen Fürsten Ibrahim Abil Schah, Königs von Bijapur, gewesen, der ihm das Fürstenthum Sattarah und eine einträgliche Jaghire im Carnatik geschenkt hatte. Sewagi erbte diese Besitzungen, nebst seines Vaters militairischen Ehrenstellen, aber er wollte nicht länger Unterthan sein, sondern benutzte die Unruhen, die damals das Königreich Bijapur zerrissen und machte sich zum unabhängigen Fürsten.

Die Mahratten-Horden waren damals über die Provinzen Baglana, Candeißh und Berar zerstreuet; ein Theil lebte in einem Zustande von unabhängiger Barbarei und ein anderer Theil diente bei den muselmännischen Fürsten des Deccan als Söldner. Aber im Laufe weniger Jahre waren sie fast sämmtlich unter Sewagi's Fahne vereinigt, wohin sie ebenso sehr durch den Ruf seiner kriegerischen Talente, wie durch die Hoffnung auf Plünderung und Eroberung hingezogen wurden, sowie auch durch den Umstand, daß er selbst ein Mahratte und von ihrem Stamme war. Auch wurden sie in ihren Hoffnungen nicht betrogen.

Nach großen Glückswechselungen und mehreren Siegen, welche Sewagi über die alten kriegsgeübten Armeen des Kaisers Aurungzebe, sowie über die disciplinirten Truppen der Portugiesen ersocht, stiftete er eine mächtige Monarchie, deren Gebiet sich auf der Seeküste von Surate bis nach Goa erstreckte und die Provinzen Baglana, Ahmednagur, Konkan nebst einem Theile von Bistapur enthielt. — Er regierte sein neues Reich wie sein ehemaliges Fürstenthum Sattarah, von welchem er noch immer seinen Titel beibehielt, mit unumschränkter Gewalt, und Sattarah blieb nach wie vor seine Hauptstadt.

Im Jahre 1680 starb Sewagi und sein Sohn Sambaje folgte ihm nach, und, obgleich er mit einer Partei im Innern und gegen Aurungzebe's mächtige Feindschaft zu kämpfen hatte, so behauptete er doch seine Staaten und hielt die geerbte Gewalt aufrecht. Nach einer Regierung von neun Jahren wurde er von

einigen durch Auringzebe gebungene Mörder um's Leben gebracht und sein Sohn Sewagi II. wurde sein Nachfolger.

Durch die Blödsinnigkeit dieses Fürsten und die Talente seines Ministers Ballajee entstand nun die bereits schon früher in diesem Buche erwähnte Macht und Herrschaft des Paischwa. Dieser Minister, der eine unumschränkte Gewalt über das Gemüth seines schwachen Herrn erlangt hatte, überredete denselben nach und nach, daß es für dessen und des Landes Wohlfahrt besser sein würde, wenn er ihn auf lebenslängliche Dauer zum ersten und einzigen Minister ernennen wollte, mit dem Titel Paischwa, oder „obersten Magistrat“, und daß ihm damit zugleich alle Civilgewalt des Staates übergeben werde. Und wirklich wurde Ballajee mit dieser hohen Würde und hohen Gewalt belehnt.

Nach seinem Tode folgte ihm sein ältester Sohn Bajee Rao in der Paischwa-Würde ohne irgend Einspruch und Widerstand nach. Dieser ehrgeizige Jüngling erbte die Talente und den kraftvollen Charakter seines Vaters mit dessen Würde, da er aber mehr Ehrgeiz besaß, so bemächtigte er sich der ganzen Regierung.

Nachdem er sich der Treue der Truppen und ihrer Anführer versichert hatte, verlegte er seine eigene Residenz nach Poonah, errichtete seinen eigenen Sircar und legte sich alle Zeichen der königlichen Würde bei. Nunmehr überredete er Sewagi, der bereits hoch in Jahren war, sich der Sorgen und Mühseligkeiten der Regierung gänzlich zu entschlagen und den Ueberrest seiner Tage in den Mauern seiner Hauptstadt Satarah ruhig zu genießen, was denn auch von dem schwachen Fürsten angenommen wurde, indem er zu Satarah sein Leben in völliger Unthätigkeit beschloß. Seine Nachkommen folgten ihm in Satarah in der Würde und dem Titel von Scheinfürsten, die aber gar keine Macht über den Staat hatten und vom Paischwa regelmäßig in ihrem eigenen Palaste gefangen gehalten wurden. (Vergl. Kapitel 13.)

Während der Zeit, welche zwischen Ballajee's Erhebung und

Bajee Rao's Usurpation verfloß, hatten die Mahratten ihr Gebiet über die schönsten Provinzen Hindostans, Bengalen und Bahar ausgenommen, ausgedehnt, so daß der ganze westliche Theil Hindostans von Agra bis an den Krishnafluß ein einziges großes Reich bildete, von dem der Paischwa, als anerkannter Stellvertreter des Rajah von Satarah, das Oberhaupt war.

Obgleich die Anführer der Truppen Bajee Rao's Obergewalt anerkannten, so betrachteten sie doch seine Handlungsweise mit eifersüchtigen und neidischen Augen und, durch sein Beispiel aufgemuntert, errichteten auch sie unabhängige Fürstenthümer.

Rangejee Boonsla (ein Vorfahre des späteren Rajah von Berar im Anfange dieses Jahrhunderts), damals Bukschi, oder oberster Befehlshaber der Armee, hatte vom Rajah von Satarah die Provinz Berar als Jaghire empfangen, zur Belohnung für ausgezeichnete Dienste — und da er die Macht besaß, sich unabhängig zu machen, so verwandelte er seine Jaghire in ein unabhängiges Fürstenthum und erkannte nur die politische Oberherrschaft des Paischwa an.

Mular Rao Holkar, ein anderer Truppenführer, der einen Theil von Malwa als Jaghire empfangen hatte, errichtete ebenfalls ein ansehnliches Fürstenthum in dieser Provinz. Der Ueberrest von Malwa, nebst dem großen Bezirke von Candesh, den Ranojee Scindiah als Jaghire bekommen hatte, wurde von diesem ausgezeichneten Krieger ebenfalls in einen selbstständigen Staat verwandelt.

Die fruchtbare Provinz Guzerat wurde von der Familie Guikwar usurpirt, die viel dazu beigetragen, den Ruhm der Mahrattenwaffen zu begründen und die daher einige reiche und ausgedehnte Jaghires in dieser Provinz empfangen hatte. Die Verfassung des Mahrattenstaates wurde also im Laufe von fünf- undzwanzig Jahren völlig verändert. — Von einer einfachen Monarchie, wie Sewagi sie gestiftet hatte, war dieselbe jetzt eine Ver-

bindung von mächtigen Oberhäuptern geworden, die alle von einander völlig unabhängig waren, aber gegen die Nachkommen Sewag's, die auf ihrem Throne zu Satarah gefangen saßen, eine Art von Lehnspflicht anerkannten und deshalb die Würde des Paischwa, als Stellvertreters der Stammfürsten und als rechtmäßige politische Gewalt ehrten. Der Mahrattenstaat wurde daher ein Fürstenbund, von welchem der Paischwa das anerkannte Oberhaupt vorstellte. Alle Unterhandlungen mit fremden Mächten wurden durch den Paischwa geführt, der die Macht hatte, Tractate im Namen des ganzen Reiches abzuschließen. Indessen hat seit Bajee Rao's Tode kein Paischwa einen Tractat mit einer fremden Macht abschließen dürfen, der das allgemeine Interesse des Reiches betraf, ohne die ausdrückliche Beistimmung aller Bundesglieder, zumal die Ausübung einer solchen willkürlichen Macht nicht nur ganz unnütz gewesen sein würde, sondern auch seine eigene Macht hätte gefährden können.

Mahajee Scindiah hatte sich (wie schon im 13. Kapitel erwähnt worden ist) zur Zeit seines Todes zu dem mächtigsten Fürsten nicht nur des Mahrattenreiches, sondern des ganzen nördlichen Hindostans erhoben. Er war durch seinen unternehmenden Geist, seine kriegerischen Talente, besonders aber durch die Errichtung einer Armee von regelmäßigen Truppen nach europäischer Art bewaffnet und disciplinirt, zu diesem Vorrang gelangt, weil sie ihn in den Stand setzten, ausgebreitete Eroberungen zu machen. Das sinkende Glück des Hauses Timur, die Unfähigkeit des regierenden Kaisers Schah Allum und die kurze Usurpation des kaiserlichen Scepters durch Gholam Kadir in Jehan Schah's Namen bot Mahajee Scindiah in den Jahren 1788 und 1789 eine Menge günstiger Umstände dar, um seine Vergrößerungspläne zu verwirklichen.

Durch diese Zeitverhältnisse gelangte er im Jahre 1790 in den Besitz der Person des Kaisers Schah Allum und der Städte

Agra und Delhi nebst deren Bezirken, sowie des größten Theiles der reichen Provinz des Duabs, der zwischen den Flüssen Ganges und Jumna liegt, und noch vor dem Jahre 1794 hatte er sein Gebiet über die ansehnlichen Provinzen Sirhind und Jallingdar bis nach Sultaniopore und den Fluß Bya ausgedehnt.

Den Befehl seiner bereits erwähnten disciplinirten Truppen hatte Scindiah einem General de Boigne (dessen Biographie wir später mittheilen werden) übergeben und zum Unterhalte dieser Truppen die Einkünfte verschiedener reicher Bezirke in den eroberten Provinzen bestimmt. Diese Einkünfte betragen 1,632,000 Pfund Sterling. Sie setzten den General de Boigne in den Stand, seine Armee mit einer Regelmäßigkeit zu bezahlen, die bisher in den Diensten asiatischer Fürsten unbekannt war. So groß war Scindiah's Vertrauen in seinen europäischen General, daß er ihm erlaubte, die Einkünfte des Zeibad (d. i. der persische Name solcher militairischer Lehnen) durch dessen eigene Beamten verwalten zu lassen und er gab ihm zur Belohnung für seine ausgezeichneten Dienste eine reiche Jaghire zum eigenen Unterhalt. — Nebst der Gewalt, welche ihm diese Lehnen gaben, hatte de Boigne auch den Oberbefehl über die eroberten Provinzen, worunter sich auch Delhi und Agram, auch die Person des unglücklichen Kaisers befanden. —

Mahajee Scindiah's Macht wurde noch durch den Umstand vergrößert, daß er den Kaiser bewogen hatte, den Paischwa zu seinem Vakeel al Mutuluk, oder Regenten des Reiches, und ihn selbst zu des Paischwa's Stellvertreter zu ernennen, so daß die dem Kaiser entriessenen Provinzen immer noch in dessen Namen verwaltet wurden. De Boigne's Armee wurde dadurch eine kaiserliche Armee und er selbst ein kaiserlicher Diener und Unterthan. Er besaß dadurch die Macht eines beinahe souverainen Fürsten, bis ihn der 1794 erfolgte Tod Scindiah's noch mehr darin befestigte, da er seine einmal im Besitz habende Gewalt unbeschränkt

ausübte, ohne sich um seinen jungen Gebieter Dowlut Rao Scindiah zu bekümmern.

Vor seiner Rückkehr nach Europa errichtete de Boigne noch eine Stückgießerei, um eiserne Kanonen zu gießen, er vermehrte die Artillerie um 120 Stück eiserne und 150 Stück sog. metallene Kanonen (aus Kanonenmetall), die Infanterie auf 38,000 Mann und die Reiterei auf 8000 Mann; er hatte mehr als 300 Europäer in seinem Dienste, worunter etwa dreißig Engländer, die Uebrigen aber Franzosen, Deutsche und Schweizer waren. — Als de Boigne nach Europa zurückkehrte, folgte ihm der (schon im vorhergehenden Kapitel bezeichnete und aus seinem Dienste in des Nizam's Armee bekannte) General Perron, ein geborener Franzose, der seines Vorgängers Gewalt, Commando und Würden empfang. Perron besaß die Gefühle und die Vorurtheile eines Franzosen neben militairischen Talenten und Kenntnissen; ihm vertrauete Dowlut Rao Scindiah die Regierung seiner nördlichen Provinzen an, während er selbst seine Aufmerksamkeit ausschließlich der Politik des Deccan widmete, und den Einfluß, den sein Vorfahr am Hofe zu Poonah sich zu verschaffen gewußt hatte, zu unterhalten suchte. In der Ausübung dieses Einflusses war der Hauptgegenstand seiner Politik offenbar kein anderer, als die Absichten der englischen Regierung auf den Paischwa durch jedes Mittel zu hintertreiben und dem Interesse der englischen Compagnie zu schaden, weshalb er die Anstellung französischer Officiere sowohl in seiner eigenen Armee wie in dem Heere des Paischwa auf alle mögliche Weise zu begünstigen strebte.

Scindiah's unumschränkter Einfluß auf den Sircar von Poonah wurde von Holkar mit Unwillen und Eifersucht gesehen, und um daher Scindiah die Spitze zu bieten und seinem Einflusse ein Gegengewicht geben zu können, suchte er ebenfalls mit unermüdblichem Eifer europäische Officiere anzuwerben, seine Truppen damit zu discipliniren und von ihnen anführen zu lassen, und er

bekam bald eine Menge französischer Abenteurer, von denen ohnehin schon viele in seiner Armee dienten.

Der Hof von Poona hatte die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit des Krieges gegen den Sultan Tipoo Saib anerkannt, da er aber ganz unter Scindiah's Botmäßigkeit stand, so hatte er den Engländern keine Hülfe dabei geleistet. Scindiah hatte während des Krieges nicht nur in geheimer Correspondenz mit Tipoo gestanden, sondern auch nach der Einnahme von Seringapatam Commissaire dorthin gesandt, um die Familie und die Anführer von Tipoo's Truppen aufzumuntern, noch länger zu widerstehen. Der Marquis Wellesley (Lord Mornington) hatte dem Paischwa beträchtliche Bezirke angeboten, wenn er das Bündniß zwischen dem mahrattischen Reiche und der englischen Regierung erneuern wollte. Ein Vorschlag ganz der nämlichen Art und mehrere andere, welche dem Scindiah gemacht wurden, waren direct von ihm abgeschlagen. Diese feindlichen Gesinnungen Scindiah's gegen die englische Regierung, sowie die Macht und der Einfluß, den General Perron mit seiner Armee, die damals auf dem schwächsten Punkte der nördlichen Grenzen der britischen Besitzungen aufgestellt war, ausübten, machten es für den Marquis Wellesley (Lord Mornington) nothwendig, solche Gegenbündnisse zu schließen, die den Einfluß jenes feindselig gesinnten Fürsten, im Falle eines Bruches, schwächen konnten.

In dieser Absicht wurde im Anfange des Jahres 1802 mit Guikmar, Fürsten von Guzerat, ein Defensivbündniß abgeschlossen; in der nämlichen Absicht wurde dem Paischwa im gleichen Jahre durch den britischen Residenten in Poona ein Bündniß angeboten, welches dessen Unabhängigkeit sichern sollte, ohne jedoch den Vorrechten der anderen Mahrattensfürsten zu nahe zu treten. Obgleich damals Scindiah von Poona abwesend, und Solkar mit einer zahlreichen Armee nur noch einige Tagemärsche von der Hauptstadt entfernt war, nicht nur in der Absicht, Scindiah's

Einfluß an diesem Hofe zu zerstören, sondern um sich des Paischwa's ganzer Macht selbst zu bemächtigen, so war doch Scindiah's Einfluß noch nachdrücklich genug, um den schwachen Paischwa zu vermögen, das Anerbieten der britischen Regierung auszusprechen.

Scindiah hatte einen seiner Generale, Namens Suddashee Bhow, mit Truppen nach Poonah gesandt, um, vereinigt mit des Paischwa's Truppen, diese Stadt gegen Holkar zu vertheidigen, aber am 25. October 1802 schlug Holkar sowohl Scindiah's wie des Paischwa's vereinigte Truppen, und in Folge dieses Sieges bemächtigte er sich Poonah's und des Paischwa's Durbar. — Der Paischwa selbst floh mit weniger Cavallerie nach Konkan. —

Am nämlichen Tage, wo diese Schlacht geschah, sandte der Paischwa seinen Minister zu dem englischen Residenten, um das angenommene Bündniß anzunehmen, welches auch auf der Stelle abgeschlossen und nach Calcutta abgesandt wurde, um von dem Generalgouverneur, Marquis Wellesley, unterzeichnet zu werden, was sogleich geschah und mit der Versicherung zurückgesandt wurde, daß die britische Regierung sofort alle gerechten Mittel anwenden würde, um den Paischwa wieder auf den Thron zu setzen. Der Generalgouverneur betrachtete dieses für eine gute Gelegenheit, um dieses Bündniß auf alle Mitglieder des Mahratten-Fürstenbundes auszudehnen.

Obriß Collins wurde daher als britischer Bevollmächtigter zu Scindiah gesandt, um ihm die Bedingungen bekannt zu machen, unter denen er in dieses Bündniß aufgenommen werden könne. Als Holkar bei seiner Ankunft in Poonah fand, daß der Paischwa sich entfernt hatte, erklärte er, daß, da der Paischwa durch seine Flucht zugleich seiner Würde entsagt habe, er, Holkar, entschlossen sei, Amrut Rao auf diesen Thron zu erheben.

Dieses geschah auch wirklich, obgleich, wie behauptet wird, gegen Amrut Rao's Willen.

In diesem zerrütteten Zustande des Mahrattenreiches wurde es für die Sicherheit der englischen Besitzungen und der Länder ihres verbündeten Nizam nöthig, eine Observations-Armee auf der südlichen Grenze des Mahrattenreiches zu versammeln; zu diesem Zwecke wurde im Anfange des November 1802 bei Hurrayhur auf der nordwestlichen Grenze von Mysore eine Armee von 19,000 Mann unter General Stuart zusammengezogen, die Bombay-Armee ebenfalls in Bereitschaft gesetzt, auch des Nizam's Truppen-corps marschfertig gehalten. In Folge des mit dem Paischwa geschlossenen Tractates wurde dem General Stuart Befehl gesandt, eine starke Division von seiner Armee so schnell als möglich in das Mahrattengebiet einrücken zu lassen. Das Commando über diese Abtheilung wurde dem Generalmajor Wellesley übertragen, der die ihm anvertrauten militairischen und politischen Pflichten mit allen den Talenten ausgerichtet hat, die hier zuerst verriethen, was aus dem künftigen Herzoge von Wellington später noch werden sollte.

Die hier erwähnte Abtheilung war zusammengesetzt aus einem Regimente europäischer und drei Regimentern eingeborener Cavallerie, aus zwei Regimentern europäischer Infanterie und sechs Bataillonen Seapoy's, und hatte eine angemessene Anzahl Kanonen bei sich, in Allem 9700 Mann und dazu noch 2500 Mann mysorischer Reiter. — Zu der nämlichen Zeit rückten die englischen Hülfsvölker, die mit der Compagnie im Bündnisse standen, aus; von Hyderabad kamen 8360 Mann und von des Nizam's regelmäßigen Truppen stießen 9000 Mann Infanterie, nebst 9000 Mann Cavallerie hinzu, die unter dem Commando des Obristen Stevenson, einem erprobten, unerschrockenen und talentvollen Officier, standen. Sie rückten bis Paraindah, auf der westlichen

Grenze von des Nizam's Gebiete, circa 116 engl. Meilen von Poonah, vor. —

Am 9. März 1803 verließ General Wellesley mit seiner Abtheilung Hurrayhur und betrat das Mahrattengebiet drei Tage später, am 12. März, und er wurde von den kleinen Häuptlingen sowohl wie von den Einwohnern des Landes mit allen Zeichen der Hochachtung und Zuneigung empfangen. Viele Jagherdar's begleiteten den General Wellesley nach Poonah. — Diese unerwartete freundliche Aufnahme trug viel dazu bei, den englischen Truppen den langen, beschwerlichen Marsch, den sie in der schlechtesten Jahreszeit hatten unternehmen müssen, ohne größere Schwierigkeiten oder Verluste möglich zu machen.

Die vom Obristen Stevenson befehligte Armee des Nizam war am 15. April bei Akloos angelangt, wo auch am nämlichen Tage General Wellesley in einer geringen Entfernung von diesem Orte eintraf. Am folgenden Tage ließ er eine schottische Brigade (ein Regiment Hochländer) von seinen eigenen Truppen zu denen des Obristen Stevenson stoßen, um diese dadurch zu verstärken.

Schon früher hatte Holkar die Stadt Poonah verlassen und sich etwa dreißig engl. Meilen nordöstlich von Poonah, in Chandore, festgesetzt. Nur Amrut Rao allein blieb mit 1500 Mann in Poonah zurück. General Wellesley sandte die Truppen des Nizam unter dem Obristen Stevenson nach dem Gebiete des Nizam zurück, um innerhalb dessen Grenzen eine schützende Stellung anzunehmen, und ging dann mit seinen eigenen Truppen nach Poonah, um den Paischwa wieder auf den Thron zu setzen. Um diese Zeit erhielt er von dem englischen Residenten in Poonah die Kunde, daß Amrut Rao die Absicht habe, bei der Annäherung der englischen Truppen die Stadt Poonah in Brand zu stecken und zu plündern. Auf der Stelle beschloß Wellesley in Eilmärschen nach Poonah aufzubrechen und sowohl die Stadt, wie die darin anwesende Familie des Paischwa vor diesem angedroheten Schicksale zu retten.

In der Nacht des 19. April verließ der General seine Armee mit der sämmtlichen Cavallerie und schon nach zweiunddreißig Stunden, worin er sechzig englische Meilen durch ein sehr unebenes Land und einen schwierigen Gebirgspasß zurückgelegt hatte, langte er zu Poonah an und verhinderte durch seine ebenso schnelle wie unvorhergesehene Ankunft die Ausführung der Pläne von Amrut Rao. — Die wenigen Einwohner, welche noch in der Stadt zurückgeblieben waren, empfingen den General Wellesley mit Freuden als ihren Erretter; diejenigen Einwohner, welche während der Usurpation des Holkar aus der Stadt entflohen waren, kehrten nunmehr in ihre Wohnungen zurück und theilten sich an der allgemeinen Freude, die nicht nur durch die Wiedereinsetzung des Paischwa, ihres rechtmäßigen Fürsten, vermehrt wurde, sondern auch aus der Hoffnung auf künftige Ruhe und Sicherheit entsprang, die ihnen unter dem Schutze der englischen Truppen gewährt werden würden.

Der Paischwa kam am 13. Mai nach Poonah zurück, nahm seinen Musnud (Thron) wieder in Besitz und empfing Geschenke von einer ansehnlichen Zahl der militairischen Anführer des Reiches. —

Scindiah aber hatte während dieser Zeit bei seiner Residenzstadt Ujein eine bedeutende Armee gesammelt, und zwar unter dem Vorwande, seine eigene Hauptstadt vor einem Ueberfalle und einer Usurpation Holkar's zu schützen und ihm die Macht in seinen eigenen Grenzen zu entreißen. In dieser angeblichen Absicht zog er bereits am 1. Februar 1803 über den Narbuddafluß und kam am 23. Februar bei Burchampoor an. Vier Tage später langte der englische Bevollmächtigte, Obrist Collins, dessen wir bereits Erwähnung gethan haben, in Scindiah's Lager an, da der Generalstatthalter geheime Nachrichten empfangen hatte, daß Scindiah den stillen Plan hege, sich mit Holkar zu versöhnen und sowohl mit diesem, wie mit dem Rajah von Berar ein Bündniß zu

schließen, um den soeben zwischen dem Paischwa und der englisch-ostindischen Regierung geschlossenen Tractat gewaltsam wieder aufzuheben. Die mancherlei Ausflüchte und Vorwände, welche Scindiah's Minister gebrauchten, um den Vorschlägen der englischen Bevollmächtigten auszuweichen, bewiesen diesem genugsam die feindseligen Absichten, welche Scindiah auf die Engländer hatte.

Obrist Collins forderte unter diesen Umständen eine persönliche Audienz bei Scindiah und erhielt sie auch; er forderte eine Erklärung der Ausflüchte und Intriguen, die er beim Minister erfahren hatte, worauf ihm Scindiah feierlich betheuerte, und zwar in Anwesenheit aller seiner Minister, daß er dem Tractate, der zwischen dem Paischwa und der englischen Regierung abgeschlossen sei, nichts in den Weg legen wolle, sondern im Gegentheile selbst sehnlichst wünsche, daß er mit den Engländern auf einem freundschaftlichen Fuße lebe.

Da indessen die Versicherungen Scindiah's durchaus in Widerspruch mit den geheimen Nachrichten standen, die Obrist Collins empfing und er täglich mehr erfuhr, wie die geheimen Vorgänge nicht mit dem öffentlichen Anscheine der Dinge übereinstimmten, so forderte er in einer abermaligen Audienz bei Scindiah (am 28. Mai) als einen Beweis von dessen friedliebenden und den Engländern freundschaftlichen Gesinnungen, daß er seine Armee nach Hindostan zurückkehren lassen solle. — Scindiah antwortete in einem öffentlichen Durbar: „daß er über diese Angelegenheit keine entscheidende Antwort geben könne, bis er zuvor eine Unterredung mit dem Rajah von Berar gehabt habe; nach derselben sollte Obrist Collins erfahren, ob Krieg oder Frieden sein würde.“

Hierauf empfing General Lake, der die bengalische Armee anführte, den Befehl am 28. Juni, seine Truppen auf der nordwestlichen Grenze des britischen Gebietes, in Dube, zu sammeln.

Bald nach der, dem Obristen Collins von Scindiah gegebenen Antwort langte der Rajah von Berar mit seiner Armee bei Cheekly auf der Gebietsgrenze des Nizam an, nahe bei Scindiah's Lager. Schon am anderen Tage nach seiner Ankunft hatte er eine Unterredung mit Scindiah, in Folge deren beide Fürsten einen noch feindseligeren Ton gegen die Engländer annahmen und den Anforderungen des Gesandten Collins auf eine so wenig gesuchte Art auswichen, daß man deutlich ihre Absicht, Krieg mit den Engländern haben zu wollen, daraus erkennen konnte. Sie bemüheten sich denn auch auf alle mögliche Weise, Holkar zu bewegen, sich mit ihnen zur Bekriegung der Engländer in ein Bündniß einzulassen, und sie boten ihm Alles an, was seine Eitelkeit, Habsucht und seine Leidenschaften wecken und befriedigen konnte.

Holkar gehörte aber zu den vorsichtigen Leuten, auch fürchtete er sich, durch die Schicksale anderer indischer Fürsten belehrt, zu sehr vor den englischen Waffen, um Scindiah's und des Rajah's von Berar Aufreizungen und Versprechungen zu folgen, die gleichzeitig kein Mittel unversucht ließen, nicht nur den Paischwa, sondern auch den alten Verbündeten der Engländer, den Nizam, von der Verbindung mit diesem loszureißen.

Um dieselbe Zeit hatte Scindiah seinem militairischen Befehlshaber, dem General Perron, den Auftrag zugehen lassen, seine Armee in Bereitschaft zu halten, um die Engländer in Bengalen anzugreifen.

Da die Lage der englischen Interessen dadurch immer bedenklicher wurde und keine Zeit zu verlieren war, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, so wurde von Seiten des Generalgouverneurs dem General Wellesley die Vollmacht erteilt, entweder die Unterhandlungen mit den beiden Mahrattensfürsten fortzusetzen und ein friedliches Abkommen abzuschließen, oder den Krieg gegen sie zu beginnen und mit gehörigem Nachdruck fortzusetzen. Wellesley hatte dieses Vertrauen seiner Regierung durch seinen Scharfblick,

seine Beurtheilungskraft und seinen Einfluß erworben, den er auf die Anführer der Mahratten zu üben wußte, auch besaß er eine bekannte Entschlossenheit.

Als Wellesley am 13. Juli diese Vollmacht empfangen hatte, gab er auf der Stelle dem Obristen Collins den Befehl, ohne Weiteres dem Scindiah und dem Rajah von Berar die Erklärung abzugeben, daß die englische Regierung zwar den Frieden wünsche, aber doch nicht dulden könne, daß die Verhältnisse auf diesem schwankenden und unsicheren Stande länger verharren, und wenn dieserhalb die Armeen der beiden Mahrattensfürsten sich nicht alsbald trennen und nach ihren beiderseitigen Hauptstädten zurückkehren würden, die englisch-ostindische Regierung dies für eine Kriegserklärung ansehen müsse und der englische Gesandte ihr Lager verlassen werde. Sollten sie aber ihre beiden Armeen trennen und in ihre Heimath zurückziehen, so würde auch die englische Armee unter Wellesley sich in ihr Lager zurückbegeben.

Dieses Ultimatum des Generals wurde zurückgewiesen und in Folge der unbefriedigenden Antwort verließ der englische Gesandte am 3. August das Lager Scindiah's. — Der Krieg war nun unausbleiblich und war nun von englischer Seite eine Nothwendigkeit geworden.

Die aus 16,823 Mann bestehende Armee des Generals Wellesley erhielt jetzt die Bestimmung, die vereinigte Armee der Mahratten, welche Scindiah persönlich anführte, anzugreifen. Die Truppen Wellesley's erhielten noch durch den Ueberrest der Madras-Armee eine Unterstützung, indem die unter Generalmajor Campell's Befehle stehende Abtheilung, welche im Monate Mai von Suryhur nach Moodgul, ungefähr zweihundert englische Meilen von Hyderabad vorgerückt war, zu den Truppen stieß. Campell hatte auf diesem Zuge sowohl das Gebiet des Nizam wie das der englischen Compagnie gegen die Einfälle der Mahratten von Süden zu schützen vermocht. Diese Abtheilung bestand im Anfange der

Feindseligkeiten aus 1277 Mann Cavallerie, 820 Mann europäischer Infanterie und 1936 Mann Seapoy's, nebst einer angemessenen Artillerie. In der Provinz Guzerat stand die 7352 Mann starke Bombay-Armee, während auf der östlichen Seite von Hindostan, in der englischen Niederlassung Ganjam, ein Armee-corps von 5216 Mann bengalischer und Madras-Truppen unter dem Obristen Campell versammelt war, um die dem Rajah von Berar gehörige, am Meere gelegene Provinz Cuttak in Besitz zu nehmen, die für die Compagnie von der größten Wichtigkeit war, indem sie nicht nur ein sehr reiches Land ist, sondern auch die einzige Seeküste war, die dem Rajah von Berar gehörte und von woher die Armee Perron's zu allen Zeiten Zuzüge und Verstärkungen von französischen Leuten, namentlich Officieren, erhalten konnte. Außerdem durchschnitt und unterbrach diese Provinz die Reihe englischer Besitzungen zwischen Bengalen und Madras.

Die unter General Lake im nördlichen Hindostan an der nordwestlichen Grenze von Dube versammelte, große bengalische Armee enthielt drei Regimenter europäischer und fünf Regimenter eingeborener Cavallerie, ein Regiment europäischer Infanterie, elf Bataillons Seapoy's und zweihundert europäische Artilleristen, im Ganzen 10,500 Mann. Zur Unterstützung dieser Truppen waren bei Allahabad noch 3500 Mann zusammengezogen, welche bestimmt waren, die Provinz Bundelkund anzugreifen; außerdem befanden sich noch 2000 Mann bei Mirzapoor, um Benares gegen Ueberfall zu decken.

Die ganze Anzahl englischer Truppen, die im Anfange des August in den verschiedenen Theilen von Indien versammelt waren, um Scindiah und den Rajah von Berar anzugreifen, belief sich auf 54,918 Mann.

Bereits im Monate April hatte General Wellesley dem Obristen Stevenfon befohlen, die unter seinem Befehle stehenden Truppen des Nizam zu concentriren, um bei Aurungabad auf

des Nizam's Grenzen einen Standpunkt zu nehmen, von dem aus er zugleich einen Theil von dem Gebiete des Nizam vertheidigen konnte. Stevenson hatte ein Regiment europäischer Infanterie, zwei Compagnien europäischer Artillerie, zwei Regimenter eingeborener Cavallerie und sechs Bataillons Seapoy's bei sich, unterstützt von einem gut equipirten Artillerieparke und einer Reserve, die aus des Nizam's regelmäßiger Infanterie und dessen Reiterei bestand.

General Wellesley verließ bereits am 4. Juni mit seiner Armee Poona und erreichte am 14. dess. Mon. die dem Scindiah gehörende, sehr starke Festung Walkee, 80 engl. Meilen von Poona entfernt, in der Nähe von Ahmednagar. Hier nahm er eine vortheilhafte Stellung ein, um die Feindseligkeiten zu beginnen, wenn der Fall eintreten sollte, daß die Unterhandlungen, deren vorhin Erwähnung geschah, keinen Erfolg haben und abgebrochen werden sollten. Am 6. August erhielt er denn auch die Botschaft, daß Obrist Collins das Lager Scindiah's verlassen habe.

Ein sehr heftiger Regen aber, welcher um diese Zeit eintrat, machte es der Armee unmöglich, weiter vorzurücken; jedoch setzte General Wellesley schon am 8. August seine Armee in Bewegung und gelangte nach Ahmednagar, und diese Stadt, welche von einer hohen und starken Mauer umgeben ist, wurde noch an dem nämlichen Tage mit Sturm genommen, wobei vier Officiere und 25 Soldaten ihr Leben verloren. — Wellesley begann diesen Krieg mit einer direct unter seiner Führung stehenden Armee, die man in Europa kaum eine Brigade genannt haben würde, denn er hatte im Ganzen nur 8900 Mann Infanterie und 1730 Mann Cavallerie bei sich (das 19. und 25. Dragoner-Regiment, drei Regimenter eingeborener Cavallerie, 172 Mann europäischer Artillerie, das 74. und 78. englische Infanterie-Regiment und sechs Bataillons Seapoy's). Diese verhältnißmäßig kleine Macht setzte viel Kühnheit voraus, um damit einem großen, vereinigten Mahratten-

Heere entgegenzugehen, indem er, nach der Eroberung von Ahmednagur, nunmehr am 24. August über den Godaveryfluß setzte und fünf Tage später (29. August) Aurungabad angriff.

Die Mahratten waren unterdessen mit einer zahlreichen Reiterei durch den Engpaß von Adjumtee in das Gebiet des Nizam eingedrungen, und da Obrist Stevenson zur Zeit östlich gegen den Badowly Ghaut marschirt war, so schlüpften die Mahratten unbemerkt zwischen ihm und Aurungabad durch und erreichten Jalnapoor, ein kleines Fort, ungefähr vierzig engl. Meilen westlich von jener Stadt.

Kaum hatte Scindiah Kunde davon erhalten, daß General Wellesley bei Aurungabad angekommen war, als er selbst mit seiner Armee gegen Südosten vorrückte, um den Godaveryfluß zu überschreiten und Hyderabad anzugreifen. Wellesley aber, der eine solche Bewegung des Feindes vorausah, beschloß, ihn zu beobachten und womöglich Scindiah's Marsch abzuschneiden. Er rückte deshalb in östlicher Richtung längs des linken Ufers des Godavery vor und die große Schnelligkeit, womit er diese Bewegung vorführte, vereitelte Scindiah's Plan und nöthigte ihn, nach Jalnapoor zurückzukehren.

Obrist Stevenson, welcher das Vorbeischlüpfen der Mahratten bald erfahren hatte, war unterdessen zurückgekehrt, hatte am 2. September das Fort Jalnapoor, aus deren Nähe sich bei seiner Rückkehr ebenfalls die verbündete Mahratten-Armee zurückgezogen hatte, angegriffen und erstürmt; dann, im Besitze dieses festen Platzes, verfolgte er die Feinde und ermüdete sie durch beständige kleine Gefechte; in der Nacht des 9. September aber überfiel er ihr Lager und richtete in demselben ebenso große Verwirrung wie blutige Verheerung an.

Dieser Umstand hatte zur Folge, daß die Mahratten ihren Kriegsplan gänzlich veränderten. Sie hatten sich in eine feste

Stellung in der Nähe des Passes von Abjumtee zurückgezogen, wo ein zahlreiches Corps, unter dem Commando zweier Europäer Pohlmann und Dupont, zu ihnen stieß, das sie mit sechzehn Bataillons nebst einer bedeutenden, guten Artillerie verstärkte. Die auf diese Weise vermehrte Mahratten-Armee hatte sich am 20. September zwischen Bokarden und Jafferabad gesammelt und bestand, nach zuverlässigen Nachrichten, aus 38,500 Mann sehr guter mah-rattischer Reiterei, 10,500 Mann Linien-Infanterie und 500 Rajeeb's oder Luntens Flinten-Soldaten, nebst 500 Raketenmännern und 190 Kanonen. — Außer dieser Macht besaß Scindiah noch einen Vor-trab von einigen Tausend Reitern, die im Abjumtee-Gebirge zer-streuet waren.

General Wellesley, der unter diesen Umständen sich selbst ver-stärken mußte, vereinigte sich am 21. September bei Bednapoor mit dem Corps des Obristen Stevenson, beschloß aber, daß sich Beide wieder trennen sollten, um auf zwei verschiedenen Wegen den Mahratten entgegenzurücken. Durch dieses Manoeuvre hofften sie dieselben zu einer Schlacht zu nöthigen, der sie mit Vorsicht auszuweichen schienen. Beide Heeresabtheilungen setzten sich am anderen Tage in Bewegung, General Wellesley nahm die östliche Straße um die Berge zwischen Bednapoor und Jalna, Obrist Stevenson schlug die westliche Straße ein. Ersterer erreichte Kaul-nair am 23. September, wo er gewahr wurde, daß die verbün-deten Mahratten nur ungefähr sechs engl. Meilen von demjenigen Orte entfernt ständen, wo er sein Lager aufzuschlagen beabsichtigt hatte; ohne die Ankunft des Stevenson'schen Corps abzuwarten, beschloß er auf der Stelle mit Unerforschlichkeit die Mahratten an-zugreifen, da vorauszusehen war, daß dieselben bei der Nachricht von seiner Nähe noch während der Nacht sich zurückziehen und so-wohl seinen wie Stevenson's Truppen ausweichen würden, daß aber, wenn er sie allein angriffe, die unbedeutende Anzahl seiner Truppen sie durch die Hoffnung, dieselben durch ihre große Ueber-

macht zu erdrücken, ermuthigen und nicht bestimmen würde, eine angebotene Schlacht auszuslagen.

Wellesley marschirte, dieser Aussicht folgend, sogleich gegen die Mahratten, welche ihr Lager zwischen den Flüssen Kaitna und Juah aufgeschlagen hatten; er dehnte seine Schlachtlinie längs des nördlichen Ufers vom Kaitna aus, ein Fluß, der sehr tief ist, viele Felsen hat und für Artillerie, außer an einigen, wenigen Stellen, nicht passirbar ist. —

Der rechte Flügel der Mahratten bestand ganz aus Reiterei und war in der Nähe von Bokerdun aufgestellt, von wo er sich bis an ihre Infanterie erstreckte, die durch das befestigte Dorf Assye gedeckt war. — Als die englischen Truppen Naulnair erreicht hatten, waren sie schon durch einen Marsch von 14 englischen Meilen ermüdet, und doch mußten sie noch 6 englische Meilen machen, bis sie das Dorf Assye erreichen konnten. Erst um ein Uhr Nachmittags wurden sie den Feind ansichtig, indem sie gegen die Fronte seines rechten Flügels geriethen. Da indessen General Wellesley militairische Gründe hatte, den linken Flügel der Mahratten, wo sich ihre Infanterie und Artillerie befand, anzugreifen, so setzte er zunächst über den Kaitnafluß, bildete von seiner Infanterie zwei Linien auf einem offenen Plage, zwischen Kaitna und Juah, da, wo diese Flüsse parallel laufen, und stellte seine Cavallerie als Reserve in einer dritten Linie auf. Diese englische Macht bestand ungefähr aus 7000 Mann, worunter nur 2000 Europäer waren, dagegen hatten die Mahratten mehr als 50,000 Mann auf diesem Felde aufgestellt.

Als die Mahratten bemerkten, daß Wellesley die Absicht hatte, ihren linken Flügel anzugreifen, ließen sie eine Kanonade aus der Entfernung beginnen und gleichzeitig die Stellung ihrer Infanterie und Artillerie verändern, wodurch sie von dem Kaitna bis an die Ufer des Juah postirt wurden, und auf die rechte Seite der englischen Truppen zu stehen kamen. Diese Stellung griff die englische

Armee mit großem Muth und unter einem heftigen Feuer an, das namentlich die zahlreiche und gut bediente Artillerie der Mahratten gegen sie eröffnete. Gleichzeitig hatten aber auch die englischen Kanonen aus einer Entfernung von vierhundert Schritten ihr Feuer begonnen; da indeß General Wellesley bemerkte, daß seine Artillerie wenig Wirkung und Schaden auf die zu große Linie der ausgedehnten Mahratten-Infanterie ausübte, und daß die Feldgeschütze wegen der Menge der gefallenen Artilleristen und Zugochsen nicht vorrücken konnten, so ließ er sie zurück und gab den Befehl, daß die Truppen im Sturmschritte vorrücken sollten, wobei Obrist Marwell mit seiner Cavallerie, während des Vorrückens, die rechte englische Flanke decken mußte.

Ungeachtet die Mahratten eine furchtbare Kanonade gegen die Engländer unterhielten, so gelang es diesen doch durch dieses muthige Vorrücken im Sturmschritte, den Feind bis auf die zweite Vertheidigungslinie zurückzuwerfen. Das 74. Regiment war durch das Kanonenfeuer der Mahratten so sehr geschwächt worden, daß ein feindliches Reitercorps bereits darauf einhauen wollte, aber die englische Cavallerie, welche die rechte Flanke zu schützen hatte, sprengte heran, und warf sich mit solchem Nachdruck auf die mahrattische Reiterei, daß diese zurückwich und sie sowohl, wie einige ihrer Infanterie-Bataillone unter heftigem Gemetzel in den Quahfluß getrieben wurden. Dieser Angriff hatte zugleich die Linie der Mahratten durchbrochen, die von diesem unerschrockenen Vorrücken der Engländer überrascht und stutzig gemacht, auf allen Seiten zu fliehen begannen; die englische Cavallerie unter Obrist Marwell setzte über den Quahfluß und drang mit dem Säbel in die Infanterie der Mahratten ein, die nun, dem Quah entlang, mit Hast und Bestürzung vollends die Flucht ergriff.

Die zu geringe Truppenzahl, welche dem General Wellesley im Ganzen zu Gebote stand und womit er diesen kühnen Angriff gewagt hatte, verhinderte ihn die errungenen Vortheile während

der Schlacht gehörig zu benutzen und nach derselben weiter zu verfolgen. So kam es denn, daß mehrere eroberte Kanonen, welche die Engländer beim Vorrücken hatten zurücklassen müssen, wieder von den daneben scheinbar niedergemachten mahrattischen Kanonieren von Neuem bedient, gegen die englischen Truppen gekehrt und abgefeuert wurden. Es ist nämlich eine allgemeine Kriegslift bei den Hindutruppen, daß sie während eines feindlichen, siegreichen Angriffs, oder in Augenblicken der Noth, sich platt auf den Boden werfen und todt stellen und nachher, wenn sie der Aufmerksamkeit der Feinde entgangen oder für wirklich todt gehalten sind, bei günstiger Gelegenheit wieder zu ihren Waffen greifen.

Als diese Kanonen von den vermeintlich todtten Artilleristen den Engländern in den Rücken gerichtet wurden und ein starkes Feuer eröffneten, machten zu gleicher Zeit einige Mahratten-Bataillons, die sich in Ordnung zurückgezogen hatten, plötzlich wieder Front gegen die nachdrängenden Engländer und erneuerten das Gefecht. Diese Bataillons wurden indessen von der englischen Cavallerie unter Obrist Maxwell, nach einem zwar kurzen, aber sehr heftigen Gefechte, in welchem Maxwell als Held seinen Tod fand, von Neuem durchbrochen und zerstreuet, während in derselben Zeit General Wellesley persönlich sich an die Spitze des 78. Regiments stellte, ein Bataillon Scapoy's hinzuzog, und die Kanonen angriff, welche bereits früher erobert und jetzt wieder von Mahratten bedient worden waren. Nach einem sehr hartnäckigen Kampfe, wobei Wellesley ansehnliche Verluste erlitt und ihm selbst ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, nahm er diese Kanonen zum zweiten Male, aber diese beiden Angriffe von Wellesley und Maxwell waren so entscheidend, daß die zahlreichen Mahratten-Corps sich in wildester Unordnung auf allen Seiten zurückzogen und 1200 Tode, 93 Kanonen, 7 Standarten, ihr gesamtes Lager, eine große Menge Ochsen, Kameele, nebst zahlreichen anderen

nützlichen Gegenständen auf dem Platze den Engländern als Beute zurückließen.

Indessen war der Verlust der Engländer nicht minder groß, denn bei ihrer kleinen Zahl verloren sie die verhältnißmäßig bedeutende Summe von 411 Unterofficieren und Gemeinen, 21 Lieutenants, 6 Capitains, 2 Majors und 1 Obrist, von denen allein das 74. Regiment 11 Officiere und 113 Mann an Todten, und 6 Officiere und 271 Mann an Verwundeten hatte.

General Wellesley zeigte aber an diesem Tage die erste durchgreifendere Probe seines militairischen Talentes. Diesem sowohl, wie seiner ausgezeichneten Kriegszucht und der großen Standhaftigkeit seiner Truppen verdankt die englisch-ostindische Compagnie den nachhaltigen Sieg über eine drohende Armee von mehr als 50,000 Mann, die mit Wuth und Ungestüm fochten, und unter denen mehr als 10,000 Mann disciplinirter, von französischen Officieren angeführter Linieninfanterie waren, die eine mächtige Unterstützung von 100 gut gerichteten und schnell bedienten Kanonen hatten, während die Engländer von ihren schweren Geschützen keinen Gebrauch machen konnten, nur ungefähr 2000 Europäer unter ihrer kleinen Armee hatten, und die anderen Truppen aus den nämlichen Eingeborenen bestanden, aus welchen auch der größte Theil der Mahratten-Armee zusammengesetzt war, mithin dadurch ein sehr ungünstiges Verhältniß für die Engländer entstehen mußte. Gerade diese Schlacht am Juahflusse ist für die Geschichte der Kriegskunst ebenso merkwürdig, als rühmlich, da sie recht augenfällig darthut, wie Kriegswissenschaft, Taktik und Kriegszucht allein im Stande sind, das entschiedene Uebergewicht über große physische Uebermacht und den bloßen rohen, natürlichen Muth zu verschaffen.

Obrist Stevenson stieß am Abend des 24. September mit seiner Heeresabtheilung wieder zum General Wellesley, und dieser schickte ihn mit seinen frischen Truppen sogleich dem Feinde nach.

Die verbündeten Mahrattensfürsten sammelten ihre geschlagenen und zerstreuten Truppen so schnell und gut, als es ihnen möglich wurde und nahmen ihren Weg in westlicher Richtung gegen Poona. General Wellesley dagegen beschloß mit seinen Truppen auf den Höhen von Adjumtee zu bleiben, um die Bewegungen der Mahrattens nach Süden hin besser beobachten zu können, gab aber dem Obristen Stevenson Befehl, in Eilmärschen nach Boorhanpoor und Aseerghur vorzurücken.

Während dieser wichtigen Ereignisse hatte eine Abtheilung der Bombay-Armee, geführt von dem Obristen Woodington, die Stadt und Festung Baroach, nebst deren Gebiete, ferner das starke Bergfort Powanghur, nebst allen übrigen in Guzerat gelegenen Besitzungen Scindiah's weggenommen. Auf der anderen Seite der Halbinsel waren die englischen Waffen nicht weniger vom Glücke begünstigt worden. Diejenige englische Heeresabtheilung, welche unter dem Befehle des Obristen Harcourt stand und bei Ganjam versammelt war, hatte in der geringen Zeit von kaum einem Monate die ganze, wichtige Provinz Cuttak erobert, die, wie bereits gesagt wurde, dem Rajah von Berar gehörte. Der Besitz dieser Provinz wurde für die englisch-ostindische Compagnie, wie schon erklärt worden ist, von der größten, unerseßlichen Wichtigkeit, denn durch diese Eroberung wurden sie Eigenthümer und Beherrscher der ganzen Küste von Coromandel, und zwar von der Mündung des Ganges an bis an das Vorgebirge Comorin, und schlossen damit den Franzosen jeglichen Zugang zu den Mahrattens-Heeren ab.

Die bengalische Armee hatte unter General Lake ihr Lager bei Cawepore gehabt; dieselbe verließ diesen Platz am 7. August und erreichte am 28. August die Stadt Coel im Duab, die den Mahrattens zugehörte. Hier empfing Lake einen Brief vom Obristen Collins, der ihn von seiner Abreise aus Scindiah's Lager benachrichtigte; in Folge dieser Kunde vom Mißlingen der friedlichen

Unterhandlungen rückte General Lake sofort in Scindiah's Gebiet ein, um einen Theil von der französischen disciplinirten Armee unter General Perron, der sein Lager bei der Festung Allyghur aufgeschlagen hatte, anzugreifen.

Diese Truppen bestanden aus 15,000 Mann Cavallerie, worunter 5000 Mann europäisch und regelrecht eingerichtete Reiter sich befanden, und außerdem hatten sie eine außerordentlich starke Stellung eingenommen. Die Absicht des Generals Lake war, die linke Flanke dieser Truppen zu umgehen, aber General Perron zog sich mit solcher Eilfertigkeit zurück, daß die Engländer ihn nicht erreichen konnten. Obgleich dieser unerwartete Rückzug die nächste Hoffnung des Generals Lake vereitelte, so zeigte er sich doch in seinen Folgen für die Engländer sehr nützlich. Jedenfalls verrieth General Perron durch seine Bewegung eine große Furchtsamkeit vor den englischen Waffen, die wohl mit in einem Mangel an Zutrauen in seine eigenen Kräfte begründet lag, indessen seiner militairischen Autorität einen so schädlichen Abbruch that, daß bald nach diesem Rückzuge mehrere seiner europäischen Officiere ihn verließen.

General Lake traf alsbald die erforderlichen Vorkehrungen, um die Festung Allyghur zu erobern, denn dieselbe war ungewöhnlich stark, das Land ringsumher in der Entfernung von einer Meile war völlig abgetragen und geebnet, und lag ganz unter dem Bereiche der Kanonen dieser Festung, die einen sehr hohen Wall, ein hohes Glacis und einen 100—200 Fuß breiten, wie 32 Fuß tiefen, stets mit 10 Fuß Wassertiefe angefüllten Graben hatte; außerdem hatte sie nur einen einzigen Eingang, welcher über einen schmalen, sehr verschlungenen Damm führte. Die Mahratten hatten eine Mine unter diesem Damme angelegt, aber unterlassen, eine Zugbrücke zu bauen, die diesen Platz nach Versicherungen militairischer Augenzeugen unüberwindlich gemacht hätte.

Von diesen Festungsdetails hatte sich General Lake die gehörige Nachricht verschafft; der Commandant der Festung war ein gewisser Pedron, ein französischer Officier. Er wurde von Lake in aller Höflichkeit aufgefordert, die Festung zu übergeben, worauf die erwartete abschlägige Antwort erfolgte. Lake beschloß demnach die Festung mit Sturm gewaltsam zu nehmen.

Am 4. September, um halb fünf Uhr Morgens, rückte eine kleine Artillerie-Abtheilung mit zwei Zwölfpfündern, von vier Compagnien europäischer Infanterie und vierzehn Compagnien Seapoy's begleitet, unter dem Befehle des Obristen Monson und während eines starken Kanonenfeuers, das Lake kräftig unterhalten ließ, um den Angriff zu verdecken, gegen die Festung vor. — Monson war mit seinen Leuten beinahe bis an das Glacis vorgebrungen, ehe er von der Festung aus entdeckt wurde; sobald Monson bemerkte, daß man in der Festung aufmerksam auf ihn geworden war, rückte er mit zwei Compagnien Europäern im Sturmschritte vor, in der Absicht, mit einer Außenwache des Feindes, die in einer starken Brustwehr am Eingange des Dammes ihren Posten hatte, bei deren Rückzuge zugleich mit in die Festung zu gelangen, aber ehe er das erste Thor erreichte, fand er dasselbe bereits verschlossen.

Nun wurden zwei Sturmleitern sofort an den Wall gelegt, Major Macleod vom 76. Regimente und zwei Grenadiere seines Regimentes bestiegen sie mit der größten Unerfrohenheit, als eine Anzahl Mahratten, mit Spießen bewaffnet, auf dem Walle erschien und den Hinaufklimmenden eine Mauer von Spießen entgegenstreckte. Das Besteigen mit Sturmleitern mußte daher aufgegeben werden, ein Zwölfpfünder wurde gegen das Eingangsthor gerichtet, aber ehe dieser gehörig gerichtet werden konnte, waren die auf einen engen Raum zusammengedrängten Truppen einem mörderischen Kartätschen- und Musketenfeuer ausgesetzt; Obrist Monson wurde schwer verwundet, vier Officiere von den beiden Compagnien des 76. Regimentes, nebst dem Adjutanten des Corps, ein Seapoy's-

Officier, mehrere Unterofficiere und eine beträchtliche Anzahl Soldaten wurden hier getödtet. Major Macleod übernahm nun das Commando und rückte, sobald das erste Thor gesprengt war, an der Spitze seiner Soldaten so eilig als nur irgend möglich vorwärts, schlug eine kreisförmige Richtung um eine hohe, aufgemauerte Bastion auf einem schmalen Fußsteige ein, gelangte durch zwei Thore, welche mittelst Petarden leicht gesprengt wurden, bis an ein viertes Thor, das den Eingang in die Festung verschloß.

Mit großen Schwierigkeiten und unerschrockener Beharrlichkeit wurde ein Zwölfpfünder bis an dieses Thor gebracht, das man aber mit der Gewalt des Geschüzes nicht sprengen konnte. In dieser Lage half Macleod durch Muth und Einsicht aus; in dem Thore befand sich ein kleines Pfortchen, dieses ließ er sprengen, stürzte dann ungestüm durch dasselbe in die Festung, obgleich immer nur ein Mann durch diese kleine Oeffnung hindurch treten konnte, und zwang den Feind wirklich zur Uebergabe. Nach dieser unbegreiflich schlechten Vertheidigung, die dem Eindringen dieses Häufleins Engländer eigentlich keinen energischen Widerstand entgegen gesetzt hatte, wenn man eine derartige Vertheidigung nach europäischen Begriffen beurtheilt, ergab sich der Commandant Pedron und ein Theil der Besatzung, während der größte Theil, nach indischer Gewohnheit, den Versuch der Flucht machte; eine große Anzahl sprang in den Festungsgraben, wo die Meisten ertranken. Die Festung hatte sich länger als eine Stunde gehalten; die Engländer hatten, namentlich durch das Kartätschenfeuer aus dem ersten Thore, viel gelitten und 7 Officiere, 52 Mann Todte, nebst 10 Officieren und 200 Mann Verwundeten, während die Festungsbesatzung an 2000 Todte und eine entsprechend große Anzahl Verwundeter hatte.

Diese Einnahme von Allyghur wurde für den glücklichen Fortgang des Krieges in diesem Theile Indiens von der größten Wichtigkeit für die Engländer. Allyghur war eigentlich General Perron's Residenz und Hauptwaffenplatz und der Verlust aller

seiner hier aufgehäuften Kriegsvorräthe, die nebst mehreren, mit Gelbe beladenen Wagen in die Hände der Engländer fielen, für ihn doppelt empfindlich.

Nachdem Lake die eroberte Festung mit der ausreichenden Mannschaft besetzt hatte, und die Vorrichtungen zur besten Vertheidigung getroffen worden waren, setzte er sich mit seiner Armee am 7. September nach Delhi in Bewegung. Noch an demselben Tage erhielt er einen Brief vom General Perron, worin dieser ihm die Anzeige machte, daß er Scindiah's Dienste verlassen habe und um Erlaubniß bat, mit seiner Familie, seinem Vermögen und Gefolge sich nach Lucknow begeben zu dürfen, was ihm auch sofort zugestanden wurde. Perron gab als Ursache seiner Abdankung an, daß er sich nicht länger auf seine europäischen Officiere verlassen könne und überhaupt glaube, daß er seine Absetzung erwarten dürfe, da der Undank und die Verrätherei seiner Officiere ihn außer Stand setzten, der englischen Armee Widerstand zu leisten.

Auf dem Marsche nach Delhi wurden die Engländer unter Lake von keinem Feinde weiter beunruhigt. Derselbe hatte aber unterwegs die Kunde erhalten, daß der französische Mahratten-Obrist Louis Bourguien mit 16 Bataillons Infanterie, 6000 Reitern und einer zahlreichen Artillerie über den Jumnafluß gesetzt habe, um der englischen Armee entgegen zu rücken. Als am Morgen des 11. Septembers, etwa sechs englische Meilen von Delhi entfernt, Lake sich lagern wollte, erblickte er, ehe noch die Zelte aufgeschlagen waren, die Feinde in solcher Anzahl vor der Front seiner Truppen, daß er sogleich die genauesten Recognoscirungen anstellen ließ. Er traf sie bereits auf einer Anhöhe in Schlachtordnung aufgestellt, beide Flügel von Morästen gedeckt, und von einer Cavallerie unterstützt, die hinter der Linie aufgestellt war. Dieses war eine Stellung, die nur von der Front aus angegriffen werden konnte, die jedoch nicht nur durch eine starke Artillerie, sondern auch durch aufgeworfene Brustwehren gedeckt war.

Diese Mahratten-Armee bestand aus 19,000 Mann, die englische höchstens aus 5000, nämlich dem 76. Regimente, aus 7 Seapoy's-Bataillons, dem Artilleriepark, dem 27. englischen Dragonerregimente und zwei Regimentern eingeborener Reiterei. Sobald General Lake diese Stellung des Feindes kennen gelernt hatte, gab er seiner Infanterie Befehl, gegen denselben vorzurücken und das Lager stehen zu lassen; unterdessen hatte seine Cavallerie das Gefecht schon begonnen, war aber dabei in ein starkes und gut gerichtetes Kanonenfeuer gerathen, das ihr große Verluste beibrachte und auch dem General Lake das Pferd, das er ritt, tödtete.

Ehe die Infanterie auf dem Schlachtfelde erschien, hatte es doch General Lake bedenklich gefunden, den Feind in dieser gegenwärtigen Stellung anzugreifen; er beschloß deshalb, ihn zu täuschen und ihn aus seiner festen Position heraus und in die Ebene hinab zu locken. Um diesen Zweck zu erreichen, mußte sich die englische Cavallerie zurückziehen, bis sie der Infanterie begegnete, nun öffnete sie sich rechts und links, um dieselbe zwischen sich durchzulassen, die sich nun in Front formirte, was Alles mit großer Genauigkeit ausgeführt wurde. Der Feind, welcher glauben mochte, es sei ein wirklicher Rückzug, rückte auf der Stelle aus seiner festen Stellung heraus, die englischen Truppen mit allen seinen Kanonen verfolgend und unter einem lauten Victoriarufe die Zuversicht seines Sieges verkündend.

Nun aber machte die englische Infanterie plötzlich eine Kehrwendung nach rechts und bildete mit der Cavallerie eine zweite Linie, ungefähr vierzig Schritte hinter deren rechtem Flügel; General Lake, an der Spitze des braven 76. Regimentes, führte im Sturmschritte seine Infanterie dem Feinde entgegen und trotzdem, daß er von einem furchtbaren Kanonenfeuer, mit Kartätschen, Ketten und Kugeln empfangen wurde, mit solcher bewunderungswürdiger Ordnung und Kaltblütigkeit, daß die Soldaten nicht eher die Gewehre von den Schultern nahmen, bis sie dem Feinde bis auf

hundert Schritte nahe gekommen waren. Jetzt feuerte die ganze Linie eine Generalsalve und stürzte sich mit gefälltem Bajonet und solchem tapferen Ungeßüm auf die feindlichen Linien, daß diese genöthigt wurden, ihre Kanonen im Stiche zu lassen und die Flucht zu ergreifen. Sobald Lake den Lauf der Infanterie einhalten konnte, ließ er sie in Compagnie-Colonnen öffnen, die Cavallerie sprengte durch diese Oeffnungen mit ihrer reitenden Artillerie hindurch, die mit großem Erfolge auf den fliehenden Feind feuerte, während die Cavallerie demselben in den Rücken drang und ihn bis an den Jumnafluß trieb, wo ein furchtbares Gemetzel stattfand und eine große Zahl im Wasser umkam. — Seine gesammte Artillerie, aus 68 Kanonen bestehend, sowie 2 mit Gelde beladene und 24 Munitions-Wagen fielen den Engländern in die Hände.

Aber auch diese hatten empfindliche Verluste erlitten, 15 Officiere, 197 Europäer und 288 Seapoy's waren todt oder verwundet; dagegen ließ die Mahratten-Armee 3000 Mann auf dem Schlachtfelde.

Die Folgen dieses Sieges waren ebenso entscheidend und vollständig, wie rühmlich; Bourguien und die übrigen Anführer der französischen Partei, die nun ihren Einfluß und ihre Macht im Reiche der Mahratten vernichtet sahen, ergaben sich als Kriegsgefangene an General Lake, und die alte, ehrwürdige Hauptstadt des mongolischen Kaiserreichs, Delhi, wurde, nebst dem Monarchen, Schah Allum, von der harten und unwürdigen Knechtschaft befreiet, worin sie die französische Faction so lange niedergedrückt erhalten hatte, und nunmehr unter englischen Schutz gestellt.

Es war der ausdrückliche Wunsch, den im Jahre 1790 von Scindiah gefangen genommenen und mißhandelten Kaiser zu Delhi, seine Person und seine Regierung unter die schützende Gewalt der englisch-ostindischen Compagnie zu stellen. General Lake erbat sich sogleich eine Audienz beim Kaiser, der darauf seinen ältesten Sohn Mirza Akbar Schah zum General sandte, um denselben einzu-

laden und ihn selbst nach Delhi zu begleiten. Der Einzug des englischen Generals in diese berühmte Stadt wurde von einer großen Volksmenge bewillkommnet, die zugleich die Freude über die Befreiung ihres rechtmäßigen Fürsten aus einer langen und unwürdigen Gefangenschaft laut ausdrückte. Als General Lake in den Audienzsaal eingeführt wurde, bot sich ihm eines der rührendsten, aber auch kläglichsten Gemälde herabgesunkener Königswürde und erblichener Pracht dar, das sich jemals dem menschlichen Mitleid gezeigt hatte. Der ehrwürdige Nachfolger einer langen Reihe berühmter und mächtiger Monarchen saß unter einem kleinen, zerrissenen Thronhimmel, dem traurigen Ueberreste ehemaligen Glanzes, seine Person war durch Mangel und Elend in hohem Grade heruntergekommen, sein Antlitz, durch den Verlust seiner Augen, die ihm Scindiah hatte ausstechen lassen, verunstaltet und trug die Zeichen des hohen Alters und der tiefsten Traurigkeit. Alles, was ihn umgab, bezeugte das Elend seines Zustandes, in dem ihn seine grausamen Unterdrücker hatten schwächen lassen. Doch war er noch im Stande, die Gefühle seiner Dankbarkeit und Freude auszudrücken, welche die endliche, seit 1790 ersuchte Befreiung aus der Tyrannei eines Usurpators und die Wiederbeseßung seines Thrones in ihm hervorriefen. Er bewies diese dankbare Bewegung seiner Seele gegen seine Befreier und neuen Freunde, indem er, nach der Gewohnheit seiner Vorfahren, dem General Lake den glänzendsten Titel beilegte: „Das Schwert des Staates, der Held des Landes, der Herr des Zeitalters, der Siegreiche im Kriege!“ —

Nachdem General Lake alle nöthigen Anstalten getroffen hatte, um dem alten Kaiser Allum Schah und seiner Familie den ungeschädigten Besiß ihrer neuerlangten Freiheit und ihres Eigenthums zu sichern, zog er am 24. September nach Agra. Diese wichtige Festung wurde am 18. October nach einem bedeutenden Widerstande erobert und in Besiß genommen, und es fiel den britischen

Truppen dabei die Summe von 7 Lak's Pagoden in die Hände, die unter sie als eine wohlverdiente Geldbelohnung für ihre muthvolle Thätigkeit vertheilt wurde.

Die einzige, noch übrig gebliebene Macht der Mahratten-Herrschaft im nördlichen Hindostan war die aus dem Deccan gekommene, vom Ritter Dubrenée angeführte Armee; dieser französische Befehlshaber hatte aber, wahrscheinlich nach Perron's Beispiele, seine Truppen kürzlich verlassen und das Commando einem Anderen gegeben, während er selbst sich als Kriegsgefangener beim Obristen Vandeleur stellte. Obgleich die Deccan-Armee ohne einen rechtmäßigen Anführer war, so blieb sie dennoch zusammen und hielt sich in der Provinz Agra, um eine günstige Gelegenheit abzuwarten, nach Delhi zu ziehen und sich dieser Stadt aufs Neue zu bemächtigen.

Unter diesen Umständen faßte General Lake den Entschluß, keine Zeit zu versäumen und diese Truppen aufzusuchen, um sie gefahrlos zu machen; er brach deshalb schon am 27. October von Agra auf, erreichte bereits am folgenden Tage Kerouilly, passirte am zweiten Tage, am 29. October, Futteepoor Sikree, ließ hier seine schwere Artillerie und überflüssige Bagage unter dem Schutze von zwei Bataillons Scapoy's zurück und machte an demselben Tage noch einen Marsch von zwanzig englischen Meilen mit seiner Armee. Am folgenden Tage (31. October) machte er einen ebenso starken Marsch und es wurde ihm dadurch möglich, am Abend bereits denselben Platz zu erreichen, den der Feind an demselben Morgen verlassen hatte.

Diese Anzeichen von der großen Nähe des Feindes bewog den General Lake, sofort demselben mit seiner Cavallerie nachzusetzen und ihn so lange aufzuhalten, bis die Infanterie nachgekommen sein würde. In der nämlichen Nacht verließ er das aufgerichtete Lager mit seiner gesammten Reiterei und nach einem forcirten Marsche von 25 englischen Meilen, die er in 6 Stunden zurück-

legte, erreichte er am 1. November Morgens die feindliche Armee. Diese bestand aus 9000 Mann regulärer Infanterie, 3000 Mann Cavallerie und 72 Kanonen.

Beim Ansiehtigwerden der englischen Reiterei zogen sich die mahrattischen Truppen in einer so großen Unordnung zurück, daß General Lake dadurch ermuntert wurde, ohne die Ankunft seiner Infanterie abzuwarten, den Feind allein mit seiner Cavallerie anzugreifen. Er gab deshalb seiner Vorhut den Befehl, in Vereinigung mit der ersten Cavallerie-Brigade denjenigen Punkt anzugreifen, wo er die Unordnung im Rückzuge wahrgenommen hatte, und so wie die übrigen Brigaden sich aufgestellt hatten, ließ er auch sie den Angriff beginnen.

Der Angriff der Vorhut und der ersten Brigade hatte eine so starke Staubwolke verursacht, daß General Lake dadurch verhindert wurde, die Bewegungen des Feindes genau zu verfolgen, und deshalb nicht bemerkte, daß derselbe unterdessen eine sehr starke Stellung angenommen und sich in Schlachtordnung aufgepflanzt hatte. Dieses wurde aber für die englische Cavallerie kein Hinderniß, die Linien des Feindes zu durchbrechen, was unter der Führung des Obristen Vandeleur geschah, welcher diesen Angriff commandirte. Dabei wurden dem Feinde mehrere Kanonen weggenommen. — Indessen war das ununterbrochene Feuer seiner übrigen Artillerie von so mörderischer Wirkung auf die englische Reiterei, daß General Lake sich genöthigt sah, seine Cavallerie aus dem Bereiche der feindlichen Kanonen zurückzuführen und die Ankunft der Infanterie abzuwarten. In ordnungsmäßiger Bewegung wurde dieser Rückzug ausgeführt und die eroberte Artillerie mitgenommen.

Zur Mittagszeit traf die erwartete Infanterie, welche einen Eilmarsch von 25 englischen Meilen gemacht hatte, ein; man mußte ihr aber Zeit zur Erholung lassen, ehe sie den Angriff beginnen konnte. Nachdem sie sich ausgeruhet hatte, formirte sie

General Lake in zwei Colonnen, von denen die erste das Dorf Mahaulpoor angreifen und die rechte Flanke des Feindes umgehen, die zweite aber die erstere unterstützen sollte. Die dritte Cavallerie-Brigade war gleichfalls zur Mithülfe an dem Auftrage der ersten Infanterie-Colonne befehligt, während die zweite Cavallerie-Brigade den Auftrag erhielt, den linken Flügel des Feindes zu beobachten und jede entstehende Unordnung sofort zu benutzen, um den Feind auf dem Rückzuge zu verfolgen. Die erste Cavallerie-Brigade war zur Reserve bestimmt, und der ganze, auf diese Weise combinirte Angriff sollte durch vier Batterien, zum Theil Feldgeschütze, zum Theil reitende Artillerie, unterstützt werden. —

Die mahrattische Infanterie war in zwei Linien aufgestellt, und zwar östlich und westlich von dem Dorfe Mahaulpoor; der rechte Flügel war von ihrer Cavallerie gedeckt. — Als die englische Infanterie unter dem Feuer ihrer vier Batterien zum Angriff heranrückte, wurde sie von einem furchtbaren Kartätschen- und Kugelregen aus den zahlreichen Geschützen des Feindes empfangen, und als das 76. Regiment, welches sich an der Spitze der Angriffs-Colonne befand, sich bis auf ungefähr funfzig Schritte dem Feinde genähert hatte, war es dem Kanonenfeuer so sehr ausgesetzt und verlor so viele Leute, daß General Lake beschloß, mit diesem Regimente und vier Compagnien Seapoy's, welche sich demselben angeschlossen hatten, den Feind anzugreifen, ohne den Rest der Colonne, der in seinem Vorrücken durch die Schwierigkeiten des Bodens verspätet worden war, abzuwarten.

Der General setzte sich an die Spitze dieses Häufleins heldenmüthiger Truppen, wie er sie selbst benannte, und rückte im Sturmschritt, ungeachtet des beständigen Feuers und des stets wiederholten Cavallerieangriffs, gegen die feindlichen Kanonen vor; — da aber die Cavallerie der Gegner sich noch einmal zu einem ernstlichen Angriffe vorbereitete, so befahl der General seiner eigenen Cavallerie, die feindliche Reiterei anzugreifen. Es fiel nun das

29. englische Dragoner-Regiment mit solchem Ungestüm über die Cavallerie der Feinde her, daß diese über den Haufen geworfen wurde und sie in größter Unordnung die Flucht ergreifen mußte.

Unterdessen vertheidigte aber die mahrattische Infanterie ihre Stellung mit der hartnäckigsten Ausdauer und Energie, bis das 76. Regiment, unterstützt von dem vorhin zurückgebliebenen Theile der Colonne, mit gefälltem Bajonet auf die feindlichen Kanonen eindrang und die feindliche Infanterie nebst den Artilleristen davon vertrieb. Des Feindes rechter Flügel wurde zurückgeworfen, während der linke Flügel sich in Ordnung zurückziehen suchte. Sofort aber griff die englische Cavallerie diesen linken Flügel mit solcher Hefigkeit an, daß 2000 Mann davon gefangen, die Uebrigen niedergehauen wurden. Die Mahratten verloren in dieser Schlacht bei Mahaulpoor 7000 Mann, die Engländer 800. —

Mit diesem Siege wurde aber die gänzliche Zerstörung der vom General de Boigne begründeten und von einer französischen Faction commandirten Armee regelmäßiger Truppen vollendet, und damit Scindiah's Macht und Einfluß im nördlichen Hindostan vernichtet. Damit endigten dann auch die Operationen der englischen Waffen in diesem Theile von Indien. —

Wir wenden uns wieder zum General Wellesley und zu dem Feldzug im Deccan zurück.

Im Anfange des Octobers war Obrist Stevenson nach Boorhanpoor und Asseer Ghur marschirt, um diese beiden Städte zu unterwerfen. Am 16. October nahm er Boorhanpoor ohne Widerstand ein; am nächsten Tage rückte er vor Asseer Ghur, wo sich der Ueberrest der feindlichen Infanterie aber schnell zurückgezogen hatte, als die Nachricht von Stevenson's Annäherung eingetroffen war. Auch diese Festung ergab sich nach kurzem Widerstande.

Während sich nun Obrist Stevenson damit beschäftigte, diese beiden Städte zu behaupten, war General Wellesley mit der Hauptarmee am 25. October wieder auf die Anhöhen von Abjuntee gestiegen und hatte sich gegen Süden gewendet, um den Rajah von Berar zu verfolgen. Am 29. October erreichte er Aurungabad, wo er die Nachricht erhielt, daß der Rajah seine Richtung nach Osten genommen habe und sich 20 englische Meilen von Pultein, bei Lakegaurn befinde. Aber auch der Rajah von Berar erfuhr bald Wellesley's Nähe und als er sich so verfolgt und in allen seinen Bewegungen so genau beobachtet sah, suchte er der englischen Armee durch verschiedene Kriegslisten zu entzschlüpfen.

In der Nacht zwischen dem 29. bis 30. October veränderte er sein Lager fünf Mal und detachirte, in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Generals Wellesley von seinen wirklichen Bewegungen so viel als möglich abzuziehen, ein Corps von fünftausend Mann Cavallerie mit dem Auftrage, einen für die englische Armee bestimmten Lebensmittel-Transport, der nur noch einige Tagereisen weit entfernt war, wegzunehmen. General Wellesley, der diese Kriegslist durchblickte, ließ sich dadurch nicht bezirren, zumal er die Gewißheit hatte, daß er sich auf die Bedeckung des Transportes und auf den sie befehligen den Officier verlassen konnte; dieser Officier, Capitain Baynes, wurde denn auch wirklich von jenem ausgesandten Corps mahrattischer Reiter bei Amber angegriffen, aber er schlug dasselbe nach einem hartnäckigen Gefechte, wobei die Mahratten viele Leute verloren, zurück und erreichte nach einigen Tagen glücklich und ohne Verlust das Lager Wellesley's.

Die hier erzählten Ereignisse, nebst den lehrreichen Erinnerungen an frühere Niederlagen bestimmten den Rajah von Berar, alle Mittel anzuwenden, um eine Schlacht mit den englischen Truppen zu vermeiden. — Scindiah aber, der alle seine ehr-

geizigen und rachsüchtigen Pläne gescheitert, seine französische Armee vernichtet, seine Provinzen und Festungen erobert, sowie seine Hauptstadt selbst in der größten Gefahr wußte, fühlte nun, daß ihm kein anderes Rettungsmittel mehr übrig blieb, als seine Zuflucht zu der alten Mahratten-Politik zu nehmen, nämlich Frieden zu suchen, um Zeit zu gewinnen, sich neue Hülfquellen zu verschaffen, damit er den Krieg mit erneuerter Macht wieder fortsetzen könne. — Er schickte daher am 11. November einen Gesandten an General Wellesley, um eine Friedensunterhandlung anzuknüpfen; nach mehrfachen Unterredungen zwischen dem General und dem Botschafter Scindiah's wurde am 23. November ein Waffenstillstand zwischen Scindiah und der englischen Compagnie abgeschlossen.

Der Rajah von Berar hatte sich während dieser Verhandlungen nach seinen Staaten gewendet und General Wellesley war mit seinen Truppen von den Bergen heruntergekommen, um dem Obristen Stevenfon beizustehen, der, gleich nach der Einnahme von Affeer Ghur, die Belagerung der Festung Gawilghur unternommen hatte. Am 28. November erreichte General Wellesley den größten Theil der regelmäßigen Infanterie, welche dem Rajah von Berar gehörte und durch ein zahlreiches Corps von Scindiah's bester Reiterei verstärkt war. Da mithin Scindiah die Bedingungen des Waffenstillstandes nicht erfüllt hatte, die von Wellesley genau eingehalten worden waren, so beschloß Letzterer, die vereinigten Mahrattentruppen sofort anzugreifen, um sie zu verhindern, sich zurückzuziehen oder zu entziehen, oder zu verstärken.

Scindiah's Botschafter, der noch immer im englischen Lager sich befand, protestirte auf das Ernstlichste gegen diesen Angriff, General Wellesley aber erwiderte ihm kurz und bündig, daß er mit dem Rajah von Berar keinen Waffenstillstand abgeschlossen habe und, da Scindiah den seinigen nicht erfüllt hätte, er gewillet sei, den Feind anzugreifen, wo er ihn finden würde.

Diesem Entschlusse gemäß marschirte Wellesley nach Parterly, wo die Verbündeten gelagert waren, und vereinigte sich auf seinem Marsche dahin mit der Division Stevenson. Als die englische Armee Parterly erreichte, hatte sich der Gegner zurückgezogen, obgleich man ihn noch von der Spitze eines hohen Thurmes herab erblicken konnte.

Die furchtbare Hitze dieses Tages und der lange Marsch, den die Truppen soeben gemacht hatten, bewog General Wellesley, das Verfolgen des Feindes bis auf den Abend zu verschieben. Sein Lager war aber eben aufgeschlagen, als sich zahlreiche, feindliche Cavalleriemassen in der Front des Lagers zeigten, und als General Wellesley jetzt die Lagerwachen vorwärts beordnete, erblickten diese die ganze Mahratten-Armee in regelmäßiger Schlachtordnung aufgestellt, in einer unabsehbaren Linie von Infanterie, Cavallerie und Artillerie, die sich auf der Ebene von Argau, über fünf engl. Meilen in die Länge erstreckte.

Da Wellesley die Feinde auf eine Schlacht vorbereitet fand, beschloß er, diese ohne Zeitverlust zu liefern. Er rückte deshalb mit seinen Truppen in Bataillons-Colonnen, die Cavallerie an der Spitze, den Mahratten entgegen. Als er sich denselben genähert hatte, formirte er aus seiner Armee zwei Linien, die erste aus Infanterie, die zweite aus Cavallerie; der rechte Flügel wurde vorgeschoben, um den linken, feindlichen Flügel zusammenzudrängen, der linke Flügel wurde von der mysorischen Reiterei unterstützt. In solcher Schlachtordnung rückte die englische Armee in größter Ordnung zum Angriff vor.

Als sie dem Feinde ganz nahe gekommen war, wurden das 74. und 78. Regiment von einem zahlreichen, aus Persern bestehenden, feindlichen Infanterie-Corps angegriffen, das nach einem heftigen und blutigen Gefechte fast gänzlich aufgerieben wurde; zu gleicher Zeit wurden Scindiah's Reiter mit ansehnlichem Verluste zurückgeschlagen und hierauf gerieth die ganze mahrattische

Schlachtordnung in solche Verwirrung, daß sie sich mit der größten Eile und Regelloßigkeit zurückzog, 38 Kanonen und ihre gesammte Munition in den Händen der Engländer zurücklassend. Dieser Rückzug geschah so schnell, daß die englische Infanterie den Fliehenden nicht zu folgen vermochte, wogegen aber die Cavallerie ihnen mehrere Meilen weit nachsetzte, eine große Anzahl Gefangener machte und dem Feinde alle seine Elephanten und Bagage abnahm.

Dieser Sieg bei Argau, obgleich nicht so glänzend wie der von Assye, war aber ebenso entscheidend. Da der Verlust der englischen Armee verhältnißmäßig sehr gering war, so wandte sich General Wellesley sogleich gegen die Festung Gawilghur, um diesen wichtigen Platz zu belagern, dessen Einnahme freilich wegen der anscheinend unüberwindlichen Lage desselben große Schwierigkeiten darbot.

Am 5. December hielt die Armee bei Ellichpoor, wo ein Hospital für die in der Schlacht bei Argau Verwundeten errichtet wurde. Am anderen Tage wurde eine starke Truppenabtheilung vorausgeschickt, um den Feind aus der Nähe der Festung zu vertreiben und das befestigte Dorf Damerau in Besitz zu nehmen, das den Eingang der Straße in die Berge beherrschte, welche Obrist Stevenson mit seiner Heeresabtheilung einschlagen sollte.

Beide Divisionen brachen zu diesem Zwecke von Ellichpoor auf; General Wellesley nahm seine Richtung gegen die Südseite von Gawilghur und Obrist Stevenson schlug die erwähnte Straße in die Berge ein. Am 12. December erreichten beide Divisionen ihren Bestimmungsort Gawilghur; diese für unüberwindlich betrachtete Festung steht auf einem hohen und steilen Felsen gegen Süden gefehrt, wo der Felsen völlig unersteiglich ist; gegen Norden wird die Festung durch ein zweites Fort gedeckt, das die nördliche und nordwestliche Seite des Felsen vertheidigt; der Zugang zu

diesem Fort wird am Fuße des Felsen durch eine hohe, sehr dicke, mit einem Walle und starken Thüren versehene Mauer geschützt, welche zugleich die nach dem nördlichen Fort führende Straße, die von Norden herläuft, beherrscht. Die Hauptfestung hat drei Thore, von denen das eine gegen Süden nach dem inneren Fort, das zweite gegen Nordwest in das zweite Fort führt, das dritte aber gegen Nordwest mit dem äußeren Walle in Verbindung steht. Die Auffahrt zum ersten Thore ist sehr lang, steil und schwierig; die von hier zu dem zweiten Thore führende Passage ist sehr schmal, dazu ist der Felsen an beiden Seiten des Weges ausgehöhlt und da dieser ganz um die westliche Seite des Forts herumläuft, so ist er auf einer langen Strecke dem Feuer dieser Forts ausgesetzt. Dieser Weg reicht aber nur bis an das Thor. — Der Zugang zu der nördlichen Pforte im äußeren Walle kommt von Norden und ist ziemlich eben.

Trotz dieser Schwierigkeiten, welche die Lage und Bauart der Festung einer Belagerung und Eroberung entgegensetzten, gelang es dem Muth und der Kriegskunst der Engländer doch, dieselbe am 14. December mit Sturm einzunehmen. Diese glänzende Eroberung machte aber auch dem Kriege ein rasches Ende.

Der Rajah von Berar, welcher jetzt die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er den englischen Waffen nicht gewachsen sei und ihnen nicht zu widerstehen vermochte, und überrascht durch die Schnelligkeit, womit General Wellesley seine Bewegungen in dieser gebirgigen Gegend, in die der Krieg nunmehr verlegt worden war, ausführte, dachte jetzt an sein eigenes Rettungsmittel, das einzige, was für ihn noch übrig geblieben war, nämlich die Bitte um Frieden. Er schickte, ohne die Beistimmung seines Verbündeten Scindiah einzuholen, gleich nach dem Falle von Sawilghur einen Gesandten an General Wellesley, um den Frieden zu beantragen; die Unterhandlungen darüber waren schnell und entschlossen, wie es sowohl im Charakter Wellesley's, als in seiner Lage

als Sieger begründet lag. Am 16. Decbr. begann die Unterhandlung und schon am anderen Tage wurde sie zu einem Friedenstractate zwischen dem Rajah von Berar und der englisch-ostindischen Compagnie abgeschlossen. Der Rajah mußte geloben, sein Bündniß mit Scindiah und den übrigen verbündeten Mahrattensfürsten aufzuheben, keine Franzosen oder irgend andere Leute, welche einer mit England im Kriege befindlichen Nation oder Macht angehörten, in seine Dienste zu nehmen, dergleichen auch, ohne Genehmigung der englischen Regierung, keine englischen Unterthanen zu werben oder als Soldaten zu engagiren; — außerdem aber mußte er die Provinz Cuttak auf ewige Zeiten an die englische Compagnie abtreten. Dagegen gab man ihm die Festung Sawilghur und die anderen, auf dieser Seite gemachten Eroberungen zurück.

Scindiah, dem nun kein Verbündeter mehr blieb und der keine weiteren Hülfsmittel mehr finden konnte, sah jetzt ebenfalls keinen anderen Ausweg mehr für seine eigene Existenz offen, als dem Beispiele des Rajah's von Berar zu folgen und Frieden zu fordern. Seinem, noch immer in dem Lager des Generals Wellesley anwesend gebliebenen Gesandten theilte Scindiah nunmehr Befehle und Vorschriften zu, mittelst deren er die Friedensanträge zu einem möglichst günstigen Abschlusse bringen sollte. General Wellesley freuete sich zwar der Geneigtheit Scindiah's, den Krieg zu beenden, nahm auch die Unterhandlungen sofort auf, gab aber auch zugleich die bestimmtesten Erklärungen, unter welchen unänderlichen Bedingungen er den Frieden eingehen wolle und verlangte darüber auf der Stelle entscheidende und bündige Antwort. So entstand denn auch ohne Aufschub der Friedenstractat der englischen Compagnie mit Scindiah, nach welchem letzterer alle seine Besitzungen im Duab, die Festung und den Bezirk von Baroach in der Provinz Guzerat, sowie noch mehrere andere Gebiete im Deccan abtreten mußte, sowie er auch gezwungen

wurde, alle seine vermeintlichen Ansprüche an den Kaiser Allum Schah für alle Zeiten aufzugeben. — Endlich mußte Scindiah, gleich dem Rajah von Berar, sich verbindlich machen, keine Franzosen oder andere Europäer in seine Dienste zu nehmen.

Auf diese günstige Weise endete für die Engländer ein Krieg, der unter anderen Umständen, wenn die Mahratten, bei ihrer unverhältnismäßigen Uebersahl, mehr Taktik und die Engländer weniger Tapferkeit gezeigt hätten, für die englische Macht in Indien sehr bedenklich hätte werden können.

Fünfund;wanzigstes Kapitel.

Die Generäle Raymond und de Boigne.

Ich halte es für gerecht, zwei, in der ostindischen Kriegsgeschichte hervortretende europäische Persönlichkeiten näher zu charakterisiren, welche, gerade weil sie sich, was namentlich von de Boigne gilt, in der eigenthümlichen Lage befanden, gegen manche andere Interessen wirksam zu sein und die europäische Herrschaft durch die Ausbildung indischer Fürstenmacht in Asien zu verzögern, auf die verschiedenste Weise beurtheilt worden sind, je nachdem Parteiensicht und nationale Eifersucht jene Männer als Feinde betrachten mußten.

Eine rein objective Charakteristik möge ihnen deshalb, wenn auch lange Zeit nach ihrem Auftreten in der Geschichte Ostindiens, ein unverfälschtes historisches Urtheil sichern.

General Raymond stand in den Diensten des Nizam's Ali Khan und starb bereits im Monate Mai 1798 in Hyderabad; er war ohne allen Zweifel ein Mann, der durch seinen Unternehmungsgeist und seine ungewöhnlichen Talente sich zu einem so hohen Range und Vermögen emporgeschwungen hatte, wie es

(mit Ausnahme de Boigne's) noch keinem anderen Europäer unter der Herrschaft indischer Fürsten möglich geworden war.

Er war von Geburt ein Franzose, war in seiner Jugend nach Mysore gekommen und hier unter General Lally, der die französische Militairmacht Tippo Saib's befehligte, in Dienste getreten. Im Jahre 1789, also ein Jahr früher, als Tippo seinen letzten, unglücklichen Krieg gegen die Engländer erneuerte, war er aus dem mysorischen Dienste ausgetreten und zu dem Nizam Ali Khan gegangen, der ihn auch sofort in seinen Kriegsdienst aufnahm und ihn beauftragte, ein Bataillon von 500 Seapoy's für den fürstlichen Schutz zu errichten.

Raymond fand für diesen Auftrag nur sehr geringfügige Mittel vor; es gelang ihm, mit großer Mühe dreihundert Mann zusammenzubringen, für die er die Waffen von einem französischen Kaufmann miethen und demselben für jede Muskete monatlich dreißig Sous bezahlen mußte; indessen gelang es ihm doch bald durch die unermülichste Thätigkeit dieses Bataillon bis auf 700 Mann zu bringen, und als bald darauf der Krieg gegen Tippo Saib ausbrach und der Nizam den Engländern als Bundespflichtiger Truppen stellen mußte, führte auch Raymond sein kleines Corps in den Krieg und dieser fand bei verschiedenen Gefechten eine rühmliche Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

Hierdurch stieg Raymond mit jedem Tage höher in der Gunst des Nizam; er vermehrte sein Corps bis auf 5000 Mann und verschaffte sich Waffen, indem er die zur Zeit in Pondicherry stattfindenden Waffen- und Munitions-Verkäufe benutzte und mit dem käuflichen Erwerbe dieser Gegenstände sein Corps vollständiger ausrüstete.

So standen die Sachen, als Ali Jah, der Sohn des Nizam, sich gegen seinen eigenen Vater empörte. Dieser vertraute die Bezwingung seines rebellischen Sohnes dem Günstlinge Raymond an und die ebenso schnelle wie nachdrückliche Ausführung dieses

schwierigen Auftrages erhob ihn auf die ungewöhnliche Stufe, welche er auch bis an seinen Tod behauptete. Er vermehrte sein Corps bis auf 15,000 Mann, mit Inbegriff einer vollständigen Felbartillerie, die mit Waffen, Munition und ganzer Ausrüstung, 600 Pferden, 6000 Trag- und Zugochsen, nebst vielen Elephanten und Kameelen, sein persönliches Eigenthum war.

Um dieses Corps zu unterhalten und zu besolden, hatte ihm der Nizam ein Jaghire von 52 Laks Rupien angewiesen, dessen Einkünfte durch Raymond's eigene Beamten erhoben und ihm eingehändigt wurden. Ueber die Größe seines persönlichen Soldes ist aber gar nichts Zuverlässiges zu ermitteln, nur weiß man, daß ihm unter Anderem der Nizam, außer der Summe, die er etwa als Sold empfangen haben mochte, noch ein besonderes Jaghire von 50,000 Rupien jährlich als Pahu Soopary, d. i. Lehn, verliehen hatte, um, wie der Nizam dabei bestimmte, „dafür sich mit Betel und Arekanuß zu versehen.“

Unter den verschiedenen Beweisen von des Nizam's Gunst und Gnade, die Raymond sich durch die Bezwingung des rebellischen, fürstlichen Sohnes zugezogen hatte, befand sich auch die Ernennung zum Commandeur und Director der gesammten „Tope-konna“, d. i. der ganzen Artillerie des Nizam.

Raymond war aber nach allen Thatfachen ein ausgezeichnete Officier; alle Personen, die seine Truppen gesehen hatten und noch als Augenzeugen befragt werden konnten, gestanden ein, daß seine Truppen von besonders guter Disciplin und im besten Zustande sich befunden haben. In seinem häuslichen Leben versammelte er Alles um sich, was ein im Mittelpunkte von Hindostan lebender Europäer an europäischem Luxus sich nur mit Gelde zu verschaffen vermochte, namentlich gefiel er sich in dem militairischen Pompe, worin er die Pracht eines Fürsten nachahmte.

Nach seinem Tode wurde General Perron sein Nachfolger, über den bereits mehrfach die Rede gewesen ist.

Folgende Begebenheit kann zugleich den Beweis liefern, wie hoch im Allgemeinen der Charakter der Europäer in Hindostan geachtet wird.

Der schon früher genannte Finanzminister von Poona und erste Minister des gesammten Mahrattenreiches, Rana Furnavese, ein alter, erfahrener Staatsmann, der beste seiner Zeit vielleicht in ganz Indien, ein ebenso feiner, als listiger Kopf, wurde im Monate December 1797 von seinem Todfeind Scindiah überlistet und gefangen genommen, weil er, wie man ihm Schuld gab, dem Ehrenworte eines Europäers zu viel Vertrauen geschenkt habe. —

Nämlich nach den feierlichsten Versicherungen und Bestätigungen eines Friedens- und Freundschafts-Tractates, der zwischen Rana Furnavese und Dowlut Rao Scindiah Bahadur geschlossen wurde, in welchen ein gewisser Major Filoze, ein Italiener, welcher die aus vier Bataillons bestehende Leibwache Scindiah's commandirte, nicht nur mit einbegriffen war, sondern dessen pünktliche Erfüllung er auch mit seinem Ehrenworte verbürgt hatte, ließ sich Rana überreden, seinen bittersten Feind zu besuchen; er traute zwar den feierlichen Bethuerungen Scindiah's nicht, wozu er gerechten Grund haben mochte, aber die Verpfändung des Ehrenwortes von Seiten des Major Filoze und der Schwur, daß ihm nichts Uebles widerfahren solle, überwand den Mißtrauen des sonst so vorsichtigen Staatsmannes. Es gereichte allerdings den Europäern zur Ehre, daß einer der listigsten und feinsten Minister, den Hindostan gehabt hat, sich auf das verpfändete Ehrenwort eines Europäers so sehr verließ, daß er seine Macht, seine Reichthümer, selbst sein Leben den Händen seines bittersten Feindes anvertrauen mochte; aber dieses Zutrauen wurde auf das Schändlichste mißbraucht und betrogen, denn als Rana Furnavese am 20. des Monats Rajub (December) ohne Furcht und Besorgniß seinen Besuch bei Scindiah abstattete, wurde er von zwei

Bataillons des Major Filoze auf widerrechtliche und ehrlose Weise gefangen genommen, und ob nun dieser Major selbst hintergangen worden war, oder ob er die politische Biegsamkeit der italienischen Schule mit nach Indien gebracht hatte, genug, er versetzte dem guten Rufe und Glauben des europäischen Namens einen empfindlichen Stoß.

General Raymond, hierdurch empört, schrieb noch kurz vor seinem Tode, am 13. Januar 1798, in dieser Angelegenheit einen Brief an den Major Filoze, der aber von Scindiah unterschlagen wurde, jedoch wörtlich folgendermaßen lautet:

„Mein Herr!

„Die Gefangennehmung von Nana Furnavese, welche ich
 „soeben erfahre, veranlaßt mich, an Sie zu schreiben. Ihr
 „guter Ruf ist zu allgemein bekannt, als daß man glauben
 „dürfte, Sie hätten persönlichen Antheil an der Verletzung eines
 „Tractats genommen, dessen Bürgschaft und Ausföhrung Sie
 „beschützen und heilig halten sollten. Nichtsdestoweniger läuft
 „das allgemeine Gerücht herum, dieser unglückliche Minister sei,
 „dem Völkerrichte zum Troß, und in offenbarem Widerspruche
 „mit einem beschworenen und abgeschlossenen Tractate, dessen
 „Bürge Sie sind — gefangen genommen worden.

„Ich habe kein anderes Interesse an dieser Sache, als das,
 „welches ich für jeden Europäer fühle, dessen guter Ruf mir
 „theuer ist, denn wir haben bis jetzt noch kein Beispiel gehabt,
 „daß ein europäischer Officier seinen Schwur gebrochen hätte.
 „Ich sehe ein bedeutendes Gewitter sich aufthürmen, das ohne
 „Zweifel bald über Dowlut Rao Scindiah zu seinem großen
 „Verderben hereinbrechen wird. Der Rawaub Nizam Ali, die
 „Engländer, Ragogee Boonsla (ein mahrattischer Fürst) und
 „selbst Sultan Tippe werden sich vereinigen und zusammen
 „mehr als genug sein, um Nana Furnavese die Freiheit wieder
 „zu verschaffen. Wenn also Ihr Ansehen oder (da Sie doch

„der Bürge des Tractates sind) Ihre verletzten Rechte etwas
 „dazu beitragen können, dem Minister die Freiheit wieder zu
 „verschaffen, so kann ich Ihnen nicht sagen, wie viel Ehre
 „Ihnen dieses Verfahren machen wird und wie groß die Vor-
 „theile sein werden, die Sie daraus ziehen können.

„Wenn Sie in diesen Plan eintreten können oder wollen,
 „so bin ich im Stande, Ihnen ein Viertel mehr anzubieten, als
 „Alles, was Sie von Scindiah bekommen, und ein Jaghire
 „von einem Lak Rupien obenein. Ich werde mich bald nach
 „den Grenzen begeben und dann werden wir im Stande sein
 „können, unsere Correspondenz einzuleiten.

„Verbrennen Sie diesen Brief, wenn er Ihnen nicht an-
 „ständig ist, aber schreiben Sie mir.

Raymond.“

Dieser Brief charakterisirt vollkommen die Person und Gesinnung des Generals.

General Benoit de Boigne ist in Savoyen von ehrbaren, aber armen Eltern geboren; er widmete sich anfänglich dem Dienste seines Fürsten, aber schon früh erwachte der Ehrgeiz in ihm, eine andere Stellung in der Welt zu erringen, als ihm seine Geburt und Heimath angewiesen zu haben schien. Er trat in französische Dienste und wurde als Fähndrich in die irländische Brigade aufgenommen.

Ein unbekannt gebliebenes Ereigniß veranlaßte ihn, auch diesen Dienst bald wieder zu verlassen und man findet seine Spur in der russischen Armee wieder, in welcher er als Fähndrich im Kriege gegen die Türken diente. In einem Gefechte an der türkischen Grenze wurde er gefangen genommen, nach Constantinopel gebracht und für funfzig Thaler als Slave verkauft. — Am Ende des Krieges kauften ihn seine Eltern los, er ging nun nach Petersburg, wo er die Auszeichnung genoß, der Kaiserin vorgestellt zu

werden, die ihm in guter Laune das Prognostikon einer großen Zukunft vorhergesagt haben soll.

In Petersburg machte er die Bekanntschaft des Lords Macartney, des damaligen englischen Gesandten am russischen Hofe, und zugleich gab ihm die Kaiserin für die in ihrem Dienste ausgestandene Slaverei eine Lieutenantsstelle zur Belohnung. Nunmehr wurde er auf einen russischen Posten im Archipelagus geschickt, wo er das Glück hatte, mit der von ihm befehligten Escorte den Lord Percy auf einer Reise über die griechischen Inseln begleiten zu müssen.

Dieser Umstand wurde der Anfang seiner künftigen Laufbahn. — De Boigne wußte zwar selbst noch nicht, welches weitzielende Glück hinter seiner Bekanntschaft mit Lord Percy verborgen lag und dieser mochte wohl selbst nicht an die Möglichkeit der späteren Erfolge denken, als er ihm ein Empfehlungsschreiben an den Lord Macartney, der nunmehr Gouverneur von Madras war, und an den bekannten Hastings, den General-Gouverneur von Bengalen, mitgab. Diese Briefe wurden aber Schuld, daß der Lieutenant der kleinen Reise-Escorte Percy's zu einem Manne emporwuchs, der Königreiche erobern konnte, die größer als das Gesamtengland sind.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß er bereits, als er sich diese Briefe zu verschaffen wußte, im Stillen mit dem Gedanken beschäftigt gewesen war, seinen Drang nach Ehre und Weltstellung in dem Lande der Reichthümer und abenteuerlichen Unternehmungen, in Indien, zu befriedigen und hier zu suchen, was das europäische Leben in seinem Mechanismus, das die Entwicklung der einzelnen Begabten nur zu allgemein durch Vorurtheil und Beschränkung lähmt, nicht zu finden gestattet. Der Ehrgeiz ist die Triebfeder aller ungewöhnlichen Carrièren talentvoller Menschen und de Boigne besaß denselben in einem hohen Grade; sein ganzes Leben war eine Reihe ehrgeiziger Pläne gewesen, sein Geist

strebte immer nach den glänzenden Höhen des Glückes und jede Stufe, die er erklimmte, war ein Sporn, um mit kühner Beharrlichkeit auf seiner Bahn fortzuschreiten. Das aber gehört dazu, um es zu etwas Außergewöhnlichem zu bringen, diesen Ehrgeiz begreift das engherzige, deutsche Philistertthum nicht, der Orientale, der Südländer weiß ihn richtiger zu würdigen.

Als de Voigne die vorhin bezeichneten Briefe empfangen hatte, ging er noch einmal nach Petersburg und machte der Kaiserin durch ihren Minister den Vorschlag, eine Reise nach Indien zu unternehmen und durch Caschmir, die Tartarei, längs den Ufern des caspischen Meeres nach Rußland zurückzukehren. Kaiserin Catharine, welche immer gern unternehmende Reisen begünstigte, gab dem Vorschlage de Voigne's ihren vollen Beifall und ertheilte ihm vor seiner Abreise das Patent als russischer Capitain. —

Als de Voigne im Jahre 1780 in Madras angekommen war, trat er mit Genehmigung der englisch-ostindischen Regierung in die Dienste des Nabob von Arcot als Fähdrich ein. Sein Vorhaben bei diesem Schritte ist schwer zu errathen, wenn man nicht annehmen will, daß er durch diese scheinbare Unbedeutendheit der angenommenen Stellung seine eigentlichen, höheren Pläne habe verstecken wollen. Er verharrete jedoch nicht lange in dieser Stellung, die seinen Fähigkeiten, wie seinem Ehrgeize so wenig angemessen war. Er äußerte oft, daß ein allmäliger, stufenweiser auf die höheren Posten führender Dienst ihm nicht gefallen könne, und bereits im Jahre 1782 begab er sich von Madras nach Calcutta, wo er sein Empfehlungsschreiben an Lord Hastings, das ihm Lord Percy mitgegeben hatte, abgab; dasselbe wurde vom Gouverneur mit aller Achtung gegen den Aussteller der Empfehlung aufgenommen, indem Hastings dem jungen Mann alle Aufmerksamkeit erzeigte.

De Voigne entdeckte nunmehr dem Gouverneur die Absicht seiner Reise und den Plan, zu Lande nach Rußland zurückzukehren,

verschwieg ihm aber klüglich, daß er unter besonderer Begünstigung der Kaiserin Catharine gereist sei. Hastings gab ihm deshalb, zur Unterstützung seiner weiteren Reise, die nur eine Reise zur Ausbildung und Erweiterung der Kenntnisse erschien, ein sehr warmes Empfehlungsschreiben an den Nabob und zugleich den englischen Residenten in Lucknow mit. Als de Boigne in dieser Residenzstadt eingetroffen war, wurde er dem Nabob persönlich vorgestellt und empfing einen „Khelat“, den er alsbald für 6000 Rupien verkaufte, und außerdem noch, als eine Unterstützung zu seiner vorgegebenen, wissenschaftlichen Reise, eine Anweisung auf 6000 Rupien auf Caschmir. Für diese Summe kaufte er einige Waffen, Kleidungsstücke und andere Bedürfnisse, reisete dann aber nach Agra und trat hier in den Dienst des Rajah von Jeypore, der ihm einen monatlichen Sold von 2000 Rupien gab. —

Kaum hatte aber der Generalgouverneur Hastings dieses erfahren, als er ihm den Befehl zukommen ließ, sofort nach Calcutta zurückzukommen. Obgleich nun de Boigne nicht unter der Botmäßigkeit des englischen Gouverneurs stand, also keine Verpflichtung hatte, den Befehlen desselben zu gehorchen, so hoffte er aber durch freiwilligen Gehorsam sich in der Gunst Hastings' noch mehr zu befestigen, verließ den Nabob von Jeypore, reisete wieder hinunter nach Calcutta und erfuhr hier, daß er geheim verdächtigt worden sei. Er wußte sich aber gegen alle Beschuldigungen, die man seinen Absichten untergeschoben hatte, zu rechtfertigen und erlangte darauf vom Gouverneur die Erlaubniß, nach Lucknow zurückkehren zu dürfen.

Er hatte sich etwas Geld erübrigt und dadurch erwachte ein Rival seines Ehrgeizes, der für den Augenblick mächtiger als der letztere wurde, nämlich das Verlangen, Geld zu gewinnen. Er legte in Lucknow einen Tuchhandel an und machte darin glückliche Kaufmannsgeschäfte. Mancher Andere würde diese Lage, die mit Glück und Bequemlichkeit verbunden war, gern gegen alle unge-

wisse Ehren der Zukunft behauptet und hier ruhig fortgelebt haben, aber de Voigne's Geist arbeitete während dieser scheinbaren Gemächlichkeit unruhig an der Verwirklichung seiner geheimen Pläne, die er auch später zur Ausführung brachte.

Im Jahre 1784 begab er sich abermals nach Agra und, um den hindostanischen Fürsten seine militairischen Talente zu zeigen, schlug er dem damaligen unglücklichen Nana von Ghode, der zur Zeit von Madajee Scindiah bekriegt und belagert wurde, einen Bertheidigungsplan für dessen Festung vor. De Voigne bot dem Nana an, daß er, wenn man ihm eine Summe Geld schicken wolle, in Agra 1000 Mann, in Jeypore 1000, in Delhi 2000 und in der Nachbarschaft von Ghode selbst 1000 Mann anwerben könne; diese Truppen sollten dann in aller Stille und mit aller möglichen Vorsicht an einem bestimmten Orte auf der Gebietsgrenze des Nana sich versammeln, Scindiah im Rücken angreifen und dadurch die Festung von Ghode entsetzen.

Dieser Plan würde wahrscheinlich gelungen sein, wenn die Correspondenz zwischen dem Nana und de Voigne nicht in die Hände Scindiah's gefallen wäre. Diesen Umstand betrachtete de Voigne damals als ein großes Unglück für die Pläne seiner Laufbahn, aber gerade diese aufgefundenen Briefe wurden sein Glück. Scindiah erkannte aus dem Plane, welchen de Voigne für den Nana entworfen hatte, sehr bald den talentvollen Mann, den er selbst für seine Absichten gebrauchen konnte, und faßte eine so hohe Meinung von de Voigne's militairischen Fähigkeiten, seiner festen und unerschrockenen Entschlossenheit, daß er einen gewissen Anderson, der gerade englischer Resident an Scindiah's Hofe war, um Rath fragte, ob er wohl den fremden Europäer in seine Dienste nehmen solle. De Voigne hatte sich von Calcutta aus bereits für alle möglichen Fälle auch mit einem Empfehlungsschreiben an Anderson versehen; sowie er erfuhr, daß Scindiah jene Absicht geäußert hatte, schickte er seinen Empfehlungsbrief an den englischen

Residenten, der ihn sofort einladen ließ, zu ihm zu kommen. Die persönliche Bekanntschaft begünstigte die gute Meinung und Anderson stellte ihn dem Scindiah vor, der ihn auch wirklich engagirte und ihm das Commando über zwei Bataillons regelmäßiger Infanterie übertrug, die er aber erst selbst errichten und nach europäischer Kriegskunst discipliniren sollte.

So befand sich denn de Voigne auf der Schwelle zu der hohen Laufbahn, die seinen Plänen von Anfang an vorgeschwebt hatte. Er erfüllte seinen Auftrag so vollständig, daß Scindiah, der ihn mit aufmerksamster Beobachtung verfolgte und längere Zeit sein Wirken prüfte, die Ueberzeugung gewann, daß er nur mit regelmäßigen, von europäischen Officieren befehligten Truppen seine Feinde überwinden und die immer mehr ausgedehnten Provinzen des zerstückelten Reiches, das dem Timur'schen Geschlechte angehörte, erobern und behaupten könne. Er hatte mit Erstaunen gesehen, wie zwei kleine, einzelne Bataillons, von de Voigne angeführt, in den Schlachten von Lallfort, Chaksana und Agra (1784 bis 1789) das nach indischen Vorstellungen Unglaubliche auszurichten vermocht hatten, indem zahlreiche Armee-corps vor dem Kartätschenfeuer und den Bajonetten dieser Häuflein disciplinirter Truppen hatten fliehen müssen; Scindiah willigte deshalb mit Bereitwilligkeit ein, diese Truppengattung auf sechs und bald nachher auf sechzehn Bataillons nebst einem Artilleriepark von achtzig Kanonen zu vermehren, eine Macht, die groß genug war, um jeden Fürsten in Hindostan zu überwältigen.

Die erste Gelegenheit, bei welcher diese Truppen gebraucht wurden, hatte ein für Scindiah ebenso wichtiges wie für de Voigne ruhmvolles Resultat; es war in der Schlacht bei Mairta, im Jahre 1790. De Voigne hatte nur acht Bataillons, jedes von 700 Mann stark, im Felde, aber an 40,000 Rattores, (ein Rajepoot-Stamm, der wegen seiner wilden Tapferkeit berüchtigt und gefürchtet war) gegen sich. Nach einem hartnäckigen und

blutigen Kampfe errang de Voigne endlich den Sieg und eroberte dreißig Kanonen.

Bald nachher, in dem nämlichen Jahre und mit den nämlichen Truppen schlug de Voigne den seither immer siegreichen Ismael Beg, der mit 50,000 Patanen ihm bei Patun gegenüberstand. Diese Schlacht dauerte von neun Uhr Morgens bis in die Nacht, und wenn man die bedeutende Zahl der Gegner und den großen kriegerischen Ruf ihres Anführers erwägt, so kann man diese Schlacht als die hartnäckigste, aber auch glorreichste bezeichnen, welche de Voigne jemals gewonnen hat. Seine Truppen richteten ein großes Blutbad unter den Feinden an und nahmen ihnen siebenzig Kanonen.

Im Jahre 1792 schlug er Lookojee Holkar's Armee bei Luchairee, die theils von Holkar selbst, theils von einem Ritter Dubrenée angeführt wurde, der in Holkar's Armee vier Bataillons Seapoy's und eine unzählige Menge unregelmäßiger Infanterie und Mahratten-Reiterei commandirte. Seine Linien wurden durch drei, von de Voigne gebildete Bataillons und 500 Rohilla's durchbrochen, alle europäischen Officiere in Dubrenée's Division wurden verwundet oder getödtet, und Dubrenée selbst entkam nur mit Mühe.

Eine andere bedeutende Schlacht wurde 1793 bei Canond von vier der von de Voigne gebildeten Bataillons gegen Ismael Beg geliefert; derselbe hatte 25,000 Mann und 30 Kanonen bei sich und wurde binnen zwei Stunden gänzlich aus dem Felde geschlagen mit Verlust aller seiner Kanonen, und er mußte sich mit seinen flüchtigen Truppen in das feste Fort Canond retten. Zehn vier Bataillons wurden von Perron befehligt, der damals noch Hauptmann unter General de Voigne war. Derselbe belagerte auch Canond nach der Schlacht und zwang den hierher geflohenen Ismael sich zu ergeben.

Diese Skizze von der kriegerischen Laufbahn de Voigne's kann

das große Glück beweisen, das er als Soldat hatte, da er zu den wenigen Heerführern gehört, die von sich sagen dürfen, niemals eine Schlacht verloren zu haben. Er befehligte zuletzt eine Armee von 16 Bataillons Seapoy's, 7 Bataillons Rajeebs (Luntensflinten-Träger), jedes Bataillon zählte, mit Inbegriff der Artillerie, 700 Mann, und außerdem hatte er noch 4000 Sebundee's, 1200 Mann regelmäßige Cavallerie und einen Artilleriepark von 100 Kanonen. Seine Seapoy's waren wie die englischen bekleidet, bewaffnet und disciplinirt, und durchgehends von europäischen Officieren angeführt. Die Rajeebs hatten Luntensflinten mit Bajonetten und ebenfalls europäische Officiere, überhaupt den Seapoy's ziemlich gleich eingeschult; immer erhielt sich dieses Corps den Ruf der Tapferkeit und des Muthes. Die Cavallerie war gut beritten, 700 Reiter hatten Luntensflinten und Säbel, 500 aber Carabiner, Pistolen und Säbel, und Alle waren an das europäische Exercitium gewöhnt.

De Boigne war ein Krieger und Befehlshaber durch Naturanlage; seine militairischen Schulkenntnisse waren unbedeutend, doch verstand er gut Latein und sprach, schrieb und las mit Geläufigkeit die französische, englische, persische und indische Sprache; er war recht tüchtig belesen und ein genauer Beobachter der Menschen. Sein Benehmen war leutselig und gefällig, in seinen Sitten streng und entschieden, in seinen Beschlüssen standhaft und consequent in der Ausführung. Er beherrschte seine Leidenschaften ohne alle Ausnahme, er kannte die Spitzfindigkeiten der italienischen Schule und besaß eine vollkommene Kenntniß der orientalischen Intriguen. Auf dem großen Kriegsschauplatze, wo er über zehn Jahre lang eine glänzende Rolle gespielt hat, war er gefürchtet und geliebt zu gleicher Zeit; in der letzteren Zeit flößte schon sein Name mehr Schrecken ein als der Donner seiner Kanonen — er wird in Indien nie vergessen werden. —

Als Befehlshaber war seine Gerechtigkeitsliebe groß, er hielt

einen glücklichen Mittelweg zwischen Strenge und Milde, er besaß die seltene Kunst, das Vertrauen der Fürsten und der Unterthanen gleichzeitig zu gewinnen, was gewiß eine schwere Aufgabe ist, er war unbefchreiblich thätig und ausdauernd; er stand jeden Morgen mit der Sonne auf, besichtigte dann seine Karthana (Artillerie), musterte seine Truppen, warb Rekruten an, leitete die Manoeuvres von drei Brigaden, schaffte überall Hülfquellen, ermunterte seine Waffen-, Munitions- und andere Fabriken, die er angelegt hatte, durch persönliche Aufmerksamkeit, sorgte für jegliche Art von Kriegsvorräthen, hielt Reden in seinem Durbar, gab den Gesandten und den Baskel's Audienzen, verwaltete die Gerechtigkeit, ordnete die Civil- und Finanzsachen seiner Jaghire von 30 Laks, las eine Menge Briefe aus den verschiedensten Gegenden und über die wichtigsten Angelegenheiten, dictirte die Antworten, betrieb ein verwickeltes System von Hofintriguen an den verschiedenen Höfen, führte die Oberaufsicht über einen Privathandel vom Betrage vieler Laks, führte seine Rechnungen, seine Privatcorrespondenz, leitete und förderte auf diese Weise eine äußerst verwickelte, politische Maschine, die durch seine unermüdblichen Anstrengungen vorwärts geschoben wurde.

Und alles dieses that er ohne irgend einen europäischen Gehülfen, denn er war zu vorsichtig, und in den Personen, denen er sich anvertraute, sehr behutsam in der Wahl. — Er pflegte zu sagen, daß jede ehrgeizige Person, die sich einem Anderen anvertraue, die Zerstörung seiner Ansichten erwarten dürfe.

Dieses waren seine mühsamen Beschäftigungen vor Sonnenaufgang bis nach Mitternacht, und nicht etwa für diesen oder jenen Tag, sondern das tagtägliche Geschäft einer Reihe von Jahren. Obgleich er die festeste und kräftigste Leibesconstitution hatte, welche die menschliche Natur jemals hervorgebracht hat, so wurde sie doch durch das Uebermaß seiner unerschöpflichen Thätigkeit und großen Arbeitslust allmählig angegriffen und geschwächt. Er verließ seinen

hohen Posten unter dem Schwächegeföhle angehäufter körperlicher Beschwerden und einer verhältnismäßig geringen Belohnung, denn außer seinem persönlichen Ruhme nahm er nur ein Vermögen von einer halben Million Pfund Sterling mit. Dafür hatte er aber auch das Loos seiner Soldaten im Sinne gehabt und ihnen die Belohnung für treue Dienste nicht versagt, die bei indischen Fürsten gerade nicht anerkannt zu werden pflegten. Er führte bei seiner Armee die menschliche Anordnung ein, daß jeder Officier und Soldat, der verwundet wurde, ein Geschenk an Gelde bekam, das der Gefahr und Bedeutung der Wunde angemessen war, daß ferner die Invaliden seiner Truppen als lebenslängliche Pension die Hälfte ihres Soldes und eine kleine Portion Land erhielten, daß die Verwandten der verstorbenen Soldaten die hinterlassenen Effecten empfingen, Alles neue Einrichtungen, welche die Soldaten an ihn fesseln mußten und manches Leben erheiterte.

Nach Majahee Scindiah's Tode und nach der Thronbesteigung des Nachfolgers Dowlut Rao Scindiah vermiste de Voigne die gewohnte Harmonie mit dem Fürsten, wie er sie bei seinem alten Gebieter gewohnt war; er zog sich auf seinen Jagdhire zurück, bis er endlich 1798 nach Europa, in sein Vaterland heimzog.

In dem Commando der Armee folgte nun Obrist Perron, ein Franzose, der mit Admiral Suffrein als Seecadet nach Indien gekommen war und unter de Voigne einige Jahre lang ein Bataillon befehligt hatte.

Sechshund;manzigstes Kapitel.

Ostindisches Jagdleben.

Es giebt gewiß keine angenehmere Lustparthien, als diejenigen sind, welche von der gebildeten, englischen Gesellschaft in Bengalen zum Zwecke der Jagd veranstaltet werden. Namentlich war von jeher die angenehme Gegend, welche in einiger Entfernung vom Fort William liegt, besonders reich an Wild jeder Gattung und es wurde deshalb vorzugsweise von Jagdliebhabern heimgesucht. Man pflegt dazu die Zeit zwischen den Monaten November und März zu wählen, denn gerade in dieser Jahreszeit ist das Klima am Günstigsten, die Temperatur höchst angenehm, die Luft ruhig und klar, der Himmel fast ununterbrochen wolkenleer. Eine größere Jagdgesellschaft richtet sich aber zu einer Parthie dieser Art gehörig ein und hat die umständlichsten Vorbereitungen nöthig. —

Man bestimmt zunächst einen auserwählten, hübschen und einladenden grünen Platz, der im Schatten des Waldes und nahe bei einem Gewässer liegt, um hier das Jagdlager zu errichten. Zu diesem Zwecke borgt oder miethet sich die Gesellschaft Elephanten und Kameele, kleine Karren, Tragochsen und Coolie's, d. h.

Träger, welche man jeder Zeit für sehr mäßige Preise haben kann, um die Zelte, wie andere Jagd- und Bequemlichkeitsbedürfnisse nach dem ausgewählten Plage zu transportiren. Irgend einer der befehligenen Officiere dieser Gegend wird dann angesprochen, eine militairische Wache oder Escorte von Seapoy's herzugeben, was immer mit Bereitwilligkeit erfüllt wird, da die Gesellschaft sich dieses bewaffneten Schutzes bedient, um im Falle des Hereinbrechens reisender Thiere gesichert zu sein, denn in allen Districten, wo der Wildstand bedeutend ist, findet man auch immer die Raubthiere zahlreicher versammelt. Vor funfzig Jahren hatten die Jagdgesellschaften diese Seapoy's namentlich auch zum Schutze gegen Räuberbanden nöthig, die in Bengalen umherstreiften und manche ungeschützte Jagdgesellschaft ausgeplündert haben.

Die Jagdgesellschaft bezieht förmlich ein Lager; die großen von derselben bewohnten Zelte werden gewöhnlich in einem Kreise aufgeschlagen, während diejenigen Zelte, welche für die Dienerschaft und die Bewachung bestimmt sind, rings um diesen Kreis gestellt werden und denselben einschließen. Jedes Zelt, das für eine Dame eingerichtet ist, hat drei Abtheilungen, einen Betraum, einen Toilettenraum und ein Boudoir; der Boden wird mit Teppichen oder Rohrmatten belegt und, damit der Regen, der eintreten könnte, nicht in das Zelt dringen kann und die Sonnenstrahlen abgehalten werden und eine größere Kühlung erhalten wird, besteht jedes Zelt aus einer doppelten Bedeckung. Die Oeffnungen, welche demselben als Thüren und Fenster dienen, werden mit Matten behängt, die aus einem wohlriechenden Grase geflochten sind und bei heißer Witterung beständig an ihrer Außenseite mit Wasser begossen werden. Es ist dieses Kühlungsmittel indessen selten erforderlich, da um diese Jahreszeit die Temperatur gewöhnlich eine gemäßigte, angenehme Wärme innehält. — Mit dem Nutzen verbindet die englische, vornehme Welt aber auch den Luxus, denn jedes Zelt ist in seinem Inneren mit den schönsten Ziststoffen, oft sehr kostbar gefüttert.

Für Lieferung der nöthigen Lebensmittel tragen die Mitglieder einer solchen Jagdgesellschaft nicht weniger Sorge. Ist der ausgewählte Lagerplatz gerade nicht in der Nähe eines Dorfes gelegen, so sorgen die einzelnen Familien, die zur Parthie gehören, für ihren Bedarf; sie miethen zu diesem Zwecke „Banyanen“, d. i. Haushofmeister, welche größtentheils Gemüsekrämer sind, und die Gesellschaft begleiten müssen. Diese Leute ergreifen gern eine solche Gelegenheit, um einen kleinen Nebengewinn zu verdienen, und liefern alle nöthigen Lebensmittel, während die Familien ihre Weine und verschiedenen Getränke selbst mitzubringen pflegen.

Bei solchen Jagdauszügen erscheinen die Herren zu Pferde, um in der galantesten Form die Damen nach dem Versammlungs-orte zu begleiten. Die Damen nebst ihren Zosen reisen dabei gemächlich in zierlichen Palankeen's (indischen Tragsesseln) und, wo der Weg es gestattet, in offenen, englischen Wagen. Hat nun die Gesellschaft von ihren Zelten Besitz genommen und ist die Jagdbelustigung eröffnet, so fängt sie mit Tagesanbruch an und vertreibt den Morgen damit, Eber, Wölfe, Antilopen, Moschusthiere, Damhirsche, rothe und andere Rehe, Hasen, Füchse und Schakal's zu jagen. Außer dem gemeinen rothen, dem gefleckten und dem mäusefarbenen Rehe giebt es noch zehn bis zwölf andere Gattungen; wilde Schweine werden gewöhnlich in den neu angebaueten Landstrichen und in den Zuckerrohrpflanzungen gefunden, und ihr Fleisch ist hier gerade am Schmachhaftesten. Wölfe und Schakal's sieht man bei Tagesanbruch um die einsameren oder entlegeneren Dörfer herumschleichen, von wo sie sich dann in die Wälder, in ihre Höhlen, oder in die Ebenen, in Gruben und Schluchten zurückziehen. Die Hasen lagern sich ebenso wie in Europa. Das kleine Reh, das Moschus- oder Bisamthier und das gewöhnliche Reh verstecken sich in das dickste und höchste Gras, die Antilope und der Hirsch durchstreifen die Ebene.

Alle diese Thiere begeben sich jedoch in die „Jungle“ (so

nennet man nämlich das sieben bis acht Fuß hohe dicht verschlungene und fast undurchdringliche Gras, das überall auf unbaueten Landstrecken wächst), um zu weiden, oder um Beute zu machen.

Aber einem so wildreichen Lande wie Indien, kann es auch an reißenden Thieren nicht fehlen. Die hauptsächlichsten und gemeinsten Raubthiere, denen man hier begegnet, sind der große bengalische oder königliche Tiger, der Leopard, der in mehreren Gattungen vertreten ist, der Panther, die Tigerkatze, der Bär, der Wolf, der Schakal, der Fuchs, die Hyäne; außerdem giebt es hier das Rhinoceros, das aber nicht den Menschen gefährlich ist. — Wildpret und Raubthiere werden auf der Jagd vorgenommen; die Jäger schießen aber auch reichlich Geflügel, welches das Land in großer Auswahl darbietet; namentlich macht man Jagd auf Rebhühner, Felsen-Rebhühner, Hurrial's oder grüne Tauben, Wachsteln, Brachvögel, wilde Hähne und Hühner, Kibitze, schwarze, weiße und graue Pfauen, Florekin's, Störche von verschiedenen Gattungen und Farben, Wasserhühner, brahminische Gänse, Kraniche, wilde Gänse und Enten, Kriech-Enten, Pfeif-Enten, Wasser Schnepfen und anderes Wassergeflügel in großer Zahl, von den seltsamsten Gestalten und glänzendsten Farben, wovon oft die Oberflächen des Wassers ganz bedeckt erscheinen und die im Auf- fliegen oft die Luft verfinstern.

Die Füchse sind klein, von zartem Gliederbau, mit feinen, braunen Haaren bedeckt und haben keinen starken Geruch, da sie sich größtentheils von Getreide, Früchten, überhaupt Vegetabilien ernähren. Sie sind äußerst geschwind und gewandt, aber nicht stark und dauerhaft. Die Schakal's sind etwas größer als die europäischen Füchse, aber von brauner Farbe und schwerfälligem Bau, auch ist ihre Nase stumpf; sie gleichen dem Wolfe mehr als dem Fuchse und werden deshalb auch Goldwölfe genannt. Sie sind in großen Herden vorhanden.

Von den Rebhühnern giebt es verschiedene Gattungen, eine mit weißem Unterleibe, eine andere, die dem Haselhuhn gleicht, aber mehr gesprenkelt ist. Auch von den Kibizen giebt es hier mehrere Arten. Wenn die Witterung recht warm ist, sieht man große Schwärme von Ortolanen über die Ebenen streichen. Fasanen findet man in Bengalens Wäldern fast nur an den Grenzen von Assam, bei Chittagong, sowie in den Bergen, welche Hindostan von Raupaul und Tibet trennen. Dort aber, besonders in der Umgebung von Moorung, sowie in Betiah, sind sie groß und schön, man trifft dort den Gold- und den Silberfasan, den gefleckten, azurblauen, braunen und pfauenäugigen; dagegen giebt es Pfauen überall in vielen Arten und in erstaunlicher Menge.

Aus den Wäldern von Hindostan stammt sicherlich das gemeine, zahme Haushuhn her, das in Europa allgemein ist, denn man trifft sie hier in den indischen Wäldern und Landstrichen fast in jedem Gebüsch. Sie unterscheiden sich aber von ihrer zahmen Generation Europa's dadurch, daß das Fleisch an ihrem Körper braun, das der Schenkel aber weiß ist, also umgekehrt wie beim zahmen Hühne. Die Hähne sind immer von einerlei Farbe, nämlich dunkelroth, sie haben einen sehr stolzen Gang und viel Kampflust; die Hühner sind alle braun. Es ist sehr unterhaltend, wenn man frühmorgens durch die Wälder reiset, diese große Zahl Hähne krähen zu hören, ihren stolzen Spaziergang und ihre Gefechte anzusehen, während die Hennen mit ihren Küchlein zwischen Bäumen und Gebüsch umherschleichen. Sie werden aber wenig gejagt und gegessen, da ihr Fleisch weder so zart noch schmackhaft ist, wie das der zahmen Hühner. — Die Florekin's halten sich in hohem Grase auf natürlichen Wiesen, am Rande von Seen und Teichen auf; deßhalb hat ihr Fleisch Aehnlichkeit mit dem der wilden Ente und des Fasans; das Fleisch von Brust und Flügeln ist braun, das der Schenkel weiß, das gesammte Fleisch aber in hohem Grade zart, saftig und schmackhaft, wie man es selten bei

anderem Geflügel findet, weshalb man auch gern Jagd darauf macht. Die Höhe des männlichen, bengalischen Florekin ist, wenn er steht, vom Boden bis auf den Rücken vierzehn Zoll und bis zum Kopfe, wenn er ihn aufrecht hält, siebenundzwanzig Zoll.

Waldschneppen giebt es im südlichen Asien nirgends. Unter den Wasserschneppen, von denen viele verschiedene Gattungen vorkommen, giebt es namentlich eine Art, welche man die „bemalte“ nennt und größer ist, als alle übrigen und die Waldschneppfe völlig ersetzt. —

Derjenige Theil der Jagdgesellschaft, welcher nicht auf Wildpret schießen oder sich erholen will, vertreibt sich die Zeit mit Fischen, sowohl mit der Angel wie verschiedenen Arten von Netzen; viele Mitglieder der Parthie begnügen sich aus Liebhaberei mit der Nachstellung von Hasen, Reihern, Kranichen, Störchen mittelst abgerichteter Falken. Für die Rebhühner und das kleinere Geflügel gebraucht man den Finkenfalken, oder andere kleine Falkenarten. Einige Damen schließen sich immer der frühen Jagd an, und wenn es gilt, einer beabsichtigten Falkenjagd beizuwohnen, so besteigen sie kleine, äußerst gut abgerichtete Elephanten, die auf ihrem Rücken bequeme, mit Vorhängen und Dach versehene Sitze tragen; manche englische Damen besteigen auch selbst ein Pferd, die größere Zahl der Damen folgt in ihren Palankeen's, unter deren Dachzelte und Vorhängen die aufgejagten Vögel und kleinen Füchse, gleichwie unter den Bäuchen der Elephanten und Pferde, Schutz und Rettung suchen, wenn sie von Falken oder Hunden gehezt und verfolgt werden. Im Allgemeinen aber stehen die Damen nicht so früh auf, um die Jäger schon bei Tagesanbruch zu begleiten, und sie zeigen sich in der Regel erst der Gesellschaft, wenn es Zeit zum Spazierenfahren oder Reiten ist.

Die Waffen, welche bei diesen Jagdparthien gewöhnlich gebraucht werden, sind mehr und mehr die der europäischen, namentlich englischen Jagd geworden. Während vor funfzig Jahren die

Spieße und Flinten alter Construction, sowie Reiterpistolen gewöhnlich waren, bediente man sich allmählig der verbesserten Waffen. Man versteht sich mit Jagdflinten, Kugelbüchsen, Sattelpistolen, daneben aber auch noch mit leichten Lanzen, schweren Speeren und Wurfspeeren. Jeder Jäger wird von einem Bedienten begleitet, der einen Säbel und einen Karabiner mit Bajonet trägt, woraus vierlöthige Kugeln geschossen werden, für den Fall, daß man etwa Tigern, Hyänen, Bären oder wilden Büffeln begegnen sollte. Einige der Jagd beiwohnende Damen tragen wie Thalestris oder Hypolita, im Dianenstyle Bögen und leichte Köcher, um damit kleines Wild zu erlegen.

Die Hunde, welche man zu der Jagd benutzt, sind Wachtel- und Hühnerhunde, sowie persische und englische Windhunde und grimmige, starke Saufänger.

Die Treibjagd ist immer eine der hervorragendsten Vergnügungen solcher Jagdparthien. Alle Jäger zu Pferde, die Elephanten, die Bedienten, die militairischen Wachen (Scapoy's), sowie alle möglichen Bauern, die man aufbieten oder miethen kann, werden in eine große, gerade Linie aufgestellt; in dieser Linie werden in abgemessenen Entfernungen weiße, auf sehr hohen Stangen flatternde Flaggen getragen, als Richt- und Gesichtspunkte, damit kein Theil dieser Jagdlinie rascher vorschreite, als der andere und dadurch die gerade Richtung verloren gehe; alsdann rückt die ganze Linie in gleichmäßigem Schritte vorwärts und treibt alles Wild, das sich in diesem Bezirke befindet, vor sich her.

Wenn die Jungle (das hohe Gras) oder das Buschrevier, wodurch der Marsch geht, sich auf eine freie Ebene öffnet, wie es sein soll und vorher wohl ausgemittelt ist, dann giebt es ein äußerst interessantes und lebhaftes Schauspiel, indem man die Menge und die Verschiedenheit der Thiere beobachtet, die nun aufgeschreckt aus ihren Verstecken hervorbrechen; einige werden wider ihren Willen herausgetrieben, andere kehren mit Gewalt in das Gebüsch zurück.

Während dieser Scene von Unordnung, Flucht und Verwirrung des verschiedenen Wildes wird ein bedeutendes Gemetzel unter ihm durch Jäger und Falconiers gemacht, und die Bauern nebst ihren Kindern fangen die jungen Rebhühner, Hasen, Frischlinge und anderes junges Wild, das sich in das Gebüsch zurückgeflüchtet hat, entweder lebendig, oder schlagen sie mit Stöcken und Jaunpfählen todt.

Es ereignet sich auch wohl, daß die Einwohner eines Dorfes die Herren einer größeren Jagdgesellschaft dringend bitten, einen Tiger zu tödten, der vielleicht schon längere Zeit ihren Bezirk verheert, ihre Heerden und Hirten zerrissen und sie selbst in fortwährender Angst erhalten hat. Obgleich ein solches Unternehmen immer ein kühnes und gefährliches Wagstück ist, das die Jäger bei ruhigem Blute ablehnen würden, so schlagen sie es doch bei solchen Gelegenheiten und in der muthigen Stimmung des einmal begonnenen Jagdlebens selten ab. Der Wunsch, sich in Gegenwart des schönen Geschlechts auszuzeichnen, war überhaupt den Engländern stets eigen; die Aufmunterung des Augenblicks und die Gefühle des Mitleids, welche die geängstigten Dorfbewohner anregen, bestimmen gewöhnlich den raschen Entschluß; man rüstet sich zum Kampfe gegen das blutigierige Raubthier, während die zitternden Dorfbewohner sich ferne von der Gefahr halten.

Wenn eine solche Tigerjagd mit Ueberlegung und Vorsicht geführt wird, namentlich von den Seapoy's eine militairische Unterstützung findet, so wird dieselbe gewöhnlich schnell und glücklich beendet und die Jäger bringen das erlegte Thier, unter dem Beifalle der Damen und den Dankäußerungen der befreieten Landleute, nach den Zelten, wo es als Trophäe dient; wenn die Jäger aber ihre Geistesgegenwart verlieren, den Kampf übereilen oder unnöthiger Weise verlängern, oder wenn sie mit Unvorsichtigkeit handeln, das erbitterte Thier in Unordnung oder mit Tumult angreifen, so endet die Begebenheit nicht selten sehr unglücklich, indem

der Tiger den Einen oder den Andern ergreift und zerfleischt, und seine Wuth an den Verfolgern nicht eher endigt, bis er entweder erlegt oder in die Flucht gejagt ist. Ich werde nachher noch einige Tigerjagden näher beschreiben. —

Es kommt auch vor, daß die Einwohner eines Dorfes eine in ihrer Nähe lagernde Jagdgesellschaft aufrufen, sie und die Gegend von wilden Büffeln zu befreien, die ihre Felder verwüsten, oder sie bitten, die großen Teiche und Landseen der Gegend von Krokodilen zu reinigen, die ihre Fische verschlingen und auch auf dem Lande Schaden und Schrecken anrichten. Solche Unternehmungen sind bei Weitem nicht so gefährlich, wie die Jagden auf Tiger und werden gewöhnlich von der Jagdgesellschaft gern und glücklich ausgeführt.

Auf solchen Jagdparthien giebt eine Trommel und eine über dem Speisezelte aufgezogene Flagge das Versammlungszeichen für die Gesellschaft, daß die Zeit des Speisens gekommen sei. Ein höchst angenehmes und fröhliches Mahl ist das Frühstück. Die Jäger kehren zurück, frisch, muthig und mit gutem Appetite. Der Anblick der Damen in einfachem und leichtem Morgenanzuge, im weißen, feinsten Mouffelingewande mit fliegenden Bändern, und in leicht geordneten Haaren, erfreuet das Auge des heimkehrenden Jägers ebenso sehr, wie alle Arten kalter Speisen nach englischer, französischer, italienischer und holländischer Küche, Fleisch und Fisch, Salate und Früchte, Milch, Kaffee, Thee und Chokolade den Gaumen erfrischen, und eine allgemeine heitere Laune das Mahl und die Stunde angenehm würzt.

Nach eingenommenem Frühstücke werden Fuhrwerke jeder Art vorgeführt, um eine Spazierfahrt zu machen, aber das geschieht nicht nur allein in der Absicht, frische Luft zu genießen, sondern um gemeinschaftlich irgend eine nahe gelegene Natur- oder Kunstmerkwürdigkeit, oder eine Manufactur in Augenschein zu nehmen; gewöhnlich ist das Ziel solcher Lustfahrten eine merkwürdige Stadt

in der Nachbarschaft, eine berühmte Pagode oder Moschee, oder Dirga, oder ein Mausoleum, oder irgend ein heiliger Wald, der Aufenthaltsort von Fakiren, oder die Spitze rauher Klippen, die über See oder Fluß hängen und eine reizende Aussicht gewähren.

Nach Beendigung solcher Lustfahrten werden die noch übrigen Stunden bis zu einem frühen Mittagessen auf verschiedene Weise, nach Laune und Belieben angewandt; Einige von der Gesellschaft spielen Fangeball, Andere zielen nach Wurfscheiben, wieder Andere üben sich im Springen oder Fechten, lassen ihre Pferde wettrennen, schießen nach vorgesteckten Zielen, oder schwimmen in nahen, von Wald und Fels versteckten Gewässern. Wieder Andere der Gesellschaft suchen eine große Freude darin, kleinere Thiere, namentlich Vögel, Fische, Schlangen ıc. lebendig zu fangen, zu welchem Zwecke sie eine große Mannichfaltigkeit von Geräthschaften bei sich führen, und an der Spitze der in Wäldern und Bergen umziehenden Thierfänger, die gern in der Nähe solcher Jagdgesellschaften erscheinen und sich von den Herren anführen lassen, ausziehen. Dazu führen sie dann, außer ihren Flinten, Speeren, Pfeilen ıc., auch Blasröhre, aus denen mit Flüchtchen und Lehmkugeln geschossen wird, Vögelsprenkel und dergleichen bekannte Geräthe zur kleinen Jagd mit sich.

Unterdessen lesen die Damen oder gehen im Schatten des Waldes spazieren, oder sie lassen sich schaukeln, üben sich im Bogenschießen, spielen Gesellschaftsspiele oder treiben Musik in ihren Zelten, oder machen Handarbeiten, wobei vorgelesen wird. Später, gewöhnlich um Ein Uhr, findet dann zum Beschluß eines fröhlichen Vormittags eine zweite Mahlzeit statt; darauf hält die Gesellschaft, wenn sie sehr ermüdet, oder das Wetter sehr warm ist, eine Siesta, die überhaupt in Indien allgemeine Sitte ist, und wenn dann gegen Spätnachmittag die Sonne zu sinken beginnt, werden wieder Pferde und Wagen bestiegen, um eine Lustfahrt oder einen Ritt zu machen, oder, wo ein Gewässer in der Nähe sich befindet,

werden Kähne in Bereitschaft gehalten, um eine Wasserfahrt in kühler Abendluft zu unternehmen. Da die Dämmerung in den Wendekreisen sehr kurz ist, so folgt die Nacht sehr bald auf den Untergang der Sonne. Man eilt nun in das Jagdlager zurück, wo man sich mit Kartens-, Würfels-, Schachs-, und Gesellschaftsspielen, Tanz, Possenspielen, sowie der Darstellung indischer Taschenspieler, Seiltänzer und Bajaderen, die sich gern bei solchen Gesellschaften einfinden, die Zeit angenehm vertreibt. Um Neun Uhr wird dann das eigentliche Mittagessen, das aber mit besserem Rechte Nachtessen heißt, eingenommen, das in Genuß und Heiterkeit den angenehmen Tag beschließt.

In solcher Weise und Abwechslung verlebt eine Jagdgesellschaft gewöhnlich funfzehn bis zwanzig Tage, wonach sie dann das Lager verläßt und nach Hause zurückkehrt.

Es ist bereits der Tigerjagd erwähnt worden — die interessanten, aber auch gefährlichen Umstände dabei dürften noch nähere Mittheilungen gestatten.

Ganz eigenthümlich ist es und von Niemandem, der je einmal Gelegenheit gehabt hat, Tiger in freiem Zustande zu beobachten, kann es bezweifelt werden, daß der Tiger, wie überhaupt alle, zum Raubgeschlechte gehörigen Raubthiere, eine seltsam bannende Kraft über andere, namentlich Beutethiere, ausübt. Wenn zum Beispiel Rehe einen Tiger erblicken, so bleiben sie auf einmal still stehen, als würden sie von einem Zauber festgehalten, während der Tiger seine Blicke nicht von der Beute abwendet und, ehe die Rehe ihn gesehen haben, ruhig ihre Annäherung im Verstecke abwartet. Erst wenn sie ihm nahe genug gekommen sind, um sie mit einigen Sprüngen zu erreichen, dann bricht er auf die Festgebannten ein, denn der große, königliche Tiger vermag weder schnell noch anhaltend zu laufen und würde, wenn er der Beute den Weg durch größere Geschwindigkeit abgewinnen wollte, manches Thier schwerlich einholen können. Das Glänzen und Funkeln seiner feurigen

Augen ist furchtbar und grimmig; ich sah einmal selbst in der Nacht, in einem Gehölze, durch welches ich reisete, einen königlichen Tiger, indem mir das Funkeln seiner Augen schon eine Strecke weit bemerklich wurde. Das Licht der Fackeln, die meine Leute trugen und die man Nachts immer bei sich führt, sowie der Lärm eines Tamtam (einer kleinen Trommel), die man in solcher Gefahr sogleich anschlägt, verhinderte den Tiger, sich uns zu nähern.

Da, wo sich ein Tiger aufhält, oder wo er vorüberstreicht, versammeln sich immer eine Menge Vögel, die ihn umschwärmen, umhüpfen und über ihm seines Weges fliegen, und dabei so stark schreien und pfeifen, als wollten sie die ganze Gegend warnen. — Der Pfau scheint ganz besonders von ihm angezogen zu werden, denn sobald ein Tiger von einer Truppe Pfauen erblickt wird, so nähern sie sich ihm auf der Stelle, spazieren um ihn herum mit aufgerichteten Federn, ausgespanntem Schwanz und schlagenden Flügeln.

Es wurde einst gemeldet, daß in Seringapatam ein großer Tiger, der auf die Insel eingedrungen war, viel Vieh getödtet und sogar mehrere Einwohner zerfleischt habe. — Die anwesenden Engländer beschloffen sogleich eine große Tigerjagd zu veranstalten, wozu die jagdlustigen Officiere und mehrere Fremde und Einheimische sich verbanden und zwanzig Soldaten nebst einem Unterofficier zur Hülfe mitbekamen. Ein Eingeborener der Insel führte die Jagdgenossen und ihr militairisches Detachement an, um den Platz anzugeben, wo der Tiger lagerte.

Nachdem wir uns ungefähr eine englische Meile weit von der Stadt entfernt hatten, gelangten wir in Zuckerrohrfelder, die von einander durch dicke und hohe Bambushecken getrennt waren, welche auf jeder Seite einen trockenen Graben hatten.

Der Führer erklärte, daß der Tiger unter dieser Hecke sein Lager habe, aber nicht angegeben werden könne, auf welcher Seite

derselbe sich befinde. Die Jagdgesellschaft und das Militair trennte sich in zwei Abtheilungen, von denen jede eine Seite der Hecke vornahm und so mit Aufmerksamkeit dem wilden Feinde entgegenrückte.

Auf der linken Seite, wo sich das Thier wirklich befand, ging der Führer, und neben ihm ein junger Mann, der mit mir gereiset war und als guter Jäger sich mit hervorragender Kampflust der Gesellschaft angeschlossen hatte, sowie ein junger Schweizer, welcher in englischen Diensten stand, — diese drei Muthigsten schritten der ganzen übrigen Gesellschaft voraus. Sie hatten ungefähr dreißig Schritte in tiefster Stille und gespanntester Erwartung vorwärts gemacht, als der Führer plötzlich seine beiden Begleiter zurückhielt und mit lautlosen, schwachen Geberden zu verstehen gab, daß das Thier etwa fünf Schritte von ihnen im Schatten der Hecke im Graben liege und schlafe.

Der junge Schweizer, welcher gern den ersten Schuß haben wollte, schlug sogleich auf den Tiger an, mein Reisegefährte, der auf diese Ehre eifersüchtig war, verhinderte ihn am Feuern und meinte, der Tiger müsse zuvor geweckt werden, um im ehrlichen Kampfe zu unterliegen, und ehe man diese Kühnheit des auf seine Jagdgeschicklichkeit trogenden Jünglings abwenden konnte, hatte derselbe bereits einen Stein ergriffen und denselben auf den Tiger geschleudert.

So wie derselbe den Stein empfangen hatte, knurrte er, sprang auf, streckte sich, setzte sich in die Position des Sprunges, um sich auf seine vor ihm stehenden Gegner zu stürzen, zu gleicher Zeit hatte aber mein Reisegefährte angeschlagen und feuerte im Augenblicke, wo der Tiger den Angriffssprung machte, so glücklich seine nur gewöhnliche Musketenkugel ab, daß diese dem Tiger durch das linke Auge in das Gehirn eindrang und ihn auf der Stelle tödtete. —

Da schon Fälle vorgekommen sind, daß ein Tiger 50 Kugeln

erhalten hatte, ohne zu fallen, so nahm dieser Meisterschuß zwar der Jagd die möglichen Abenteuer, aber er schützte vor vielen unberechenbaren Zufälligkeiten und Gefahren. Sowie der Tiger den Schuß bekam, stieß er einen einzigen, aber furchtbaren und weit durch die Gegend dröhnenden Schrei aus und stürzte auf dieselbe Stelle nieder, die soeben der glückliche Schütze durch einen Seitensprung verlassen hatte, da der Tiger ihn zum Ziele ausersuchen haben mußte. In dem Jubel der glücklichen That stürzte sich der junge Mann auf den in den heftigsten Todeszuckungen liegenden Tiger, dessen krampfhafte Bewegungen noch immer einen Menschen hätten umbringen können, schloß ihn in seine Arme und rief: „er ist mein, er ist meine rechtmäßige Beute!“ — dann stieß er ihm das Bajonet einige Male in das Herz und tödtete ihn vollends.

Dieser Tiger war eins der schönsten Exemplare seiner Gattung; er war weiblichen Geschlechts, nicht völlig zwei Jahre alt, also noch nicht ganz ausgewachsen und maß doch schon von der Spitze der Nase bis an das Schweifende zehn Fuß. Er war so schwer, daß zwölf Mann der militairischen Begleitung nöthig waren, um ihn nach der Stadt zu tragen. Die Behörde schenkte den Tiger meinem Reisegefährten und wollte ihm auch noch ein Geldgeschenk machen, was er aber ablehnte. Er verkaufte denselben später an einen englischen Kaufmann für 10 Pfd. Sterling.

Wenn indische Fürsten auf die Jagd gegen reißende Thiere ziehen, so geschieht das gewöhnlich mit sehr vielem Pomp und Aufwande. Um sich eine Vorstellung davon zu machen, kann ich eine große Jagdparthie beschreiben, welche einst der Nabob von Dube veranstaltet hatte. —

Es war im October-Monate, als der Nabob mit seinem Jagdgefolge (seiner Kafela) Lucknow verließ; eine Armee von Soldaten und Thieren begleitete ihn; Infanterie, Cavallerie, sogar Kanonen, über tausend Elephanten und eine unübersehbare Reihe von Hackerie's (Karren), Kameelen, Pferden und Tragochsen be-

deckten den Weg; Damen aus des Nabob's Zenana saßen in bedeckten, mit Ochsen bespannten Wagen, selbst Bote wurden auf Wagen transportirt, um gelegentlich Gebrauch davon zu machen. Jagdtiger und Falken, Kampfhähne, sechtende Wachteln und Nachtigallen, Tauben; ferner Bajaderen, Sänger, Komödianten, Postenreißer und Marktschreier gehörten mit zum großen, aus vielen tausend Personen bestehenden Jagdgefolge; der Nabob hatte Alles mitgenommen, was ihn unterhalten oder belustigen konnte. So gar fünfhundert Coolie's oder Lastträger waren erforderlich, um Munition und Waffen zu tragen, welche aus Flinten, Karabinern, namentlich Doppelflinten aus den Fabriken von Manton und Stock in London, ferner Pistolen, Säbeln und Spießen bestanden.

Von Baroach begab sich die Gesellschaft nach Ranpara, iener kleinen Stadt in dem Gebirge, welches Hindostan von Nepaul und Tibet trennt. Hier tödtete man jeden Morgen und Abend ohne Zahl und Auswahl das Wildpret aller Gattungen; der Nabob, ein ausgezeichnete Schütze, that täglich wenigstens hundert Schüsse auf Wild und Geflügel, hier aber begegnete man noch einem Tiger, der an der Gesellschaft vorüberstrich und dann sich versteckte. Um ihn aufzusuchen, machte sich die Gesellschaft um Mittag auf und man entdeckte ihn in einer engen Schlucht, welche der Nabob sofort mit etwa zweihundert Elephanten umstellen ließ. Als die Gesellschaft diese Schlucht betrat, hörte man in der Mitte derselben aus einem dichten Gebüsch ein fürchterliches Brüllen und Knurren; ein englischer Officier, der, wie alle zur Jagd eingeladenen Gäste, auf einem Elephanten saß, trieb sein Thier in das Gebüsch und der Tiger fiel sogleich den Reiter an. Der Elephant, ein sehr furchtames Thier, wie alle zahmen Elephanten zu sein pflegen, warf sich herum, zog sich zurück und verhinderte dadurch den Reiter zu schießen; dieser versuchte es noch einmal, das Thier, in Begleitung von drei anderen Elephanten, gegen den Busch zu treiben, der Tiger that einen Sprung und erreichte bei

nahe den Rücken des Elephanten, auf dem sich drei Männer befanden. Um den Tiger loszuwerden, schüttelte sich der Elephant mit solcher Gewalt, daß er mit dem Thiere gleichzeitig die auf seinem Rücken sitzenden Männer herunter warf; sie stürzten gemeinschaftlich mit dem Tiger eins über das andere in das Gebüsch, und nachdem man sie schon für verloren gegeben hatte, krochen sie zum Erstaunen der Anwesenden unverletzt und mit ängstlichen Gesichtern aus dem Busche hervor.

Der Nabob, welcher sich ganz in der Nähe befand, wo er auf einem Hügelvorsprunge hielt, betrachtete die Versuche des englischen Officiers, seinen Elephanten in das Gebüsch zu treiben; er gab demselben ein Zeichen, daß er den Tiger gegen den Nabob scheuchen solle. Bei einem dritten und glücklicheren Versuche, mit dem Elephanten in das Gebüsch zu dringen, sprang der Tiger auf ihn zu, brüllte fürchterlich und peitschte vor Wuth seine Lenden mit dem Schweife; dabei kam er dem Officier schußgerecht. Dieser sandte ihm eine Kugel und verwundete ihn, worauf derselbe sich in sein Lager, mitten in das Gebüsch zurückzog. Nun wurden zehn bis zwölf Elephanten auf einmal in das Gebüsch getrieben, die den Tiger aufschreckten und ihn zwangen, in der Richtung gegen den Nabob zu entfliehen, der ihn aber mit Kugeln empfing und, mit Hülfe der ihn umgebenden Omrah's, todt zu Boden streckte.

Auf dem Rücken eines Elephanten kann man ohne Gefahr den Tiger angreifen, und die Erfahrung hat gelehrt, daß selten Jemand dabei verwundet oder der vom Elephanten Herabgeworfene vom Tiger angefaßt wird.

Einige Tage nach der Erlegung dieses Tigers begegnete die Jagdgesellschaft einem wilden Elephanten, der auf einer großen, mit Gras bedeckten Ebene umherschritt. Der Nabob ließ sogleich

einen Kreis von vierhundert zahmen Elephanten bilden, welche den wilden einschließen sollten. Als sie sich demselben beinahe auf 5—600 Fuß genähert hatten, blickte er erstaunt, aber ohne Zeichen des Schrecks, um sich; zwei große Mustelephanten (so nennt man die männlichen Elephanten, wenn sie in der Brunst sind, was erst im vierzigsten Jahre geschieht, und in welcher Zeit sie kühn, unbändig, wild und öfters sehr gefährlich sind) wurden gegen ihn geführt, da die Mustelephanten die einzigen zahmen sind, die sich einem wilden zu widersetzen wagen. Als sie sich ihm bis auf vierzig Fuß genähert hatten, rannten sie auf ihn los, aber sein Angriff war fürchterlich und unwiderstehlich, er überwand beide Mustelephanten und trieb sie vor sich her.

Als er an der großen Jagdgesellschaft vorüberstrich, befahl der Nabob, daß einige der stärksten weiblichen Elephanten, mit dicken und starken Stricken versehen, ihn auf beiden Seiten zwischen sich nehmen sollten, um zu versuchen, ihn in Schlingen zu verwickeln, aber der Versuch mißlang, da alle Stricke zerrissen und keiner der weiblichen Elephanten ihn aufzuhalten vermochte.

Da es unmöglich erschien, ihn zu fangen, so befahl der Nabob seinen Tod. Augenblicklich wurden über hundert Kugeln auf den Elephanten abgefeuert, von denen ihn viele trafen; er schien sich aber daraus wenig zu machen, sondern verfolgte seinen Weg nach dem Gebirge; es wurde noch eine halbe Stunde lang ein beständiges Feuer auf ihn gerichtet und der Nabob sowohl wie seine Omrah's gebrauchten gezogene Büchsen, welche vier- und sechslöthige Kugeln schossen, aber dennoch kaum in die Haut drangen, oder darin stecken blieben, ohne das Fleisch zu verletzen.

Da der schon genannte englische Officier einen weiblichen Elephanten ritt, so näherte er sich dem wilden Thiere mehrere Male bis auf 20 Fuß und feuerte seine Büchse auf dessen Kopf ab; das Blut quoll wohl heraus, aber der Schädel war undurch-

dringlich; einige Reiter von des Nabob's Candahar=Cavallerie sprengten auf ihn ein und hieben mit ihren Säbeln nach ihm, aber er griff sie an, verwundete einige und tödtete mehrere von ihnen. Da er indessen an dreitausend Kugeln und eine Menge Säbelhiebe empfangen hatte, so wurde er durch den Blutverlust allmählig erschöpft, er ging langsamer, stiller und ruhiger seinen Weg und es erregte sein ergebener, hinfalliger Anblick in den Herzen der Europäer ein mitleidiges Gefühl.

Als die Reiter ihn schwach und abgemattet sahen, stiegen sie ab, schlichen ihm nach und begannen mit ihren Säbeln die Sehnen seiner Hinterbeine durchzuschneiden; sie waren auch sehr bald durchschnitten, und nun unfähig, länger zu gehen, wankte und fiel das arme Thier, ohne einen Laut von sich zu geben, zu Boden. Mit Aexten bewaffnete Männer singen nun an, seine elfenbeinernen Fangzähne auszuhauen, während die Reiter und Soldaten sich ein barbarisches Vergnügen daraus machten, die Schärfe ihrer Schwerter und die Stärke ihrer Armbrust zu üben, indem sie in das lebende Thier hineinhieben. Der arme, gemarterte Elephant athmete noch und litt furchtbar, ohne einen Laut von sich zu geben; er drehte seine Augen auf seine Peiniger mit qualvollem Ausdrücke, machte noch eine letzte Anstrengung, sich zu erheben und verschied dann mit einem langen, stöhnenden Seufzer.

Der Nabob kehrte nach seinen Zelten zurück und war über diesen grausamen Sieg stolzer, als ob er gleich Achilles einen Hector überwunden hätte.

Von diesen Bergen zog nunmehr die große Jagdgesellschaft zunächst nach Bukra Zeel, wo sie im Anfange des Decembers anlangte. — Bukra Zeel ist ein großer Landsee, der bei trockenem Wetter etwa drei engl. Meilen im Umkreise hält, in der Regen-

zeit aber zu einem Umfange von mehr als dreißig engl. Meilen sich ausdehnt und mit hohem, dichtem Graße umgeben ist. Er liegt unmittelbar am Fuße der Gorruppoor-Berge. — Die Jungle (das hohe Gras), welche diesen See umgiebt, ist ganz belebt von wilden Elephanten, Rhinoceros, Tigern, Leoparden, wilden Büffeln, Rothwild und Geflügel aller Art.

Dies war der eigentliche Ort, wo die große Jagd stattfinden sollte, weshalb man ausgezogen war. Schon am frühen Morgen nach der Ankunft rief der Nabob seine Gäste zum Beginne der Jagd auf. Ein Linie von zwölfhundert Elephanten wurde nördlich vom See gegen Osten zu aufgestellt; die Jäger bestiegen ihre Elephanten und rückten schnell vorwärts durch das hohe Gras. Als sie am östlichen Ende des See's angekommen waren, sahen sie eine große Herde wilder Elephanten, die am Fuße des Gebirges weideten und vergnügt herumtummelten; es mochten wohl mehr denn 170 sein. In diesem Augenblicke fiel ein Engländer von seinem Elephanten herunter, weil dieser seinen Vorderfuß in ein Loch setzte und stolperte; der arme Mann war vom Sturze stark gequetscht, blaß und beinahe ohne Besinnung; der Nabob ließ ihn in ein Balankeen legen und nach dem Lager zurücksenden. Dieser Unfall gab den wilden Elephanten hinreichende Zeit, um die große Linie der Jäger zu überschauen, welche auf ihren zahmen Riesenthieren auf sie anrückten; nachdem sie sich von ihrem ersten Erstaunen erholt hatten, rannten viele von ihnen so schnell als möglich den Bergen zu.

Nunmehr sonderte der Nabob seine 1200 Elephanten, die er mit auf diese große Jagd genommen hatte, in 4 Abtheilungen und sandte sie aus, um die wilden wieder einzuholen, damit sie entweder gefangen oder getödtet werden konnten. Die Abtheilung, in welcher sich der Nabob befand und der sich auch der Augenzeuge dieser Jagd angeschlossen hatte, griff einen großen, männlichen Elephanten an und nach einem langen und hartnäckigen

Kampfe wurde derselbe endlich getödtet; darauf wurden noch vier kleinere Elephanten erlegt, während die drei übrigen Abtheilungen im Ganzen einundzwanzig lebendig gefangene Elephanten im Triumphe mit heimführten.

Eine solche große Jagd ist ein wunderbares, fast kriegerisches Schauspiel; die Verwirrung, die große Menschenzahl, der Lärm, das unaufhörliche Schießen, das Brüllen und Schreien von zwölfhundert zahmen Elephanten, das Kampfgewühl der wilden, das Gerassel und die Angriffe der Cavallerie, Alles vereinigt sich zu einem Tumulte, der kaum glauben läßt, daß man hier eine Partie zum Vergnügen mache. Mehr als zehntausend Schüsse wurden von allen Seiten abgefeuert, die Gegend erschüttert von dem Rollen und Knattern der Gewehre, eine Pulverdampfswolke lagerte sich über die Ebene, und es war zu verwundern, daß nicht mehr Menschen dabei ihr Leben einbüßten, denn auf dieser Jagd wurden ungefähr nur 20 Personen getödtet oder verwundet und etwa 12 bis 15 Pferde gingen verloren.

Fast jeder Jäger hatte auf seinem Elephanten zwei gezogene Büchsen, zwei Doppelflinten und neben sich einen Knaben, der unaufhörlich laden mußte, und doch konnte er nicht geschwind genug schießen, wenn er auch über 400 Kugeln abschöß.

Viele von den zahmen Elephanten, namentlich den Mustelephanten, die gegen die wilden geführt worden waren, wurden von diesen niedergeworfen, gequetscht, durchstochen oder in die Flucht gejagt.

Der große Elephant, den die Abtheilung des Nabob getödtet hatte, war über zehn Fuß hoch und würde, wenn er lebend hätte gefangen werden können, mit zwanzigtausend Rupien bezahlt worden sein.

Von Bukra Zeel ging der Jagdzug nach Faizabad, wo die Gesellschaft, oder vielmehr Armee, sich drei Wochen lang von den

Mühseligkeiten erholte und dann nach Lucknow zurückkehrte, nachdem noch sechs Elephanten und acht Tiger getödtet worden waren. *)

*) Oft ist man in Indien zu einer unfreiwilligen Tigerjagd genöthigt, die dann nicht so günstig abzulaufen pflegt, wie die oben geschilderten Kämpfe mit jenen Thieren. — Es schweben meinem Gedächtnisse zwei Beispiele vor, die in meiner Nähe sich ereigneten. Eines Morgens erschien plötzlich in der Nähe der Artillerie-Casernen am Fuße des Sanct Thomasberges unweit Madras, als ich eben dort in Geschäften vorüberging, ein großer, königlicher Tiger; einige Artilleriesoldaten verfolgten ihn sogleich, er lief den Berg hinauf, wurde hier aber von einer Musketenkugel verwundet, die ihn wüthend machte. Während er über den Berg setzte, verwundete er zwei hier gerade vorübergehende Hindu's, den einen tödtlich, den andern weniger gefährlich; weiter hin zog ein Europäer des Weges, der einen dicken Stock trug und unvorsichtig genug war, sich ihm mit seinem Stocke widersetzen zu wollen; er bekam aber einen Backenstreich mit der Pfole, der ihm das Gesicht in Stücke riß, und einen Biß in den Schenkel, der ihm beinahe das ganze Glied gekostet hätte. Jetzt aber empfing der Tiger von den nachsehenden Soldaten mehrere Kugeln, die ihn zum Stürzen brachten. Er wurde vollends getödtet und im Triumphe nach den Casernen getragen. Er hatte, von der Nase bis zur Schweifspitze gemessen, zehn Fuß Länge, und beinahe fünf Fuß in der Höhe. — Einige Stunden südlich vom St. Thomasberge hatte er schon in der Nacht vorher die Landleute beunruhigt.

Ein anderes Mal fuhr mein Freund, Mr. Tyrer, in meiner und mehrerer Matrosen Begleitung von Calcutta auf einem Boote nach der Insel Saugur, nicht weit von der Stadt, um ein gestrandetes Schiff wieder flott zu machen. Tyrer, der das Boot leitete, sprang unmittelbar beim Anlegen des Bootes auf den Strand der Insel, um, wie er sagte, etwas spazieren zu gehen, während wir im Boote weiter ruderten, um das gestrandete Schiff zu erreichen. Er entfernte sich ein wenig vom Ufer, wo ihn unsere Augen immer verfolgt hatten, und befand sich plötzlich vor dem Lager eines großen bengalischen Tigers, dessen Knurren ihn noch frühzeitig vor größerer Gefahr warnte. Sobald er den Tiger erblickte, lief er dem Flusse zu, stürzte sich hinein, aber der Tiger folgte ihm und setzte ihm in das Wasser nach. Obgleich Tyrer ein vortrefflicher Schwimmer war, so bemerkte er doch bald, daß der Tiger ihm immer näher kam; in bewunderungswürdiger Geistesgegenwart tauchte er unter das Wasser, so lange er aushalten konnte, und dies rettete ihm das Leben, denn als er seinen Kopf über das Wasser emporhob, bemerkte er, daß der Tiger sich umgekehrt hatte, vermuthlich in der Meinung, daß seine Beute von einem anderen Raubthiere des Wassers be-

reits herabgezogen und verschluckt sei — und gemächlich nach dem Ufer zurückschwamm. Tyrer erreichte nun unser herannahendes Boot ohne weitere Gefahr. Seine Rettung war aber trotzdem ein Wunder, da er im Wasser, außer dem Tiger, noch genug andere Feinde hatte, indem der Hooghlyfluß voll von Haiischen und Kayman's (indische Krokodile) ist. — Ein solcher Kayman holte einmal aus einem der Dampfboote, die zu Kedjeree bei Calcutta stationirt sind, einen Mann; das Thier warf sich quer über das Boot, ergriff den Mann beim Unterleibe und durchbiß ihn, worauf er noch zwei Andere verwundete.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Jubischer Fürstenzug eines Nabob von Dube.

Bezier Ali, der älteste von den angenommenen Söhnen des Asoph und Dowla, des nunmehr längst verstorbenen Nabob von Dube, sollte verheirathet werden. Der Bräutigam war dreizehn Jahre alt, von dunkler Farbe und nicht schön; seine Braut war zehn Jahre alt, noch dunkler von Farbe und womöglich noch häßlicher als er. Die eingeladenen Gäste, worunter viele Engländer waren, begaben sich Abends zu dieser Feier, und der Augenzeuge dieser Hochzeit schloß sich namentlich vier englischen Damen und zwölf Herren an, und jede Person wurde auf einen schön behangenen Elephanten gesetzt, die der Nabob geschickt hatte.

Auf der Ebene bei Lucknow hatte der Nabob zum Empfange der für die Hochzeitsfeier sich versammelnden Gesellschaft viele Zelte aufschlagen lassen, von denen sich besonders zwei durch ihre große Pracht auszeichneten. Dieselben waren aus starkem baumwollenen Stoffe gemacht und mit dem feinsten, englischen Tuche gefüttert, sowie mit dicken Seidenschnüren befestigt und geziert. Jedes dieser beiden Zelte hatte eine Länge von 120 und eine Breite von 60

Fuß, die Zeltstangen waren 60 Fuß hoch und hielten 10 Fuß hohe Wände. Beide Zelte hatten 50,000 Pfund Sterling gekostet.

Vor demjenigen dieser beiden Prachtzelte, welches zur Aufnahme der Gäste bestimmt war, befand sich ein hundert Fuß langes und ebenso breites Vordach vom feinsten englischen Tuche verfertigt, von sechzig, mit Silberblech beschlagenen Stangen getragen; ein solches Vordach wird Schumeeana genannt. — Als die Gäste auf ihren geschmückten Elephanten vor diesem Zelte anlangten, empfing sie der gutgelaunte Nabob mit großer Höflichkeit und führte sie in das Zelt, wo sie eine Stunde verweilen mußten. Der Nabob bligte von Juwelen und ein Kennerauge schätzte den Werth der Kleidung des Nabob auf mindestens zwei Millionen Pfund Sterling. Nunmehr führte der Nabob seine Gäste unter das Schumeeana, das unterdessen durch zweihundert zierlich gearbeitete, europäische Wandleuchter und ebenso viele, unter Glas gestellte Wachskerzen, sowie viele hundert wohlriechende Fackeln erleuchtet war, so daß die Augen geblendet wurden.

Hier befanden sich über hundert reichgekleidete Bajaderen, welche die Hochzeitsgäste mit ihren üppigen Tänzen und sanften Gesängen, meist in persischer Sprache, angenehm unterhielten. Gegen sieben Uhr erschien der Bräutigam Bezier Ali so mit Juwelen beladen, daß er kaum gehen konnte. Seine Ankunft war das Zeichen, daß die Gesellschaft ihre Elephanten besteigen sollte, um nach einem, etwa eine halbe Stunde Weges entfernten großen und schönen Garten sich zu begeben; es geschah dieses in Form einer Proceßion, die unbeschreiblich prachtwoll und feenhaft war. Sie bestand aus mehr denn 1200 Elephanten, auf das Glänzendste und Verschwendereichste ausgerüstet, und die, wie eine geregelte Reiterei, in gerader Linie marschirten. Etwa hundert dieser Elephanten in der Mitte des Zuges trugen mit Silberblech reich beschlagene Howdah's oder Sättel auf ihren Rücken und in der Mitte dieser Gruppen saß der Nabob auf einem ungewöhnlich

großen und mit Goldstoffen behängten Elephanten und sein Howdah war ganz mit Goldblech beschlagen und reich mit Edelsteinen geziert. — Zu seiner Rechten saß der englische Resident an seinem Hofe, ein Mr. Johnstone, zur Linken der junge Bräutigam Bezier Ali.

Zu beiden Seiten der Straße hatte man hohe Gerüste aus Bambusrohr errichtet, welche Bastionen, Bögen, Minarets und andere thurmähnliche Gebäude vorstellten und alle mit Lampen bedeckt waren, die eine wahrhaft zauberische Illumination darboten. Auf jeder Seite des Zuges, sowie vor den Elephanten waren die Bajaberen, welche von Palankeen-Trägern auf leichten, hölzernen Plattformen getragen wurden, die einen reichen Schmuck von Gold- und Silberstoffen hatten und zu beweglichen Bühnen dienten, auf deren jeder zwei Bajaberen fortwährend tanzten und ein Musikant die Musik dazu machte. Auf jeder Seite der Procession waren an hundert solcher getragener Tanzbühnen.

Der ganze Boden von den Zelten bis zu dem großen Garten war mit Feuerwerk bepflanzt, so daß bei jedem Schritte, den die Elephanten vorwärts thaten, sich die Erde zu öffnen schien und Tausende von Feuersternen und Leuchtkugeln in die hohe Luft sprühte, die mit den Sternen des klaren Abendhimmels wetteiferten; von allen Seiten sauseten Raketen empor oder donnerten hölzerne Bomben auf, die in der Höhe zerplatzten und zahlreiche, feuerige Schlangen auswarfen, die den hellsten Tageschein über die Gegend verbreiteten. Die Procession bewegte sich nur sehr langsam vorwärts, um den Feuerwerken Zeit zu lassen, sich im Weiterrücken zu entzünden. Außerdem wurde der Zug noch von dreitausend Fackelträgern begleitet.

So erreichte der Zug mit stolzem Gepränge den Garten, der, obgleich nur eine Viertelstunde entfernt, doch erst nach zwei vollen Stunden erreicht wurde. Im Thore dieses Gartens angekommen, verließen die Personen ihre Elephanten und traten in diesen feier-

haften Park ein, der mit unzähligen, aus durchscheinenden, gefärbten Papieren gemachten Laternen erleuchtet war, welche überall an den Zweigen der Bäume hingen. In der Mitte des Gartens befand sich ein großes Gebäude, zu dem die Gesellschaft hinaufstieg und in einen großen Saal gelangte, der mit unzähligen Wand- und krystallinen Hängeleuchtern von englischer Fabrik geziert war, die sämmtlich brennende Wachskerzen trugen.

Hier bewirthete der Nabob seine Gäste mit einer ausgewählten, eleganten Mahlzeit, die aus vortrefflich bereiteten einheimischen und europäischen Gerichten bestand, nebst allen Gattungen von Früchten und Zuckerwerk; während der Mahlzeit tanzten über hundert Bajaderen und unterhielten mit ihren fröhlichen Gesängen.

So verfloss die Zeit, bis die Sonne des kommenden Tages aufstieg und an den Aufbruch mahnte; man zog in derselben Ordnung und Pracht auf den Elephanten wieder zurück, und der Nabob, in der Eigenliebe seines orientalischen Stolzes und Prachtgefühls, entließ seine Gäste mit der zufriedenen Bemerkung, daß man nie in Indien ein solches Schauspiel gesehen habe und auch niemals wieder sehen würde. Diese Hochzeitsfeierlichkeit dauerte auf die nämliche Weise drei Nächte hintereinander, die Gäste fanden sich jeden Abend von Neuem ein und die ganze Lustbarkeit kostete dem Nabob an 300,000 Pfund Sterling.

Für den zur Hochzeit eingeladenen Europäer hatte es etwas Befremdendes, weder eine Braut, noch Hochzeitsfeierlichkeit zu sehen, wobei die Gäste dem Ceremoniel der ehelichen Verbindung beiwohnen oder doch durch das junge Paar daran erinnert werden konnten. Es war nichts als Pomp und Genuß, ohne daß die Braut aus ihrem Frauengefängnisse, dem Zenana, herausgekommen wäre. — Was im engeren Kreise des Nabob übrigens als wirkliches Hochzeitsceremoniel vorgefallen war, blieb den Gästen unzugänglich.

Wir nehmen hier Gelegenheit, noch Einiges über den Nabob

von Dube, Asoph und Dowla, und seinen Luxus hinzuzufügen. Derselbe hatte sehr sanfte Sitten, er war großmüthig bis zur Verschwendung, besaß aber, bei einem guten Herzen, nur wenig Kopf. Seine großen Einkünfte verwendete er gern auf Gärten, Paläste, Pferde, Elephanten, besonders auch auf alle Gattungen europäischer Manufacturen und Fabrikproducte, namentlich feine Flinten, Leuchter und Spiegel, die er gern aus England bezog. Er sammelte Gemälde und man fand bei ihm, ohne Geschmack und Kennerchaft, Bilder auf kleinen Bretchen, die Enten und Gänse darstellten und in Europa für ein paar Pfennige Werth gehabt haben mochten, neben den schönsten Bildern von Claude Lorrain; — er kaufte schlechte Laternen, wenn sie nur aus Europa kamen, aber dann auch Wandspiegel und Kronleuchter, die das Stück 2—3000 Guineen kosteten. Jedes Jahr gab er für englische Manufacturen aller Art über 200,000 Pfund Sterling aus.

Er besaß über hundert Lustgärten, zwanzig Paläste, zwölfhundert Elephanten, dreitausend schöne Reitpferde, zehnhundert herrliche Doppelflinten, siebenzehnhundert prächtige Kronleuchter und dreißigtausend große Gläser ohne Boden von verschiedenen Formen und Farben, in die man die Wachskerzen steckte, um sie im Freien vor dem Winde zu schützen; er hatte mehrere Hundert große Wandspiegel, Wandleuchter, Wanduhren, er war im Besitze der vier größten Spiegel, die zu seiner Zeit jemals in Europa gemacht waren und besonders für ihn in London gegossen werden mußten. Und doch waren diese Spiegel, die damals ein Weltwunder hießen, nur 12 Fuß hoch und 6 Fuß breit und aus einem einzigen Stücke, aber sie hatten dem Nabob, mit den kostbar vergoldeten Rahmen, 8000 Pfund Sterling gekostet.

Einige seiner Wanduhren waren merkwürdig und reich mit Edelsteinen besetzt, von denen ein Paar 30,000 Pfund Sterling werth waren. Er besaß jedes Instrument und jede Maschine, welche Kunst oder Wissenschaft construirt hatten, ohne deren Ge-

brauch zu kennen. Er kaufte Alles, was ihm neu war, oder aus Europa kam, und mancher schlaue Verkäufer hat für geringfügige Dinge schwere Kauffsummen von ihm gezogen.

Sein Zenana war groß und prachtvoll und enthielt über fünfhundert der schönsten Weiber von Hindostan, die hier zwischen hohen Mauern ihr Leben verschmachten mußten und das Gefängniß nur auf der Todtenbahre verließen.

Er besaß auch große Wagen, die von einem oder zwei Elephanten gezogen wurden und groß genug waren, um einem Duzend Menschen darin ein bequemes Mittagessen zu geben; — er hatte eine unzählige Menge Bedienten und eine zahlreiche Armee, obgleich er mit seinen Nachbarn im fortwährenden Frieden lebte und von der englischen Compagnie hinreichend geschützt wurde.

Seine Einkünfte beliefen sich auf drei Millionen Pfund Sterling und dennoch hatte er immer Schulden, wie man sich aus obigen Mittheilungen erklären kann. Seine Juwelen aber wurden auf acht Millionen Pfund Sterling geschätzt.

Achtundzwanzigtes Kapitel.

Omdut ul Omrah, der Nabob von Carnatik, und die englisch-ostindische Regierung.

Im Anfange des Julimonates 1801 verschlimmerte sich die Krankheit des alten Nabob von Carnatik, Omdut ul Omrah so sehr, daß man seinen Tod erwartete. Die englische Regierung hatte ein wachsameres Auge auf ihn und die bevorstehenden Verhältnisse des Landes, denn man hatte, was das Benehmen der Engländer zu motiviren vermag, nach der Eroberung von Seringapatam im Nachlasse Tippe Saib's, Briefe vom Nabob von Carnatik, sowie von seinem Vorgänger, dem Nabob Mahomed Ali, vorgefunden, die diese an den Sultan von Mysore geschrieben und worin sie ihre feindseligen Gesinnungen gegen die englische Compagnie und mancherlei geheime Pläne verrathen hatten, die sie in Verbindung mit Tippe Saib auszuführen gesonnen gewesen waren.

Die Krankheit des zur Zeit residirenden Nabob und der wirklich bald eintretende Tod desselben verhinderten die englisch-ostindische Regierung, ihn wegen dieser aufgefundenen Briefe zur Rechenschaft zu ziehen, aber sie hatte Ursache, da man von dem Nachfolger des Nabob und dessen Anhängern nicht viel Gutes erwartete,

wenigstens die Vorsicht zu gebrauchen, die gemachten, brieflichen Enthüllungen nützlich und, zur Vorbeugung künftiger, offener Feindseligkeiten, eine Einmischung in die inneren Zustände von Carnatik geltend zu machen.

Aus diesen Gründen schickte die englisch-ostindische Regierung gleich bei der Kunde von dem wahrscheinlich nahen Tode des alten Nabob, am 8. Juli eine starke Truppenabtheilung aus der Garnison vom Fort St. Georg in den Garten des Nabob und stellte sie rings um den Palast auf, um bei dem erfolgten Eintritte des Todes jede mögliche Unordnung oder gegen englische Interessen gerichtete Ereignisse zu verhindern. Es war nämlich seither die Regierung des Carnatik halb in den Händen der Compagnie, halb in denen des Nabob gewesen, was allerdings zu vielen Mißbräuchen Veranlassung gegeben und die Hülfquellen des Landes bedeutend vermindert hatte, weshalb es dem Nabob nicht verdacht werden kann, wenn er Gelegenheiten suchte, sich der lästigen und eigennütigen Mitregierung der englischen Compagnie zu entledigen, wozu ihm die Hoffnungen Tippo Saib's gerechte Ermunterungen gegeben hatten. Andererseits behaupteten aber die Engländer, daß ihre Mitregierung in Carnatik ihnen selbst große Opfer gekostet hätte, daß deshalb die Präsidentschaft zu Madras, welche ihre Macht in Carnatik hatte, der Compagnie viel mehr gekostet habe, als ihre Einkünfte hätten aufbringen können, da man bei den feindlichen Gesinnungen des Nabob, die der Compagnie bei glücklicher Gelegenheit höchst gefährlich geworden wären, stets eine ungewöhnliche Macht auf dem Stat habe halten müssen; aus diesem Grunde nannte die englische Regierung die aus den Briefen an den Sultan von Mysore entdeckte Gesinnung des Nabob eine verrätherische und glaubte politische und rechtliche Gründe zu haben, sich um die bevorstehende Thronfolge ernstlich zu bekümmern.

Es war deshalb der Beschluß gefaßt worden, nur diejenige

Person als Nachfolger des Nabob anzuerkennen und auf den Musnud (Thron) gelangen zu lassen, der vorher einen Tractat unterzeichnet haben würde, kraft dessen er die gesammte Civil- und Militairverwaltung des Carnatik und aller dazugehöriger Länder einzig und allein in die Hände der englisch-ostindischen Regierung legen sollte.

Mit anderen Worten und in der That sache war es auf nichts Anderes abgesehen, als die Regierung des Nabob aufzuheben und ihn zu entthronen, indem man ihn nur zum Scheine auf dem Throne sitzen ließ — worin, wie schon früher erklärt und bewiesen worden ist, nunmehr die Hauptpolitik der englischen Compagnie in Indien bestand. —

Am 15. Juli trat denn wirklich der Tod des alten Nabob Omdut ul Omrah ein. — Am anderen Tage schickte Lord Clive, der Statthalter von Madras, zwei von ihm ernannte Commissarien, den ersten Regierungssecretair Webbe (dessen Amt in Ostindien ein sehr wichtiges ist) und den Obristlieut. Glose, in den Palast von Chepauk, wo sie von Rajeeb Khan, Tuhia Ali Khan, Kadir Nawas Khan, sowie von Thomas Barrett, sehr gut empfangen wurden. Der Erstere scheint kein besonderes Amt begleitet zu haben, sondern nur ein alter Freund und Rathgeber der Nabob-Familie gewesen zu sein; der Zweite war des verstorbenen Nabobs Kriegsminister, der Dritte war Minister des Innern und Thomas Barrett war ein Portugiese aus der untersten Volksklasse stammend, der, ohne Talente, Erziehung und Sitten, das Vertrauen des Nabob errungen hatte und dessen Finanzminister geworden war.

Die englischen Commissarien erkundigten sich sogleich, ob der verstorbene Nabob keine testamentarische Verfügung hinterlassen habe? Nach einigen Ausflüchten räumten die Khan's ein, daß der Nabob einen letzten Willen hinterlassen habe, wodurch er seinen angeblichen Sohn Taje ul Omrah, gewöhnlich Ali Hussein

genannt, zu seinem Nachfolger und Thronerben ernannt habe. — Die englischen Commissarien stellten nun die Forderung, daß ihnen das Testament vorgezeigt und der junge Fürst ihnen vorgestellt würde. Es wurden dagegen mancherlei Schwierigkeiten erhoben, aber dieselben endlich durch die entschiedene Haltung der Commissarien beseitigt, man willigte in ihr Begehren ein, und es erschien der junge Prinz Ali Hussein mit dem Testamente seines Vaters in der Hand. Dasselbe wurde eröffnet, geprüft und vorgelesen, und man fand, daß dieses Document des jungen Fürsten ihn nach aller Form des Rechtes zum Thronerben einsetzte.

Nunmehr eröffneten die englischen Commissarien dem jungen Thronerben und den anwesenden Khan's, unter welchen Bedingungen man die Thronrechte desselben anerkennen und ihn den Musnud besteigen lassen würde. — Natürlich fanden sie Einrede und Widerspruch, und ungeachtet die Commissarien die Documente, die Briefe, die eigene Handschrift des verstorbenen Nabob, worin seine feindseligen Gesinnungen und verrätherischen Absichten gegen die englische Regierung der Compagnie deutlich kundgegeben waren, dem Prinzen und den Ministern vorlegten, so erklärten und behaupteten diese doch fest, daß der verstorbene Nabob solche Gesinnungen gegen die Compagnie nicht gehegt haben könne und eine verrätherische Absicht ihm gänzlich ferne gelegen haben müßte. —

Nach mehreren Zusammenkünften, vielem Hin- und Herreden schlug es endlich Ali Hussein entschieden ab, einen solchen Tractat, wie die Engländer forderten, zu unterzeichnen und unter solchen Bedingungen den Musnud zu besteigen. Seine Rathgeber hatten ihn glauben gemacht, daß trotz dieser Weigerung die englisch-ostindische Regierung ihn dennoch den Musnud besteigen lassen würde, was aber diesmal eine Verrechnung war.

Sofort nach der Rückweisung, womit Ali Hussein die englischen Bedingungen schließlich beantwortet hatte, nahmen die

englischen Commissarien durch die bereits den Palast umzingelnde Militairmacht das Innere desselben in Besitz, entwaffneten und entfernten die Leibwache des alten Nabob und entdeckten im Palaste ein höchst armseliges Gemach im schlechtesten Zustande, worin ein elender, bemitleidswerther Mann lag — der Prinz Azeem ul Dowlah, der Großsohn des Nabob's Mahomed Ali (Vorgänger des nun verstorbenen Nabob Omdut ul Omrah), der, um seine rechtmäßigen Geburtsrechte nicht geltend machen zu können, von dem nun verstorbenen Nabob und seinen Anhängern in langer und harter Gefangenschaft gehalten worden war. Der unglückliche Gefangene wurde nun von den englischen Commissarien aus seinem Kerker befreiet, er erfuhr den Tod seines Peinigers und die Ursache, warum die Commissarien Besitz vom Palaste genommen hatten, er erkannte die Billigkeit der von der englischen Compagnie gestellten Forderungen an, nachdem man ihn von den verrätherischen Unterhandlungen in Kenntniß gesetzt hatte, welche der verstorbene Nabob mit dem Sultan Tippe Saib gepflogen; — er erklärte, daß er ohne Bedenken den Tractat mit der Regierung der englischen Compagnie unterzeichnen würde, wenn man ihn auf den Musnud erheben wolle.

Da dieser unglückliche Prinz weit mehr Verstand, Fähigkeiten und bessere Gesinnungen gegen die Engländer an den Tag legte, als sein Nebenbuhler Ali Hussein, so forderten die Commissarien ihn auf, den Tractat einzugehen; er unterzeichnete denselben, indem er die englisch-ostindische Regierung zur alleinigen Herrscherin von Carnatik anerkannte, wogegen ihn die Compagnie als Thronfolger einsetzte.

Am 31. Juli, zur Mittagszeit, versammelten sich deßhalb alle Mitglieder der Präsidenschaft, alle Civilbeamte, See- und Landofficiere, kurz Alle, deren Rang ihnen ein Recht dazu gab, im Palaste zu Chepauf. Bald nach Ein Uhr langte der Prinz Azeem ul Dowlah, als neuer Nabob von Carnatik, in Begleitung des

Statthalters Lord Clive, des Viceadmirals Rainier und des Generals Stuart, nebst den Mitgliedern des hohen Rathes am Thore des Palastes an, wo sie von dem Oberrichter Sir Thomas Stränge, Mr. Gwillim und Mr. Sullivan empfangen wurden. Die Truppen der englischen Garnison bildeten eine Gasse vom Eingange des Gartens an bis an die Berranda des Palastes, durch welche der Nabob mit seinem Gefolge zog.

Der neue Nabob betrat den Durbar (Thronsaal) zwischen dem Statthalter Lord Clive und dem Viceadmiral Rainier, vor ihnen her ging Mr. Webbe, der erste Regierungssecretair; auf sie folgten General Stuart und die übrigen Mitglieder des hohen Rathes. — Im Thronsaale angekommen, bekleidete der Statthalter Lord Clive, vom General und Viceadmiral unterstützt, den neuen Nabob mit den Insignien seiner hohen Würde. Das Schwert war die letzte Staatsinsignie, womit der Nabob geziert wurde. Er lehnte sich in einer sehr edlen Haltung auf den Griff dieses Schwertes, indem er eine kurze Anrede in persischer Sprache an den Statthalter hielt, dann bot er demselben die eine, dem Viceadmiral die andere Hand und bestieg, von ihnen geführt, den Musnub.

Nachdem er sich gesetzt hatte, nahm der Statthalter einen Stuhl zur Linken des Musnub (in ganz Indien ist die linke Seite der Ehrenplatz), der etwas niedriger als der Thronstuhl stand, und neben ihm nahmen der Viceadmiral Rainier, der General Stuart, Mr. Fallofield und die anderen Mitglieder des hohen Rathes Platz. Zur Rechten des Nabob saßen die M^r. Stränge, Petrif, Gwillim, *) Sullivan und Andere. Hinter dem

*) Es sind hier die Namen Stränge, Gwillim u. genannt; es dürfte den Leser interessiren, diese Männer noch in einer anderen Lage und bei einer anderen Begebenheit näher kennen zu lernen. Bei dem in Indien viel Aufsehen machenden Kriegsgerichte, das im Juli 1803 den Obristen Mandewille verurtheilte, entdeckte man, daß ein Eingeborener, der gegen ihn als Zeuge fungirt hatte, eines groben Meineides schuldig geworden war, und dann die Flucht ergriffen hatte. Obrist Mandewille meldete diesen

Thronseffel stand der erste englische Regierungsecretair Webbe und machte den Dolmetscher zwischen dem Nabob und dem Statthalter.

Umstand, der sehr für seine Unschuld sprach, dem obersten Gerichtshofe von Madras, der sofort den Befehl gab, den Meineidigen gefangen zu nehmen, und er nahm auch gleichzeitig den Obristen in den Schutz seiner Gerichtsbarkeit, um zu verhindern, daß die Regierung ihn nicht nach England sende, ehe dieser Umstand des Meineides gehörig vom Gerichte untersucht worden war.

Die Sache des Obristen Mandewille war aber folgende: Der Platzmajor der Festung hatte in Clive's Abwesenheit sich eines, ihm vielleicht mißliebigen Obristen entledigen wollen und ihn eines angeschuldeten, durch falsches Zeugniß erwiesenen Vergehens angeklagt und ihn kriegsrechtlich zur Abführung nach England verurtheilt. Der Schutz, den der Obrist beim Gerichtshofe fand, kam dem Platzmajor nicht gelegen, und er suchte durch ungesetzliche Gewalt sein Urtheil durchzusetzen. — Es befand sich ein Ostindienfahrer segelfertig auf der Rhede von Madras, um nach England zurückzukehren. Am Abend vor seiner Abreise wurde eine Wache von einigen Soldaten nach dem Hause des Obristen Mandewille geschickt, das in der Stadt lag, um denselben gefangen zu nehmen. Diese Gefangennehmung geschah so gewaltsam, daß man ihm nicht einmal Zeit ließ, die nothwendigsten Habseligkeiten für die Reise mitzunehmen, da man ihn auf das Schiff brachte, um ihn ohne Weiteres nach England zu transportiren. Sir H. Swillim, der in Abwesenheit des Lord-Oberrichters, Sir Thomas Stränge, dessen Stelle versah, bekam sogleich Nachricht von dieser ungesetzlichen Gewaltthätigkeit, und begehrte mit englischem Rechtsgeföhle und der daraus erwachsenden Unerfrohenheit auf der Stelle den Obristen zurück. Er schickte eine Habeas-Corpus-Akte auf das Schiff, der man dort auch gehorchte und dem Obristen gestattete, an das Land zurückzukehren, obgleich man von der Festung aus auf das Schiff feuerte, um es zum Absegeln zu zwingen. Man hatte auch von der Festung auf das Boot geschossen, welches die Habeas-Corpus-Akte nach dem Schiffe trug, um auch dieses zum Umkehren zu zwingen. Es wurden Wachen längs des Strandes aufgestellt, um den Obristen gefangen zu nehmen, da er aber südlich von der Festung landete, so entging er ihrer Wachsamkeit und wurde glücklich in Sir H. Swillim's Haus gebracht.

Gleich darauf erschien eine militairische Wache vor Swillim's Hause, erbrach mit Gewalt seinen Garten und forderte die Herausgabe des Obristen. Swillim, der die Unerfrohenheit eines englischen Richters besaß, erklärte dem Officier der eingedrungenen Wache, es auf eigene Gefahr und Verantwortung zu wagen, den Obristen anzutasten, er drohte, die Wache und ihren Officier in's Gefängniß zu schicken und diese zogen sich zurück,

Nach einigen gegenseitigen Complimenten wurde der bereits erwähnte Tractat ausgewechselt. Lord Clive bot zuerst eine Abschrift desselben dem Nabob dar, der sie in Empfang nahm und neben sich auf den Musnud legte; Mr. Webbe handigte dem Nabob nun die von demselben bereits unterzeichnete Abschrift ein, der Nabob übergab sie dem Lord Clive, der sie stehend empfang und in Mr. Webbe's Hände zurückgab.

Diese Ceremonie wurde durch das Bespritzen mit Rosenwasser, mit dem Präsentiren von Betel &c. beendigt, sie wurde

ohne die gesetzwidrige Absicht zu erreichen. — Eine sehr eifrige Correspondenz fand nun am anderen Tage zwischen dem obersten Gerichtshofe und der Regierung statt, die Regierung erbot sich vergeblich, die den Gesetzen zugesetzte Beleidigung wieder unter Entschuldigungen auszugleichen. Unterdessen war Thomas Stränge nach Madras zurückgekehrt, er erklärte kraft des Gesetzes den Obristen Mandewille für unantastbar und es wurde demselben erlaubt, in sein Haus zurückzukehren. —

Bei der nächsten Sitzung des Gerichtshofes wurde von der Bank der Geschworenen eine Anklageakte gegen den Plazmajor, den Fortadjutanten der Festung und den Officier, der die Wache befehligte, sowie Diejenigen, welche die Kanonen gegen das Schiff und das Boot abgefeuert hatten, eingereicht. Die angeklagten Personen stellten sich vor Gericht und bekannnten ihre Schuld, nur der Hauptschuldige, der Plazmajor, war nicht erschienen. Es war Sonnabend — Sir Thomas Stränge erklärte, daß, wenn der Plazmajor nicht am nächsten Montage vor den Schranken des Gerichts erscheine, und sich dem Gesetze unterwerfe, derselbe für vogelfrei ausgeschrieben werden solle. Das wirkte, der Plazmajor der Festung erschien, bekannte seine Schuld und der Gerichtshof, zufrieden, die Anerkennung der Gesezesgewalt erreicht zu haben, begnügte sich damit, die Angeklagten mit einer Geldbuße von einer Pagode die Person zu strafen und mit einer derben Zurechtweisung zu entlassen. — Lord Clive befand sich zur Zeit gerade in Ennore, so daß die ganze Ungerechtigkeit dem Plazmajor zur Last fiel. Wir führen diese Begebenheit nur an, um bei Gelegenheit der genannten Richter Stränge und Willim, die in ganz Madras sehr geehrt wurden, zu zeigen, wie solche tugendhafte Energie in Vertretung der Geseze und des Richteramtes nur möglich ist, wo, wie in England, das Recht des Einzelnen ein von keiner Fürsten- noch Soldatengewalt zu kränkendes Gut der politischen Freiheit ist und deshalb ein wahrhaft unabhängiger Richterstand sich ausbilden und in seinen Tugenden sich befestigen konnte.

mit aller möglichen Hochachtung von Seiten der englischen Regierung und mit der größten asiatischen Pracht vollzogen; der neue Scheinfürst war fertig gemacht, er empfing die Glückwünsche der anwesenden englischen Herren und die „Nuzzer“ (Huldigungen) seiner Khan's. —

Neunundzwanzigtes Kapitel.

George Thomas.

Die hiergenannte Person, welche eine Zeit lang eine historische Rolle in Indien gespielt hat und zu den von Glück begünstigten europäischen Abenteurern gehört, die sich zu einigem Einflusse und einer Stellung an indischen Höfen zeitweise emporzuschwingen verstanden, ist in Irland geboren und desertirte von einem englischen Schiffe, das auf der Küste von Coromandel lag, auf dem er Schiffsjunge war. George Thomas fand auf seiner Flucht den Weg nach Hyderabad, der Hauptstadt des Nizam, in dessen Dienste er als gemeiner Soldat trat.

Sein neuer, untergeordneter Dienst sagte ihm aber um so weniger zu, als er von einem abenteuerlichen Geiste getrieben wurde, der ihm zugleich eine angenehmere Zukunft vorspiegelte. Er verließ Hyderabad, nahm seinen Weg auf gut Glück quer durch die indische Halbinsel und langte im Gebiete der Begum (d. i. Fürstin) von Somroo an, das ungefähr 150 englische Meilen nordwestlich von Delhi liegt.

Diese Gebieterin nahm den jungen Europäer in ihre Dienste und er wußte sehr bald ihre Gunst und ihr volles Zutrauen zu

gewinnen, denn sie verheirathete ihn nach einiger Zeit mit einer angenommenen Tochter und übergab ihm die Verwaltung einer ihrer Provinzen, deren Einkünfte er aber sehr bald verdoppelte, wodurch er nicht nur an Gunst der Fürstin, sondern auch Einfluß auf die Regierung gewann, und von seinen Talenten einen thatsächlichen Beweis lieferte.

Die Ausgaben der Fürstin hatten ihre Einkünfte bisher stets überschritten. George Thomas glaubte jetzt das Vertrauen derselben hinreichend befestigt zu haben, um den Versuch machen zu dürfen, eine finanzielle Verbesserung des ganzen Landes in die Hand zu nehmen. Die Fürstin hatte sehr viele Franzosen in ihrem Dienste, die ihr ungemein viel kosteten und dabei ganz nutzlos waren. Thomas dachte desßhalb daran, sie zu entfernen. — Zu derselben Zeit fielen die Seik's, wie sie schon öfters gethan hatten, in das Gebiet der Fürstin von Somroo ein, plünderten und verheerten nach ihrer Sitte, und Thomas, welcher schon einige Male gegen sie mit Glück ausgezogen war, mußte auch jetzt mit der ihm zu Gebote stehenden Macht einen Feldzug gegen sie unternehmen, worin er abermals glücklich war, indem er die Seik's zurücktrieb und züchtigte.

Während seiner Abwesenheit aber hatten die Franzosen, die wohl wußten, daß Thomas sie aus dem Dienste zu entfernen gedachte, der Fürstin den Glauben einzureden gewußt, Thomas habe die heimliche Absicht, der Fürstin den Thron und die Staaten zu entreißen, und da er wisse, daß die französischen Diener ihr unbedingt treu und ergeben seien, so sinne er darauf, sie zu entfernen, um den eigenen Plan um so sicherer ausführen zu können. Die Fürstin glaubte dieser Zuflüsterung so leicht und war darüber so entrüstet, daß sie ihre Tochter, die Gattin von Thomas, während dieser gegen die Seik's kämpfte, heftig mißhandelte, um ihr die Veränderung ihrer Gesinnung gegen den vermeintlichen Verräther kund zu geben.

Auf die Nachricht davon kehrte Thomas sofort zurück, vertheidigte seine Gattin gegen die Mißhandlungen und verließ (1795) den Dienst der undankbaren Fürstin. Er ging nach Anopshire und hatte nicht fünfhundert Rupien im Besitze, ein Beweis, daß er ein redlicher Charakter war, da er sich leicht hätte bereichern können, indem er mehrere Jahre lang Einnehmer eines Bezirkes gewesen war, der jährlich zur Zeit der schlechten Verwaltung vor ihm bereits 70,000 Rupien einbrachte, und dessen Ertrag er bei seinem Abgange gerade um das Doppelte vermehrt hatte.

Thomas begab sich jetzt in die Dienste eines Mahrattensführers Appa Row Gunda, welcher ihm den Auftrag ertheilte, für ihn einige Bataillons zu errichten und in europäische Disciplin zu bringen; er übergab ihm zugleich einige Bezirke seines Landes, um von deren Einkünften die neuen Truppen zu bezahlen und zu unterhalten. — Diese Bezirke waren aber in ihrem Ertrage nicht hinreichend, um den Unterhalt der beiden Bataillons davon zu bestreiten, er fand aber Mittel, die Truppen mit der Beute bezahlt zu machen, die er in den beständigen Kriegen, in die der Mahrattenshäuptling verwickelt war, zu machen Gelegenheit hatte. Er stieg dadurch nicht allein im Ansehen bei dem Häuptlinge, sondern auch bei den Truppen, die ihm unbedingt ergeben waren. —

Der Mahrattenshäuptling, welcher das Unglück hatte, zufällig zu ertrinken, war ihm die Zahlungen für die Truppen, welche Thomas einstweilen durch die Beute zu decken gewußt hatte, immer schuldig geblieben; als er deshalb todt war, erklärte Thomas die ihm angewiesenen Landbezirke für sein persönliches Eigenthum, um sich daran schadlos zu halten, und er hatte Kühnheit und Entschlossenheit genug, sich darin zu behaupten; er vermehrte seine Truppen, errichtete eine Armee für sich selbst und erweiterte sein Gebiet durch ansehnliche Eroberungen. —

Das Ansehen und die Macht des George Thomas stiegen so bedeutend, daß die verschiedenen, in seiner Umgebung und Nachbar-

schaft wohnenden Fürsten ihn oft um Hülfe angesprochen haben, und bei einer solchen Gelegenheit empfing er 50,000 Rupien monatliche Subsidien.

Seine erste Gebieterin, die Fürstin von Somroo, wurde bald darauf, nachdem er sie verlassen hatte, durch Berrath in das Gefängniß geworfen und ihres Thrones entsetzt; — jetzt bewies er ihr seine damals angefochtene Treue dadurch, daß er mit seiner Armee nach Somroo aufbrach, die Fürstin befreiete, die Usurpation vertrieb und die Fürstin wieder auf den Musnud (Thron) setzte.

Von Jahr zu Jahr wurde George Thomas unternehmender und er trieb seine Eroberungen mehr als früher in größerem Maßstabe. Seine Hauptstadt, welche einer der festesten Plätze Hindostans war, lag ungefähr 80 englische Meilen westlich von Delhi, hieß Hanssee und findet sich auf einigen Karten Indiens aufzeichnet. — Von hier aus griff er das Gebiet der Seik's an, schlug sie, wo er sie nur finden konnte, und nahm ihnen einen Bezirk an den Ufern des Sutledge weg, der jährlich beinahe zwei Laks Rupien abwarf. (Der Sutledge ist der erste von den fünf Flüssen, die den Punjab durchfließen.)

Die Mahratten konnten das Glück dieses unternehmenden Abenteurers nicht mit Gleichgültigkeit ansehen; er war ihnen mit seiner wachsenden Macht zu nahe. Sie boten ihm zuerst an, ihn und seine Truppen in ihre Dienste zu nehmen, sie konnten aber gegenseitig über die Bedingungen nicht einig werden. Nunmehr gaben die Mahratten dem General Perron Befehl, mit seiner Armee gegen ihn zu marschiren, dieser französische Officier schien sich aber nicht gern mit seinem Gegner messen zu wollen und gestattete ihm die Bedingungen der Freundschaft, welche Thomas selbst gefordert hatte; denn er besaß damals 10,000 Mann gut disciplinirte Infanterie, 1000 Mann sehr gute Cavallerie und 50 Kanonen, und fürchtete einen Angriff Perron's nicht.

Mehrere englische Officiere standen lange Zeit in einer freunds-

schaftlichen und vertraulichen Correspondenz mit ihm, und er hat ihnen seine Pläne und Operationen immer offenherzig mitgetheilt, die oft bewunderungswürdig waren; aber obgleich der Marquis Wellesley sich für ihn persönlich interessirte, so konnte die englische Regierung ihn doch nicht unterstützen.

In einem seiner Briefe an das englische Gouvernement machte er den Vorschlag, daß die Engländer die Seik's angreifen sollten, da dieselben sowohl Feinde der Engländer wie der Mahratten seien; er wollte ihnen dabei hülfreich sein und er verlangte dafür nur, daß die englische Regierung den Mahratten die Forderung stellen möchte, den Seik's nicht Hülfe zu leisten; er verlangte für sich weder Geld, noch Waffen oder Truppen und machte sich verbindlich, binnen drei Jahren seine ganze Armee und das ganze Punjab zu übergeben, das ein jährliches Einkommen von zwei Crore's Rupien einbringt; er forderte nur, daß man ihm bei der Uebergabe seiner Armee seine Kanonen, Musketen und Munition bezahle. Er hatte den guten Ehrgeiz, seinem britischen Vaterlande nützlich zu werden, und er würde demselben höchst nützlich geworden sein, wenn man seine guten Dienste angenommen hätte. Man lag aber in diplomatischen Fesseln und hatte den Muth nicht, in ein etwas abenteuerliches Unternehmen einzugehen.

Die Mahratten hatten indessen George Thomas zu vernichten beschlossen. Im Jahre 1806 überzogen sie ihn mit Krieg, und er vertheidigte sich zwar tapfer und vielfach siegreich, aber die Uebermacht seiner Feinde war zu groß, um ihr auf die Dauer widerstehen zu können, zumal er von keinem Freunde unterstützt, immer allein auf sich angewiesen und stets von Feinden umringt war. Dennoch behauptete er sich durch Talent und Muth und ersocht mehrere Siege, die ihm aber wenig Vortheile und nur persönlichen Ruhm einbrachten.

Als die Mahratten einsahen, daß sie ihn durch die Gewalt der Waffen nicht so bald bezwingen konnten, nahmen sie ihre Zuflucht

zu ihrem gewöhnlichen, nichtswürdigen aber sicheren Mittel, das ihnen nur zu gut gelang; sie bestachen seine Officiere, und als er sich nun von seinen eigenen Truppen verlassen sah, mußte er nach seiner Festung Hansee fliehen. Sie war vom Orte, wo er kämpfte, hundert englische Meilen entfernt, er erreichte sie in einer Nacht und auf dem nämlichen Pferde, aber seine Feinde folgten ihm schnell nach. Die wenigen Getreuen, welche ihm noch übrig geblieben waren, vertheidigten zwar eine Zeit lang die Festung tapfer, aber auch sie wurden durch Geld überwunden.

George Thomas sah nun die Unmöglichkeit ein, sich länger vertheidigen zu können, er mußte gegen seinen Willen eine Capitulation eingehen, in Folge deren die Mahratten ihm für die Uebergabe seiner Festung 50,000 Rupien zahlten und ihm den Abzug mit seinem Privateigenthum gestatteten.

Drissigstes Kapitel.

Der Kaiser von China im Jahre 1799 und die chinesische Rechtspflege.

Der Kaiser Ca-Hing hatte seine neue Regierung mit vielen Handlungen begonnen, welche ihn schnell in der Welt bekannt machten; er hatte einen mehr als gewöhnlichen Antheil an den Regierungsgeschäften genommen und eine Gerechtigkeitsliebe gezeigt, die in Europa mit großem Schrecken und mancher stillen Angst vernommen sein würde, in China aber hoch gepriesen wurde, weil man dadurch gleichzeitig manche persönliche Rache befriedigt fühlte, zumal der erste Gerechtigkeitsakt des Kaisers gegen einen allmächtigen Minister gerichtet war. —

Ca-Hing war in seiner Stellung ein Mann der egoistischen Neuerung; schon dadurch wich er von den herkömmlichen Gebräuchen ab, indem er die dem neuen Kaiser und dessen Familie vorgeschriebene Trauer und die gänzliche Enthaltbarkeit von allen Regierungsangelegenheiten und öffentlichen Geschäften für die Dauer von drei Jahren nicht übte, sondern sich diesen Gebräuchen nur in so weit unterwarf, daß er Peking und dessen Umgebung nicht verließ und alle Schauspiele, mit Ausnahme öffentlicher Festlichkeiten zu religiösen Zwecken, verbot.

Nicht ohne Furcht vor den Intriguen des ersten Ministers seines Vorgängers bestieg der neue Kaiser den Thron, denn jener hegte den Plan, die Zügel der Regierung für sich selbst in Anspruch zu nehmen und der Kaiser hatte diesen Plan still durchblickt. Es gelang aber seiner Klugheit nach und nach, alle bedeutende Staatsämter, sowohl in der Hauptstadt, wie in den Provinzen mit treuen Männern zu besetzen, ehe er sich den geringsten Verdacht gegen den Minister merken ließ. So vorbereitet entsetzte er ihn plötzlich seiner Aemter und Würden, ließ ihn gefangen nehmen und bemächtigte sich seiner Reichthümer, die in Gold und Silber, Landgütern, Werthpapieren verschiedener Gattungen u. bestanden und auf wenigstens 80 Millionen Laks, ungefähr 27 Millionen Pfund Sterling geschätzt wurden, außer vier Pekuls (500 Pfunde) Perlen, von denen an funfzig zu den größten der Welt gehörten.

Ein solcher Unterthan, von diesem Range und ungeheuren Vermögen, das ihm alle erdenklichen Hülfquellen darbot, ist gewiß kein unbedeutender Nebenbuhler um die Herrschaft in einem so feilen Staate wie China. —

Es wurden nun Anklagepunkte wegen schlechter Verwaltung gegen ihn vorgebracht; man weiß aber, daß diese Anklage-Objecte höchst unbedeutender Natur gewesen sind und nur aufgestellt wurden, um den Schein der Eifersucht vom Kaiser abzulenken, der es mit seiner Würde nicht vereinbaren konnte, mit dem Minister um den Thron zu kämpfen, und deshalb seine Zuflucht zu der Justiz nahm, die, der Form zu genügen, Gesetzwidrigkeiten ersinnen mußte, wie das so oft in allen Welttheilen geschieht, um einen mächtigen oder andersgesinnten Mann aus dem Wege zu räumen und zu verderben.

Es wurde ihm eine seidene Schnur zugeschickt, als eine stillschweigende Verkündigung, daß er die Wahl zwischen dem Selbstmorde oder einer öffentlichen Hinrichtung habe; er zog das Erstere vor und erhängte sich.

Da mir die Akten dieses merkwürdigen Criminalprocesses bekannt geworden sind, so wird es dem europäischen Leser nicht ohne Interesse sein, einen kurzen Auszug daraus zu erhalten, um einen Begriff von chinesischer Rechtspflege zu fassen, denn in diesem Reiche der Stabilität hat sich seit 1799 bis heute noch nichts darin verändert, trotz der christlichen Missionaire, deren segensreiche Früchte nur Tropfen im Meere sind.

Die Akten lauten in getreuer Uebersetzung folgendermaßen:

„Am 25. des ersten Monates des dritten Jahres der Regierung des Kaisers von China, Ca-Hing, deckt das Tribunal der Kriegsangelegenheiten des Hofes von Peking auf Befehl des großen Kaisers, unter dem Datum des 11. vom besagten Jahre, die Verbrechen des ersten Staatsministers Ho-xen auf, der, nachdem er von dem verstorbenen Kaiser Kien-Song Belohnungen und Ehrenstellen empfangen hatte, mehr als jemals ein Unterthan vor ihm, aus der niedrigen Klasse, woraus er geboren, zur hohen und ehrenvollen Würde eines Chung-tang oder Ministers erhoben war, durch seine eigenen, persönlichen Vergehungen sich der großen und exemplarischen Strafe schuldig gemacht hat.

Der Kaiser macht die verschiedenen Hauptverbrechen, deren sich dieser böshafte Unterthan schuldig gemacht hat, und deren er überwiesen worden ist, bekannt, wie folgt, und befiehlt die strengste Untersuchung und eine angemessene Strafe.“ —

„Obgleich (sagt der Kaiser) ich nach dem Gebrauche des Reiches in den nächsten drei Jahren nach dem Tode meines Vaters keinen Ausspruch desselben verändern sollte, aus Ehrfurcht und zarter Achtung für sein ewig zu verehrendes Andenken, was auch sehr gerecht und nach dem Willen des Himmels ist und ich in Wahrheit thun sollte, da es mein Vater durch seine großen Tugenden und sein mitleidiges Herz gegen sein Volk verdient, daß ich mich aller Neuerungen enthalten sollte, nicht nur für drei, sondern für viele tausend Jahre, so habe ich aus dieser Ursache noch keinen

Mandarinen oder Officier von dem Posten entlassen oder entsetzt, auf den ihn der Kaiser gestellt hatte; auch werde ich von nun an nicht ermangeln, jedes Versehen und jeden Fehler zu übersehen, die nicht von großer Bedeutung sind, oder ernste Folgen haben; — dies verspreche und bezeuge ich vor Himmel und Erde! Aber die Verbrechen und Ausschweifungen des Minister Horen sind so ernsthaft und abscheulich, nach den großen und schweren Beschuldigungen, welche die großen Mandarinen gegen ihn vorgebracht haben, daß es mir, ungeachtet dessen, was ich meinem Vater schuldig bin, unmöglich ist, aus irgend einem Grunde mit Mitleid oder Nachsicht zu handeln. Daher, sobald ich die nöthigen Nachrichten von meines Vaters Tode in die Provinzen des Reiches gesendet hatte, entsetzte ich ohne Weiteres und ohne Aufschub den Horen seines Amtes und befahl eine Gefangennehmung, Verhör und Urtheilsspruch, von dem ich hiermit allen meinen Vasallen Nachricht gebe. —

Anlagepunkte:

1) Den dritten Tag des neunten Monates des sechzigsten Jahres seiner Regierung beschloß mein Vater mir die Regierung zu übergeben und abzudanken; Horen kam den vorhergehenden Tag, als den zweiten besagten Monates, um mir seine Glückwünsche abzustatten, noch ehe mein Vater seinen Entschluß bekannt gemacht hatte, wodurch er sich der tiefsten Verrätherei schuldig machte, denn er gedachte sich dadurch meiner Gnade und Zuneigung zu versichern.

2) Im dritten Monate des verflossenen Jahres, als Horen von meinem Vater nach dessen Lustschlosse, das Yuen-ming-Yuen genannt wird, beordert wurde, hatte er den Uebermuth, zu Pferde in dieses Schloß bis an die linke Pforte der Halle, Ta-Kaunming genannt, hinanzureiten, sich dadurch als einen Mann zeigend, der weder meinen Vater noch den Kaiser anerkannte.

3) Unter dem Vorwande eines franken Beines ließ er sich immer in den kaiserlichen Palast und aus demselben durch die Pforte, Kin-Ur genannt, tragen, ohne Scheu und ohne Furcht vor Denjenigen, die mit Unwillen diese strafbare Kühnheit bemerkten. —

4) Die Jungfrauen für den Gebrauch des Palastes, die zu Zeiten in ihrer Väter Häuser gesammelt wurden, ließ Horen in seiner unumschränkten Macht auffangen und ohne Scham in sein Haus bringen, um als zweite Weiber zu dienen.

5) Die Berichte der Generäle in allen Kriegen der letzten Jahre, sowohl innerer wie fremder Kriege, behielt Horen sehr oft in seinen Händen, oder vernichtete sie, ohne sie dem Kaiser mitzutheilen, der daher auch die nothwendigen Maßregeln nicht treffen konnte, um den militairischen Expeditionen einen glücklichen Erfolg zu sichern, und Horen machte sich daher des Verlustes unzähliger Gefechte schuldig.

6) Horen war General-Intendant dreier großer Hoftribunale, nämlich des der Mandarinen, der Verbrechen und der kaiserlichen Schatzkammer; er maßte sich die alleinige Gewalt an und erlaubte den Mitgliedern dieser Tribunale nicht so zu handeln, wie Vernunft und Gerechtigkeit es erforderten. —

7) Es ist unzweifelhaft gewiß, daß dieser Horen die Verordnungen des verstorbenen Kaisers verheimlichte und sie gänzlich oder theilweise zerriß, wenn sie nicht nach seinem Sinne verfaßt waren, und er fertigte sie anders aus, indem er, die Schwäche und das Unvermögen meines alten Vaters mißbrauchend, seine Ausfertigungen von ihm unterzeichnen ließ.

8) In einem Orte, Sinhoa genannt, befand sich eine Bande Landstreicher von mehr als tausend Mann, welche die Schafferden eines Pächters anfielen, dieselben mehrere Male plünderten und zwei Schäfer tödteten. Horen wollte nicht zugeben, daß eine so abscheuliche That dem Kaiser bekannt gemacht würde, sondern

vernichtete im Gegentheile die Anklage, nur, weil zwei von seinen Günstlingen Mandarinen des Ortes waren. —

9) Gleich nach meines Vaters Tode hatte ich beschloffen, daß alle Regulo's und Großen der Tartarei und Lehnsmäner des Reiches nach Peking beordert werden sollten, um die Begräbniszeremonien und gebräuchlichen Libationen, die man der Leiche des verstorbenen Kaisers schuldig ist, zu verrichten; nur sollten diejenigen dieser Reise überhoben sein, welche die Blattern noch nicht gehabt hätten. Horen hatte die Kühnheit, meinen Entschluß zu verdrehen und befahl Allen zu erscheinen, gleichviel, ob sie die Blattern gehabt hätten oder nicht; dieses beweiset offenbar seinen großen Stolz und seine ausgedehnten Absichten.

10) Die Mandarinen U-Sing-Kang, Si-Hang und Li-Kuan-Ling wurden, nur weil sie in seinem Hause Lehrer gewesen waren, ohne Prüfung oder Verdienste auf Mandarinen-Aemter von Bedeutung erhoben.

11) Der große Mandarin von dem Tribunal der Doctoren oder der gelehrten Männer, Lu-Sin-Go genannt, der auf beiden Ohren taub und wegen seines hohen Alters nicht mehr im Stande war, die Pflichten seines Amtes auszuüben, wurde nicht ersetzt, da Horen dessen Unvermögen nicht dem Kaiser meldete, damit dieser keine andere tüchtige Männer an dessen Stelle setzen könne und zwar nur aus dem Grunde, weil dieser Lu-Sin-Go der Schwiegervater seines jüngeren Bruders war. —

12) Die höheren Beamten des Staats-Secretariats wurden alle nach der Willkür Horen's ernannt, er stellte sie an und entsetzte sie ganz nach eigenem Gutdünken, worin er mit unnatürlichem Hochmuthe handelte.

13) Seitdem Horen sich in einem Zustande von Confiscation befindet, hat man bemerkt, daß er in seinem Palaste viele Zimmer besitzt, die aus dem Holze Nam-Mu erbauet sind, ein Material, das allein für kaiserliche Wohnungen bestimmt ist; aber was

noch mehr ist, er hat neue Zimmer und Gärten gebauet ganz nach dem Plane des Lustschlosses des Kaisers und in dem nämlichen Style und gleicher Architektur. Es ist schwer zu begreifen, was seine Absichten und Gedanken dabei sein konnten.

14) Bei der Einziehung von Horen's Vermögen, die stattgefunden hat, sind mehr als zweihundert Perlenschnüre gefunden worden, die an Zahl diejenigen, welche der Kaiser besitzt, weit übersteigt, und unter den unzähligen Juwelen, welche er besaß, wurde eine Kugel von Koralle gefunden, von bewunderungswürdiger Größe und unschätzbarem Werthe, wie selbst der Kaiser keine solche besitzt; außerdem fand man auch einige Duzend Edelsteine, roth und durchsichtig, von denen er, vermöge seines Ranges, keinen Gebrauch machen konnte. Nebst diesen fand man auch eine große Anzahl verschiedener Edelsteine von mannichfaltiger Gattung, hohem Werthe und großer Seltenheit und einige darunter, welche man im kaiserlichen Schatze noch nicht gefunden hat.

15) Das Gold und Silber, welches man von Horen eingezogen hat, obgleich sein Proceß noch nicht beendigt, beläuft sich schon auf mehrere Millionen, wenigstens zehn. —

16) Der unveränderliche Ehrgeiz dieses bösen Unterthanen war so groß, daß er ihn zu der Abgeschmacktheit verleitete, die Stellen der Mandarinen, sowie öffentliche Aemter des Reiches zu verkaufen, wovon kein Beispiel in der Geschichte sich befindet.

Von allen diesen Anklagepunkten ist Horen durch die Verhöre, die ihn der Regulo Ban-Tachen passiren ließ, überführt worden und er hat bekannt, daß Alles wahr sei. — Dieser schlechte, gewissenlose Mensch ohne alles menschliche Gefühl mißbrauchte seine unbefchränkte Macht, handelte bei allen Gelegenheiten ohne Gerechtigkeit und Vernunft, als ob er Niemand über sich habe, dem er Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig sei, noch Gesetze, nach denen er gerichtet und bestraft werden konnte.

Alles, was bis jetzt gesagt worden ist, ist nicht das Aergste,

was an diesem bösen Manne betrachtet werden muß. Daß er den Kaiser und das Reich arm machte, um sich allein zu bereichern, ist das Wenigste; was mehr als alles dieses an ihm verdammt werden muß, und das Maß seiner Sünden vollmacht, ist seine Treulosigkeit und seine verrätherische Undankbarkeit, mit der er sich gegen meinen verstorbenen Vater und Kaiser betragen hat, von dem er so viele und wichtige Wohlthaten empfangen hat, die er gewiß nicht erhalten hätte, wäre irgend Jemand kühn genug gewesen, ihn vor meinem Vater anzuklagen und diesem seine Ungerechtigkeiten zu entdecken, bei deren Anhörung er ohne Zweifel denselben bestraft haben würde. Aber dieses allgemeine Stillschweigen sowohl derjenigen Unterthanen, die bei Hofe angestellt sind, als auch derjenigen in gewissen Provinzen, ist einigermassen verzeihlich, denn die Ursache war einerseits, weil sie sich scheueten, meinen bejahrten Vater mit diesen Entdeckungen zu betrüben, andererseits aber auch, um den unvermeidlichen Folgen auszuweichen, die, wie sie voraussahen, wegen der unbeschränkten Gewalt dieses besagten Hören für sie selbst daraus entstehen würden, denn sie fürchteten ihn mehr als den Kaiser selbst, von dessen Wahrheit ich selbst ein gültiger Zeuge bin.

Aber nun, da die ungerechten Handlungen dieses treulosen Mannes auf den höchsten Grad gestiegen sind und sich öffentlich ohne Verstellung gezeigt haben und es wohl bekannt ist, daß ihre Anzahl die der Haare auf dem Kopfe übersteigt und selbst die Beredsamkeit sie nicht so schwarz darstellen kann, wie sie es verdienen, wie könnte ich es vor dem höchsten Wesen im Himmel verantworten, wenn ich einen so verdorbenen und schändlichen Menschen nicht bestrafte? Wie sollte ich im Stande sein, mein Gewissen zu beruhigen, wenn ich mich einer so großen Vernachlässigung meiner Pflichten schuldig machte? —

Ich befehle daher, daß die Regulo's, Mandarinen und hohen Staatsbeamten meines Hofes in Peking diese Rechtsache aufmerk-

sam untersuchen und beurtheilen sollen, und überdieß, daß sie ohne Zeitverlust die strengsten Befehle an die Vicetönige und General-Intendanten der Provinzen senden sollen, daß, nachdem sie die oben verzeichneten Punkte dieser Anklage gelesen haben, sie sogleich ein Urtheil über besagten Horen fällen sollen, und außerdem die genauesten Nachforschungen über seine begangenen Fehler und seine Aufführung machen, und mir von dem Ganzen die schnellsten Nachrichten geben sollen. —“

Peking am 11. des ersten Monats
des dritten Jahres der Regierung.

Ca-Hing.

Aus dieser, wörtlich übersetzten Anklageakte mag der europäische Criminalist lernen, wie man in China die Justiz zu handhaben versteht, wo es darauf ankommt, die Rache in das Gewand der Gerechtigkeit zu kleiden. —

Einunddreissigstes Kapitel.

Eine Prinzessin von Neu-Seeland in Indien.

Es war im Juni 1809, als ein junger Engländer, Namens George Bruce, in Calcutta eintraf und zwar in Begleitung seiner Gattin, welche eine neuseeländische Prinzessin, nämlich die Tochter Tippahée's, eines der mächtigsten Oberhäupter dieser großen Insel, war.

George Bruce war 1779 zur Radeliffe in England geboren, ging 1790 als Schiffsjunge nach Port Jackson in Neu-Süd-Wallis, verließ hier sein Schiff mit Erlaubniß seines Capitains und blieb in der Colonie zurück, wo er sich bald darauf in den Seebienst begab. — Nachdem er mehrere Jahre in diesen Diensten gestanden hatte, wurde er an Bord des Schiffes „Lady Nelson“, das Capitain Simmonds führte, gesandt, ein Schiff, welches eigens dazu ausgerüstet worden war, um den Häuptling (König) Tippahée, der dem Gouverneur von Port Jackson einen Höflichkeits-Besuch gemacht hatte, wieder in seine Heimath zurückzuführen. Der König begab sich an Bord der „Lady Nelson“ und dieses Schiff segelte nach seinem Bestimmungsorte ab.

Während dieser Reise wurde Tippahée gefährlich krank; Bruce,

der, wie es scheint, seine Sprache gelernt hatte, wurde ihm als Krankenwärter beigegeben und der König war mit dessen Aufwartung und Bereitwilligkeit in Erfüllung aller Wünsche und Dienste so sehr zufrieden, daß er ihm seine ganze Zuneigung schenkte.

Nachdem das Schiff glücklich in Neu-Seeland angekommen war, forderte Tippahce vom Capitain, daß man ihm den jungen Mann lasse und demselben gestatte, bei ihm zu bleiben, wogegen Capitain Simmonds nichts einzuwenden hatte, zumal Bruce selbst bereit dazu war. So blieb dieser in Neu-Seeland zurück und Tippahce nahm ihn als Sohn in seine Familie auf. —

Die ersten Monate seines Aufenthalts in Neu-Seeland benutzte Bruce dazu, das neue Vaterland zu erforschen und dessen Sprache, Sitten und Volksgebräuche genau kennen zu lernen. Er fand das Land angenehm und gesund, voll romantischer Gegenden, mit Hügeln und Thälern angenehm wechselnd und größtentheils mit Waldung bedeckt. Das Volk war gastfrei, freimüthig und offenherzig, und, obgleich roh und unwissend, beteten sie doch kein Götzenbild an, noch irgend Etwas, was Menschenhände gemacht hatten, sondern erkannten ein allmächtiges, höchstes Wesen an. —

Da der König den Plan hatte, seinen neu angenommenen Sohn an die Spitze seiner Armee zu stellen, so war es nothwendig, daß er vorher tätowirt wurde, denn ehe er sich dieser ceremoniellen Operation nicht unterzogen hatte, war es nach der Landesitte unmöglich, daß er als Krieger anerkannt werden konnte. Der Wille des Königs stand fest, die Lage war dringend, und es stand dem Europäer keine andere Wahl frei, als sich mit Entschlossenheit dieser schmerzhaften Operation zu unterwerfen. — Sein Gesicht bot ein meisterhaftes Muster der Kunst des Tätowirens dar. —

Nachdem er nun in aller Form tätowirt und auch in der äußerlichen Erscheinung ein Neu-Seeländer geworden war, wurde er als Krieger erster Klasse anerkannt, als Neu-Seeländer natura-

liefert, als Mitglied der Familie des Königs förmlich aufgenommen und mit der Prinzessin Antokoe, der jüngsten Tochter Tippahée's, verheirathet, einem Mädchen von vierzehn Jahren, deren natürliche Schönheit groß, aber durch die Tätowirung, nach den dortigen Begriffen, noch bedeutend erhöht und zu einem höchsten Ausdrücke weiblicher Reize in den Augen der Neu-Seeländer gebracht worden war. — Sie erhielt den Namen Mary Bruce. —

Bruce wurde nun das erste Glied in der Familie des Königs und es wurde ihm die Regierung der Insel anvertrauet. Sechs oder acht Monate nach seiner Heirath besuchten mehrere englische Schiffe Neu-Seeland, um sich Lebensmittel zu verschaffen, und sie fühlten Alle den wohlthätigen Einfluß, einen Europäer und Landsmann an der Spitze der Regierung dieser Insel zu haben, denn sie erhielten Fische, Gemüse und andere Naturproducte der Insel in Ueberfluß. — Bruce und seine junge Gemahlin lebten indessen glücklich und zufrieden, sie waren mit allen Bedürfnissen des Lebens reichlich versehen und genossen eine völlige Unabhängigkeit; Bruce fand eine besondere Aufgabe darin, die europäische Bildung auf der Insel einzuführen und freuete sich, den Fortgang der Sittenverbesserung und Cultur unter einem Volke verbreiten zu können, mit dem er ein gemeinschaftliches Leben zu führen durch einen folgereichen Zufall nunmehr bestimmt worden war.

In der Zeit dieser Wirksamkeit und Hoffnung, welche Bruce lebhaft beschäftigte, lief ein englisches Schiff, genannt „General Wellesley“, auf einem Punkte der Küste ein, wo sich gerade Bruce mit seiner Gattin aufhielt und der ziemlich weit von der Residenz des Königs entfernt lag. Der Capitain des Schiffes, Dalrymple ist sein Name — wendete sich an Bruce, bat ihn, ihm zu einer Ladung Sparren und Benjaminholz zu verhelfen und forderte zugleich Proben von den vorzüglichsten Erzeugnissen der Insel, und Bruce gewährte dem willkommen geheißenen Landsmanne mit größter Bereitwilligkeit alle Wünsche.

Was nun den Capitain Dalrymple bewogen haben mag, so zu handeln, wie geschehen ist, bleibt ein Räthsel, wenn man nicht die Ursache in dem Charakter mancher Menschen suchen will, die nicht dulden können, daß ein Anderer, namentlich Landsmann, ein Glück oder einen Wirkungskreis besitzt, den gute Menschen nur beneiden würden, weil sie das Verdienst dazu ebenfalls haben möchten, schlechte Menschen aber mit Mißgunst betrachten, weil sie fremdes Glück und fremde gute Wirksamkeit nicht ohne Aerger und Rachegefühl ansehen können, oder weil sie einen inneren Trieb der Bosheit haben, das Gute oder das Glück, das sie Anderen nicht ableugnen können, zu zerstören.

Dalrymple machte dem gefälligen und dem Landsmann freundlich zugethanen Bruce den Vorschlag, ihn auf der Reise nach dem Nordcap zu begleiten, das etwa 25—30 Stunden von diesem Punkte der Insel entfernt liegt und wo, wie man sagt, Goldstaub gefunden würde; — unter diesem Vorwande lockte er den gänzlich verdachtlosen Bruce nebst seiner Gattin auf das Schiff und wünschte nur, daß Bruce ihn bei seinen Nachforschungen nach dem Goldsande behülfslich und mit seinen Kenntnissen nützlich sein möge. Nur mit großem Widerstreben und auf die dringendsten Bitten des Capitains willigte Bruce ein, die Reise nach dem Nordcap mitzumachen und nachdem der Capitain ihm heilig hatte versprechen müssen, ihn wohlbehalten wieder zurückzubringen und in der Bucht dieser Insel wieder zu landen.

Da Antokoe ihren Gatten nicht verlassen wollte, so beschloß sie, ihn auf der kurzen Reise zu begleiten, der König wurde davon benachrichtigt und sie schifften sich an Bord des „Wellesley“ ein. Die Bedeutung dieses Schrittes mochte doch den Bruce mit einer nicht ganz verdachtlosen Vorsicht erfüllt haben, da er dem Capitain Dalrymple vorhielt, daß er große Verantwortlichkeit übernehme, eine Königstochter von der Insel wegzuführen, und daß bei einem Unfalle oder einer nicht gerechten Absicht die Folgen des königlichen

Jornes sehr nachtheilig für künftig an Neu-Seeland landende Schiffe englischer Nation werden könnten — indessen wurden alle diese Besorgnisse durch die wiederholten und feierlichen Bethuerungen des Capitains beschwichtigt, welcher versicherte, nur ihre zeitweise Begleitung, seinen Rath und Beistand zu wünschen und daß er sie wohlbehalten in diese Inselbucht zurückführen werde. Nunmehr segelte das indessen wohlbefrachtete Schiff mit Bruce und der Königstochter nach dem Nordcap, wo sie nach kurzer Fahrt ankamen und landeten.

Nachdem Dalrymple, wie er auch im Stillen vorausgesehen haben mußte, hier erfahren hatte, daß er wegen des angeblichen Goldstaubes falsch berichtet worden war, ging er wieder unter Segel, um angeblich nach Neu-Seeland zurückzukehren. Da aber der Wind ungünstig wurde, auch achtundvierzig Stunden in dieser Richtung anhielt, so wurde das Schiff von der Insel abgetrieben. Als am dritten Tage der Wind wieder günstig wurde, aber Dalrymple keinen Versuch machte, die Insel Neu-Seeland wieder zu erreichen, so machte ihm Bruce sehr dringliche, endlich unsanfte Vorstellungen, zumal das Schiff die Richtung nach Indien einschlug; jetzt aber, als Dalrymple an seine Pflicht der Versprechung und Ehrenhaftigkeit erinnert wurde, ließ er seine verrätherische Maske fallen und erwiderte mit grobem Uebermuth, daß er an wichtigere Dinge zu denken habe, als sein reich beladenes Schiff durch eine Rückkehr nach der Insel Neu-Seeland aufzuhalten, daß er überhaupt eine andere und bessere Insel für ihn im Sinne habe, wo er ihn aussetzen wolle.

Als sie die Feegee- oder Sandelinseln erreichten, fragte der böshafte Capitain, ob er Bruce hier an das Land setzen solle? — Dieser aber schlug es aus, da ihm die Grausamkeit und der Barbarismus dieser Insulaner bekannt war. Mit Spott versetzte Dalrymple, daß Bruce nun wählen könne, nahm ihm verschiedene kleine Gegenstände weg, die er und seine Officiere ihm während der Anwesenheit

auf der Küste von Neu-Seeland geschenkt hatten, um ihn zutraulich zu machen und vertheilte sie unter die Eingeborenen dieser Inseln, welche in ihren Rähnen sein Schiff umringten.

Man verließ jetzt auch die Feegeinseln und steuerte nach So-loo, unterwegs mehrere kleinere Inseln besuchend; nach fünf-tägigem Aufenthalte segelte man nach Malacca, wo Dalrymple und Bruce an das Land gingen. Bruce wünschte, den Gouverneur oder den befehligen den Officier der Stadt zu sprechen, um sich über die Verrätherei und Ungerechtigkeit des Capitains zu beklagen, da es aber schon Abend war, als das Schiff landete, so mußte Bruce über Nacht auf dem Lande bleiben, um am anderen Morgen den Gouverneur aufsuchen zu können. In der Nacht aber lichtete Dalrymple die Anker und segelte mit Bruce's Gattin, die er wie eine Gefangene behandelte, nach Penang. Bruce berichtete dem commandirenden Officier zu Malacca die Verrätherei und Bosheit, welche ihm widerfahren war, wünschte sehnlichst, daß er seine Gattin wieder erlange und nach Neu-Seeland zurückgeführt werde. Der Commandant suchte den Rathlosen zu trösten, bat ihn, eine kurze Zeit in Malacca zu verweilen, da wahrscheinlich einige Schiffe auf ihrer Reise von Bengalen nach Neu-Süd-Wallis hier anhalten würden, auf denen er dann für ihn und seine Gattin eine Ueberfahrt nach Neu-Seeland möglich machen könne, und er versprach, unterdessen nach Penang zu schreiben, daß die Frau sofort nach Malacca zurückgeschickt werde.

Nach etwa vierwöchigem Warten traf in Malacca die Nachricht ein, daß Capitain Dalrymple mit dem Schiffe Wellesley in Penang angekommen sei; sofort gestattete der Commandant, daß Bruce auf der Kriegsbrigg „Scourge“ sich nach Penang begab, und hier bei seiner Ankunft erhielt er die schreckliche Kunde, daß seine Gattin von Dalrymple an einen Capitain Ross verkauft worden sei.

Bruce eilte sogleich zum Gouverneur, welcher ihm jede Art

von Genugthuung versprach, aber Bruce war großmüthig genug, nur die Rückgabe seiner Frau zu fordern und eine bald mögliche Bewerkstelligung seiner Rückreise nach Neu-Seeland zu erbitten. Durch die Verwendung des Gouverneurs wurde ihm seine Frau wiedergegeben, er kehrte mit derselben nach Malacca zurück und hoffte von dort aus die weitere Fahrt fortsetzen zu können.

Da aber keine auf der Reise nach Neu-Seeland begriffenen Schiffe nach Malacca kamen, so versprach man ihm auf einem der nach Europa zurückkehrenden Chinafahrer eine Ueberfahrt nach England, da er von dort aus leichter ein Schiff finden würde, das nach Neu-Süd-Wallis fahren wolle. Die Rathlosigkeit ließ ihn wirklich diesen Vorschlag acceptiren, aber die Chinafahrer anferten nur wenige Stunden während der Nacht auf der Rhebe von Malacca und gaben ihm keine Gelegenheit, mit ihnen abzusegeln. Nunmehr bat der Bedrängte den Commandanten, ihm auf dem Schiffe eines Sir Eduard Pellew eine Ueberfahrt nach Penang zu verschaffen, wo er die Chinafahrer noch einzuholen hoffte. Sein Wunsch wurde erfüllt und er fand bei seiner Ankunft in Penang wirklich noch die Flotte der Chinafahrer anwesend.

Aber eine neue Schwierigkeit stellte sich seiner Ueberfahrt nach England entgegen; — man wollte ihn ohne Zahlung einer Summe von 400 Piafter nicht mitnehmen; da er aber weder diese Summe, noch die Mittel besaß, sich dieselbe zu verschaffen, so blieb er auf Pellew's Schiffe und fuhr darauf mit demselben nach Bengalen, wo man ihn und seine Unglücksgefährtin, nachdem man sein Schicksal erfahren hatte, mit großer Gastfreundschaft aufnahm. In Calcutta empfing seine als Prinzessin Antooë respectirte Gattin die zuvorkommendste Behandlung von Seiten des General-Gouverneurs von Indien, der sie und ihren Gemahl sehr oft zur Tafel zog und Alles aufbot, den bösen Eindruck auszulösen, den die gemeine Handlung Dalrymple's verursacht hatte, und in dem

königlichen Schwiegeröhne wie in der Prinzessin die entschiedenste Abneigung gegen den englischen Charakter aufregen mußte.

Diese Aufmerksamkeiten gegen die beiden Glieder der königlichen Familie Tippahée's hatten namentlich den politischen Grund, daß dieselben nicht mit Unwillen zurückkehren und in ihrem Berichte beim Könige nicht veranlassen sollten, demselben eine ungünstige Meinung von den Engländern zu wecken, daß sie vielmehr selbst günstige Gesinnungen mitnehmen und dem Könige und dem Volke ähnliche Gesinnungen gegen die englischen Seefahrer einflößen möchten, welche Neu-Seeland ferner besuchen würden, zumal man hoffte, daß Bruce dort dem englischen Handel manche Begünstigung und Unterstützung gewähren könnte. Diese Absicht, welche die Gastfreundschaft des Gouverneurs steigerte, wirkte noch besonders auf die neuseeländische Königstochter ein, die ihre Gefühle des Dankes unverhohlen zu erkennen gab, und auf ihren Einfluß auf den Vater stützte man die Hoffnung auf einen ferneren guten Empfang englischer Rauffahrer an den Küsten Neu-Seelands. —

Interessant wird es dem Leser sein, zu hören, wie damals, 1809, als man in Europa noch wenig von Neu-Seeland wußte und auch in Calcutta noch dunkle Vorstellungen davon herrschten, die neuseeländische Prinzessin ihr eigenes Vaterland schilderte. — Gefragt nach der Natur der Insel und den Beschäftigungen ihrer Einwohner, erzählte sie Folgendes:

„Neu-Seeland besitzt einen Ueberfluß des mannichfaltigsten und nützlichsten Bauholzes aller Gattungen, namentlich ist die Insel reich an Tannen und Fichten; die Waldungen sind von ungeheuerem Umfange und fast unerschöpflich. Flachs und Hanf, die dort einheimisch sind, wachsen im größten Ueberflusse und ausgedehnte Ebenen sind gänzlich von diesen Pflanzen bedeckt, von denen der größte Theil wild wächst und nur ein kleiner Theil cultivirt wird. Derjenige Baum, der den „weißen Benjamin“ liefert,

wird in verschiedenen Gegenden der Insel gefunden. Erzgänge verschiedener kostbarer Metalle wurden im Innern der Insel aufgedeckt, man hat Proben ihrer Stufen bekommen, aber wegen der gänzlichen Unwissenheit des Volkes und der Metallkunde, wie Bruce sagt, bleiben diese Erzgänge unbenutzt. Eisen ist in großer Menge vorhanden, mit der rothen Eisenerde malen die Einwohner ihre Personen und ihre Rähne an. Kohl, die gemeinen und die süßen Kartoffeln, Dampswurzel, Pastinakwurzeln, Rüben, gelbe Rüben 2c. befinden sich unter den Gartengewächsen der Einwohner. — Sie besitzen eine Pflanze, die dem Farrenkraute ähnlich ist, mit einer großen, mehligten Wurzel, die man brät und dann eine angenehme und gesunde Nahrung giebt und ein guter Stellvertreter des Brotes ist. Sie haben auch Fruchtbäume, von denen einige einheimisch, andere fremd sind. Die Drangen- und Pfirsichbäume sind vom Cap der guten Hoffnung dahin gebracht worden und vermehren sich sehr stark. Fische besitzen die Gewässer im Uebersflusse und in großer Mannichfaltigkeit in jedem Monate des Jahres; im Sommer werden die Küsten von einer großen Anzahl Makrelen besucht, und im Winter von ungeheueren Schwarzen Häringe. Die Insel hat viele schöne Flüsse mit vielen Gattungen Fischen, von denen Bruce sagt, daß einige davon auch in Europa vorhanden, viele aber der Insel eigenthümlich seien. Flüsse und Seen werden von wilden Gänsen und Enten in großer Zahl besucht, aber auf der ganzen Insel befinden sich keine zahmen Thiere dieser Gattung. Das einzige bekannte vierfüßige Thier ist eine Art Fuchs und das einzig kriechende eine Art Eidechse.“

Der Gouverneur hatte die Civilisationsbestrebungen Bruce's unter lebhafter Anerkennung ermuntert und ihm Glück zum weitem Fortgange gewünscht. Die Erinnerungen des erlittenen Unrechts von Seiten des englischen Capitains schienen nunmehr ausgelöscht zu sein und man suchte die günstigen Gesinnungen gegen die Engländer schließlicly noch dadurch zu befestigen, daß man lebhaft daran

dachte, die neuseeländische Königstochter und ihren Gemahl in die Heimath zurückzuführen, zumal Antockoe in hoher Zeit der Mutterhoffnung sich befand. Ohne irgend Unkosten von der Rückreise zu haben, wurden sie deshalb vom Gouverneur auf einem Schiffe nach Sidney und zwar auf Rechnung der englisch-ostindischen Regierung abgeschickt.

Die diplomatischen Hoffnungen, die man an die officielle Aufmerksamkeit gegen die Prinzessin von Neu-Seeland geknüpft hatte, wurden aber durch eine unerwartete Nachricht geschwächt, indem man aus Neu-Holland die Meldung durch die Sidney-Zeitung empfing, daß Antockoe bald nach ihrer Ankunft in Sidney ein gesundes Kind geboren habe, aber nach kurzer Krankheit gestorben sei. Sie starb in dem Hause eines Herrn Franz Mc-Kuan. — Bruce kehrte tief betrübt mit seinem Kinde nach Neu-Seeland zurück und dasselbe wurde allerdings ein Versöhnungsmittel für den schwerbeseidigten König, der den Engländern verzieh und sich ferner nicht abgeneigt zeigte, die Eintracht, welche seither zwischen den Häuptlingen der Insel und den Wallfischfahrern geherrscht hatte, zu befestigen, dadurch den englischen Colonien nützlich zu werden und Bruce's Bestrebungen zu fördern, den Flachsbau, für den der Boden so günstig ist, zu cultiviren.

Zweiunddreissigstes Kapitel.

Ein Schiffbrüchiger.

Möge es mir gestattet sein, am einstweiligen Schlusse meiner historisch-ethnographischen Mittheilungen über Ostindien eine Geschichte zu erzählen, die allerdings nur die Schicksale eines Einzelnen betrifft, der nicht auf eine historische Bedeutung Anspruch macht, aber dessen Erlebnisse doch im Stande sind, ein Bild afrikanischer Küstenzustände zu geben.

Ende October 1802, als ich als Jüngling zum ersten Male die indischen Gewässer besuhr, um nach Madras zu gelangen, befand sich auf demselben Schiffe ein tiefgebräunter, ausgedorrter Mann, der mir durch seine deutsche Sprache bereits aufgefallen war, als er zu Socotora an der afrikanischen Küste, wo das Schiff, auf dem ich mich befand, kurze Zeit angelegt hatte, um sich von den Beschädigungen eines erlittenen, heftigen Sturmes zu restauriren, als Passagier aufgenommen wurde. Er kam, wie er sagte, aus Suez, war in Meffa gewesen und er erzählte nunmehr seine Erlebnisse mit einer schlichten Ehrlichkeit, die schon an sich alle Glaubwürdigkeit verdient hätte, wenn sie nicht in Madras selbst durch weitere Beweise bestätigt worden wäre.

Der Mann heißt Heinrich Portenger, war ein geborener Schweizer und Soldat im Schweizer Regimente Meuron, das in englischen Diensten sich befand. — Im Anfange des Jahres 1801 lag dieses Regiment zu Madras in Garnison; es war der Befehl gegeben worden, daß ein Ehren-Detachement dieses Regimentes, aus einem Sergeanten, einem Corporal und achtzehn Gemeinen bestehend, den eben aus England angekommenen General Lake nach Bengalen begleiten sollte. Portenger befand sich unter diesen achtzehn Soldaten, man schiffte sich, mit dem General an Bord, auf dem Packetboote „die Schwalbe“ ein, verließ am 2. Februar 1801 die Rhede von Madras und wurde am 13. Februar bei Fort William an's Land gesetzt, wo man bis zum 1. April blieb. An diesem Tage aber wurde das kleine Detachement auf einem Lootsen-Bote eingeschifft, worauf es den Hooghlyfluß hinunter nach der Rhede fuhr, um, nachdem es hier am 4. April angelangt war, auf dem Zweidecker „William“, Capitain Baer, weiter expedirt zu werden.

In dem Glauben, nach Madras zum Regimente zurückzukehren, fuhr die kleine Mannschaft am 7. April ab, erfuhr aber erst nach einigen Tagen zu ihrem größten Erstaunen, daß das Schiff mit Lebensmitteln befrachtet sei, die es den in Egypten befindlichen englischen Truppen überbringen sollte. Die Mannschaft mußte sich also, so gut es gelingen wollte, in ihr ungeahntes Schicksal fügen, die Hoffnung, in das Regiment zurückzukehren, einstweilen aufgeben und die weitere Seereise über sich ergehen lassen. Ende April umsegelte man das Vorgebirge Comorin und gelangte in die offene See. Die Fahrt war günstig, man segelte den Mai hindurch, feierte am 4. Juni auf dem Schiffe den Geburtstag des Königs von England mit einem jubelnden Feste vom Morgen bis Abend, und erblickte am 7. Juni hohes Land — die Küste von Afrika. —

Gegen Abend dieses Tages, etwa um sieben Uhr, befohl der Capitain dem Officier, welcher die Wache auf dem Verdecke hatte,

die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit, um das Schiff immer in der von ihm vorgeschriebenen, gehörigen Entfernung vom Lande zu halten, damit es nicht auf versteckte Klippen gerathe; zu größerer Sicherheit wurde noch eine Wache von vier Mann auf das Vordertheil des Schiffes gestellt, mit dem Befehle, die größte Wachsamkeit zu haben, damit man dem Lande nicht zu nahe komme. — Ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln des tüchtigen Capitains hörte man die, auf der vordersten Spitze des Schiffes postirte Wache rufen: „Brandung vorwärts!“ — Der wachthabende Officier, der von einem tiefen Schlafe zu erwachen schien, rief in der Bestürzung: „Du lügst, Schurke, das ist nicht möglich!“ — aber in demselben Augenblicke ertönte der Ruf der am Steuerruder stehenden Matrosen, daß sie dasselbe nicht mehr regieren könnten, da die Gewalt der von den nahen Felsen zurückprallenden Wogen zu groß sei. Der Officier sprang nun nach dem Seecompaß, hatte aber in der Angst schon alle Geistesgegenwart verloren und ließ den Capitain rufen.

Dieser, sich auf die Wachsamkeit seines Officiers verlassend, hatte sich eben kurze Zeit niedergelegt; sobald er auf das Verdeck kam und die gefährliche Lage des Schiffes wahrte, gab er auf der Stelle die dringendsten Befehle, um die noch möglichen Vorkehrungen zur Rettung zu treffen, aber es war schon zu spät, das Schicksal hatte das Schiff, das bereits von Felsen und Klippen umringt war, mit der drohenden Gefahr des Unterganges heimgesucht. Das Schiff hatte bereits von den unter dem Wasser verborgenen Klippen mehrere heftige Stöße erhalten, der Capitain befahl, die Kanonen und alle schweren Sachen über Bord zu werfen, aber es wurde unmöglich, da die unteren Schiffsräume schon voll Wasser standen. Das Schiff wurde nun noch einmal und mit solcher Gewalt auf eine Klippe geworfen, daß es auseinander borst und der ganze Hintertheil mit dem Fockmast, nebst der daran hängenden kleinen Schaluppe des Capitains, sich vom Vordertheil

trennte und von den Wellen fortgeführt wurde. Die Zurückbleibenden, welche zufällig auf dem Vorderdeck gewesen waren und unter denen auch Portenger war, wußten nicht, wie viele ihrer Unglücksgefährten dabei ihr Leben verloren hatten, was aus den Leuten auf dem verschwundenen Hinterdeck geworden war; aber das Schicksal der Ersteren war ein entsetzliches, die Nacht stockfinster, kein Rettungsmittel erdenkbar.

Zum Glück war der Schiffscapitän an der Klippe, auf die er geworfen war, fest hängen geblieben, und auf diesem unsicheren Boden brachten die Leute eine qualvolle Nacht unter Angst und Todeserwartung zu. Endlich brach der sehnlichst erwartete Tag an, freilich ohne großen Trost zu bringen, denn die Hülfslosen sahen sich rings von Klippen und Felsblöcken umringt, an denen sich die Wellen mit furchtbarer Gewalt brachen, so daß die Hoffnung auf irgend ein rettendes Unternehmen oder einen helfenden Zufall um so weniger Grund hatte, als man nun gewahr wurde, daß man noch weit von dem Strande entfernt war. Die Verzweiflung dieser Lage wurde noch durch den Umstand vermehrt, daß die Wellen über Nacht alle Böte entweder weggeführt oder zertrümmert hatten.

Die Natur des Selbsterhaltungstriebes lehrt aber den Menschen sein Leben so lange zu fristen, als es nur irgend möglich ist, und sie giebt ihm dazu Muth und erfinderischen Geist. Jeder der Schiffbrüchigen ergriff ein Stück Holz, ein Faß, eine Kiste, oder was er sonst erhaschen konnte und warf sich damit in das Meer, in der kühnen Hoffnung, von der Brandung an den Strand geworfen zu werden. — Und in der That wurden sie sämmtlich an's Land getrieben, aber in sehr verschiedenem Zustande; ein Bild der entsetzlichsten Hülfslosigkeit für Diejenigen, welche fähig geblieben waren, zu sehen und zu denken; viele der Unglücklichen waren todt, andere sterbend, wieder andere ganz zerfleischt und gequetscht, einige Todte hielten ihre Glieder noch in starrer Festigkeit um das Holz geklammert, das sie an das Land geschwemmt hatte.

Portenger hatte das Glück, unverfehrt an den Strand geworfen zu werden, er verdankte diesen Zufall einem großen Hünerkorbe, den er in der Noth erfaßt und mit dem er sich ohne weitere Ueberlegung den Wellen anvertrauet hatte. — Von seinen zwanzig Kameraden, die mit ihm das Regiment verlassen hatten, waren sechs bei diesem Rettungsversuche um das Leben gekommen, unter diesen auch sein Corporal. Der Schiffscapitain, nebst drei seiner Lieutenants waren nicht weniger glücklich gewesen und hatten das Land erreicht, während ein Lieutenant vom 80. englischen Regimente als Leiche an den Strand geworfen wurde. Die Ueberlebenden beerdigten ihn und die übrigen Todten, so gut es geschehen konnte.

Durch dieses Landen auf festem Boden war aber die Lage der Lebenden wenig gebessert; nachdem sie die erste Freude über die Rettung vom Tode durch Dankgebete, auf ihren Knien liegend, ausgedrückt hatten, trat die Frage der nächsten Zukunft drohend vor ihrer Seele auf, zumal sie durch einen Vorfall tief erschüttert wurden. Als sie nämlich im Dankgebete ihre Gefühle emporsandten, ergriff derjenige von den drei Lieutenants, welcher in der Nacht die Wache auf dem Schiffe gehabt und durch seine Unachtsamkeit das Unglück herbeigeführt hatte, eins von den Rumfäschen, die von den Wellen in größerer Anzahl an den Strand geworfen waren, setzte es an den Mund und trank so lange daraus, bis er betrunken wurde und das Fäschen sinken lassen mußte — dann taumelte er die Klippe hinauf und stürzte sich in das Meer, sein wahrscheinlich gemeines Leben durch einen Selbstmord endend.

Das Land, wo sich die Geretteten befanden, erschien, so weit sie es erblicken konnten, öde, wild und unfruchtbar; als der Tag weiter vorrückte, sahen sie in der Ferne einen Eingeborenen, anscheinend ganz nackt, mit einem langen, lanzenähnlichen Stabe in der Hand und einem Sacke auf den Schultern. Sowie er die Schiffbrüchigen gewahr wurde, entfernte er sich im vollen Laufe,

kam aber bald mit einer großen Anzahl seiner Landsleute zurück, die im Lauffchritte auf die Hülfslosen zustürzten und sämmtlich mit Luntensinten, oder Bogen und Pfeilen und mit großen, säbelartig gebogenen Messern an der Seite, nebst einer Lanze bewaffnet waren.

Der Anblick dieser wilden Rotte, ihre abschreckenden Gestalten und die barbarische Lust der Grausamkeit, die aus ihren Mienen leuchtete, ließen die Schiffbrüchigen das furchtbarste Schicksal voraussehen. — Kaum hatten die Barbaren die auf den Tod gefaßten Hülfslosen erreicht, so umringten sie dieselben, griffen nach ihren Kleidern und zogen sie sämmtlich nackt aus. An Widerstand war nicht zu denken, denn sie waren waffenlos, abgemattet und zu gering an Zahl gegen die Uebermacht der plündernden Barbaren. Der Schiffscapitain wollte sich zwar vertheidigen und seine Kleider nicht gutwillig hergeben, aber einer der Wilden versetzte ihm mit der Lanze einen Schlag auf den Kopf, daß er besinnungslos zu Boden stürzte, und sie würden ihn ermordet haben, hätten die übrigen Schiffbrüchigen sich nicht selbst beeilt, ihn zu entkleiden und ihnen seine wenigen Kleidungsstücke hinzuwerfen. — Einige unglückliche Neger, welche sich ebenfalls gerettet und auf dem Schiffe als Diener der Officiere fungirt hatten, trugen, ihrer Sitte gemäß, silberne Armbänder an den Armen; gelockt vom Glanze dieses Metalles stürzten die Barbaren auf sie zu, gaben sich aber weder Zeit noch Mühe, die Armbänder zu lösen, sondern hieben mit ihren großen Messern den Unglücklichen die Arme ab und nahmen sie, nebst den daran befindlichen Spangen mit, indem sie die Schlachtopfer liegen ließen und sich nicht weiter um sie bekümmerten, während die ächzenden Verstümmelten langsam verbluteten und ihnen leider von ihren Gefährten keine Hülfe und Linderung dargeboten werden konnte. — Die Lascar's (Hindu = Matrosen), welche sich unter den Schiffbrüchigen befanden, wurden von den Wilden etwas schonender behandelt, weil ihre Farbe derjenigen der

Barbaren ähnlich war, sie ließen ihnen ihre Kleider, die freilich armselig genug waren, und begnügten sich damit, ihnen das wenige Geld zu rauben, sowie wenige Sachen, die einigen Werth zu haben schienen, auch gestatteten sie ihnen, sich der Lebensmittel zu bedienen, die das Meer an den Strand geworfen hatte, aber den Europäern versagten sie jedes derselben und litten nicht, daß dieselben ein Stück anrührten. Nachdem sie alle Fässer, welche Rum oder Wein enthielten, zerschlagen und den Inhalt in den Sand hatten laufen lassen, da sie selbst keinen Gebrauch davon zu machen wußten, sahen sie einige Matrosen, die vor Ankunft dieser Flotte so viel Rum getrunken hatten, daß sie bei den Fässern liegen geblieben waren, und hieben ihnen die Köpfe ab. Darauf zogen sie sich mit lautem Getöse einige Schritte zurück.

Hatten die Barbaren auch den Europäern das Leben gefristet, so war ihre Lage doch um nichts dadurch besser geworden; nackt, von den brennenden Sonnenstrahlen versengt, denen sie, ohne irgend Schatten zu finden, ausgesetzt waren, von Hunger und Durst gepeinigt, in einem Lande, wo sie sich keinem Mitleidigen verständlich machen, kein Ziel ihrer Wünsche und Bedürfnisse finden konnten, sehnten sie sich nach einem schnellen Tode ohne lange Marter und beneideten die in den Wellen Umgekommenen, die bereits das Schlimmste überwunden hatten. Ihre Besorgniß wurde um so größer und ihre Todesgewißheit um so höher gesteigert, da ein neuer Trupp Eingeborener sichtbar wurde, von denen sie keine Gnade erwarten konnten, indem sie nichts mehr besaßen, was die grausame Habsucht dieser Barbaren hätte befriedigen können.

Sowie der immer noch in der nächsten Nähe weilende erste Haufe Eingeborener die Ankunft einer neuen Truppe, die aus dem Innern des Landes herauskam, bemerkte, warfen sich diese sämtlich auf die Erde und streckten ihnen die Hände entgegen, woraus die Europäer schlossen, daß das Oberhaupt der Barbaren im Anzuge sei, was auch der Fall war. Nachdem dieselben den Heranz-

nahenden auf diese Weise ihre Ehrfurcht bezeugt hatten, erhoben sie sich und stellten sich in eine Reihe vor den Häuptling hin, ohne die Schiffbrüchigen aus den Augen zu lassen. — Nachdem der Häuptling einige Zeit mit ihnen gesprochen hatte, erhoben sie alle ihre Lanzen gegen die Schiffbrüchigen und schienen auf sie losstürzen zu wollen, um sie sämmtlich auf ein Mal umzubringen. Als sie diese Bewegung sahen, nahmen sie in der Angst die Flucht und eilten einem nahegelegenen Berge zu; die Eingeborenen setzten ihnen im Laufe nach, und diejenigen von den Europäern, welche das Unglück hatten, durch eine sie erreichende Lanze verwundet zu werden und den Voraneilenden nicht folgen konnten, wurden niedergehauen.

Zum Glück für die Anderen war es bereits Abend geworden, als dieser mörderische Angriff geschah und die Dunkelheit hatte plötzlich ihren Anfang genommen, noch ehe die Fliehenden den Berg erreicht hatten. Ermattet langten sie auf dessen Gipfel an; es waren nur noch neun Personen beisammen, der Schiffscapitain, zwei Schiffslieutenants, der Sergeant vom Regimente Meuron, Namens Saint Julien (ein Franzose von Geburt), vier andere Soldaten vom Detachement desselben Regimentes und Portenger. — Sie waren wahrscheinlich die einzigen noch Lebenden von der ganzen Schiffsmannschaft, die Lascar's (Hindu-Matrosen) ausgenommen, von deren Schicksal die Geflohenen nichts weiter wußten. Die neun Unglücksgefährten ruheten mehrere Stunden auf dem Gipfel des Berges aus, in fortwährender Angst, eingeholt und ermordet zu werden.

Nachdem sie etwas ausgeruhet hatten, beschloßen sie den Rest der Nacht zur Fortsetzung ihrer Flucht zu benutzen, da sie Grund zu fürchten hatten, daß die am Strande befindlichen Feinde sie bei Tagesanbruch auf der Spitze des Berges erblicken und verfolgen möchten. Sie gingen deshalb den Berg an der entgegengesetzten Seite hinunter; Portenger hatte auf dieser Flucht das Unglück

gehabt, sich einen langen Dorn in den Fuß zu treten, der von unten in den Fuß eingebracht und oben wieder herausgetreten war, aber die Angst hatte ihn bislang keinen Schmerz fühlen lassen.

Sie verfolgten nun ihren Weg, so gut es in der Dunkelheit gehen wollte, bis sie das Glück hatten, bei einer Pfütze anzukommen, die etwas Wasser enthielt; von Durst und Müdigkeit ganz entkräftet, warfen sie sich über das Wasser, um den Durst zu löschen und durch ein kühles Bad ihre gesunkenen Kräfte zu erfrischen; sie wuschen ihre wunden, brennenden Füße, die, wie sie jetzt erst fühlten, von scharfen Steinen zerrissen, von Dornen zerstoichen und blutend und geschwollen waren. Während sie sich ausruheten, die Füße von Dornen befreieten und beriethen, was aus ihnen nun werden sollte, hörten sie in der Ferne das Geschrei ihrer Verfolger, die sie wahrscheinlich aufsuchten. Nicht gesonnen, dieselben hier zu erwarten und sich noch einmal ihrer Wuth auszusetzen, liefen sie nach ihrem schützenden Berge zurück und verbargen sich auf seinem schützenden Gipfel gegen die ferneren Nachstellungen. —

Sobald der Tag anbrach, stiegen sie ihren Weg zum zweiten Male herunter und bemerkten zu ihrer großen Betrübniß, daß die kleine Zahl der Gefährten sich wieder um zwei vermindert hatte, die wahrscheinlich bei dem Rückzuge auf die Berge zurückgeblieben waren. Die Irrenden traten nun abermals ihren mühsamen Weg an; nach mehreren Stunden wurde die Wildniß, welche sie durchwanderten, ganz flach, verlor alle Spuren von Vegetation und wurde eine weite Wüste. — Gegen Mittag erreichten sie eine Quelle, deren Wasser ein wenig salzig war, ihnen aber herrlich schmeckte und ihren brennenden Durst stillte.

In der Umgebung dieser Quelle blieben die Irrenden zwei Tage, um auszuruhen; obgleich sie hier keine Speise fanden und vom Hunger heftig gequält wurden, so waren sie doch gegen den

Durst gestärkt, der in heißen Klimaten ärger als der Hunger peinigt. — Am dritten Morgen entschlossen sie sich, ihren mühseligen und ungewissen Weg durch die Wüste fortzusetzen, denn die Aussicht, zu verhungern, trieb ihre letzten Kräfte um so gewaltiger an, als sie bereits die Wirkung der langen Speiseentbehrung und des Mangels an Nahrung in einer so großen Hinfälligkeit fühlten, daß sie sich kaum noch weiter schleppen konnten und sie, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit das Glück gehabt hätten, Wasser anzutreffen, jedenfalls verschmachtet wären.

Endlich in großer Entfernung erblickten sie einen Berg vor sich, gegen den sie nunmehr ihre Schritte lenkten; es wurde aber Abend, ehe sie ihm so nahe kamen, daß sie seinen Fuß erreichten. In der Hoffnung, und von der Begierde angespornt, dort vielleicht etwas Nahrung für ihren entkräfteten Körper zu finden, wünschte Jeder zuerst am Berge anzulangen und eiferte den anderen Leidenschaftlich so lange voraus, als seine Kräfte es gestatteten. Fünf von ihnen kamen voraus, Portenger und der Sergeant St. Julien, die bereits an ihren Füßen heftig litten, mußten zurückbleiben und langsam den Vorangeeilten nachfolgen.

Als auch sie endlich den Berg erreicht hatten, bemerkten sie, daß er am Ufer des Meeres lag und sehr steil war; die beiden Gefährten ermunterten sich gegenseitig, als sie die steile Anhöhe vor sich erblickten, den Muth nicht sinken zu lassen und die letzten Kräfte anzuwenden, um den vorausgestiegenen Leidensbrüdern zu folgen; Portenger kletterte zuerst den Berg hinan und würde auch den Gipfel glücklich erreicht haben, wenn ihn nicht sein nachfolgender Kamerad, um sich das Steigen zu erleichtern, ergriffen hätte, wodurch ersterer das Gleichgewicht verlor und im Stürzen den Gefährten mit hinabrief, so daß Beide in das tief unter den Klippen brausende Meer stürzten, dessen Wellen sie hin und her, gegen die Felsen warfen und sie bald des elenden und kraftlosen Daseins beraubt haben würden, wenn es ihnen nicht nach mühseligem Ringen

und erschöpfenden Anstrengungen gelungen wäre, einen Felsenvorsprung zu erklimmen, der sie gegen die Gewalt der Wellen zu schützen vermochte.

In einem entsetzlichen Zustande, die Vorsehung um Erbarmen und Befreiung von ihren Leiden durch einen raschen Tod ansehend, dann wieder von der muthlosen Ohnmacht der Verzweiflung ergriffen und mit dem Gedanken kämpfend, sich selbst den Tod zu geben und in die Wogen nieder zu sinken, mußten die beiden Unglücklichen hier auf der Felsenklippe, weil das Meer sehr stürmisch war, drei volle Tage und vier lange Nächte zubringen — dann sollten sie ferneren Leiden entgegen gehen. Immer ohne Nahrung, um den nagenden Hunger zu stillen und, trotzdem sie im Meerwasser saßen, vom furchtbarsten Durste gemartert, versuchten sie es endlich, von diesem bittersalzigen Meerwasser zu genießen, um wenigstens damit den brennenden Schlund anzufeuchten. Die menschliche Natur kann oft viel vertragen, trotzdem alle Entbehrungen und psychische wie physische Qualen auf sie einströmen. —

Endlich am vierten Morgen beruhigte sich das Meer und erlaubte ihnen den schützenden, von Wellen bespülten Felsen zu verlassen und den Versuch zu wagen, den Strand zu gewinnen. Zum Glück war das Meer an dieser Stelle ziemlich leicht und so ruhig, daß es ihnen möglich wurde, den Fuß der vorragenden Bergklippen zu umgehen und das jenseitige Ufer zu gewinnen, wo sie zu ihrer größten Freude ein flaches Land antrafen, denn sie konnten kaum mehr den Körper auf den Füßen fortschleppen und viel weniger einen Berg übersteigen.

Sie setzten ihren Weg nunmehr langsam fort, beschäftigt mit dem Gefühle ihrer bevorstehenden gänzlichen Erschöpfung und dem Gedanken an das Schicksal der armen Gefährten, von denen sie sich nun auf ewig getrennt glaubten. Ungefähr gegen drei Uhr Nachmittags, als sie vor Mattigkeit umsinken wollten, denn sie hatten weder Nahrung noch Wasser gefunden, erblickten sie in der

Ferne Menschen. Zwischen der Furcht, daß es Wilde sein könnten, und der Hoffnung, vielleicht ihre verlorenen Gefährten wieder zu finden, gingen sie getrost darauf zu, da ihnen der Tod nun weniger schrecklich erschien, aber sie wurden auf das Angenehmste überrascht, als sie ihre verloren geglaubten Freunde erkannten, welche, als auch sie die beiden Verlorenen gewahrten, ihnen schon von Weitem zuriefen: „Kommt! kommt! wir haben Alles, wir haben Ueberfluß an Essen und Trinken!“

Diesem unerwarteten Freudenruf, der ihnen neue Kräfte gab, folgend, trieb sie die letzte Anstrengung den Gefährten zu, die sie bei ihrer Ankunft um eine mit Wasser gefüllte Grube sitzend fanden, die sie gegraben hatten, um Wasser zu suchen — es waren ihrer aber nur drei Personen, nämlich der Capitain und zwei Soldaten vom Regimente Meuron (die Füsiliere Beck und Boff). Auf ihre Frage, wo die beiden Lieutenants geblieben seien, welche fehlten, sagte man ihnen, daß diese schon seit zwei Tagen von ihnen abgekommen wären und sie in der Nacht verlassen hätten. Die beiden Ankömmlinge, Portenger und St. Julien, setzten sich nun zu den Gefährten und erquickten sich mit den Borräthen, die in einer Art dicker, saftiger Blätter bestanden, die von einer in dieser Gegend häufig wachsenden, kriechenden Pflanze gepflückt waren, deren Geschmack nicht unangenehm war; dazu bot ihnen die kleine, selbst gegrabene Sisterne ein trinkbares Wasser. Sie verschlangen diese Blätter mit Heißhunger und erquickten sich an dem, freilich etwas salzigen Wasser, das ihnen aber besser schmeckte, als zu anderen Zeiten der köstlichste Wein ihnen gemundet haben würde.

Da das Meer nicht ferne war — denn sie waren ihm immer in einiger Entfernung von der Küste gefolgt — so begaben sich Beck und Boff, die bereits ausgeruht und sich neu gestärkt hatten, an den Strand, um irgend etwas Genießbares aufzusuchen, und zur größten Freude der Uebrigen brachten sie mehrere See Krebsse,

nebst einigen Muscheln zurück, die sich von gewöhnlichen Austern sehr verschieden zeigten und ein Thier enthielten, das vier Füße und einen kragenähnlichen Kopf, aber in kleinerem Maßstabe, hatte.

Lebensmittel waren nun wohl vorhanden, aber kein Feuer, um sie zu bereiten. Man erinnerte sich, daß man durch Reibung zweier Stückchen trockenen Holzes Feuer entzünden könne, sie suchten zwei dazu geeignete Holzstückchen, spitzten das eine mit den Zähnen zu, und drückten es auf das andere und drehten es bohrend so lange herum, bis wirklich beide Stöcke Feuer fingen. An trockenem Strauchwerk fehlte es nicht, bald hatten sie ein gutes Feuer angefaßt, an dem sie ihren Fang brieten und dann mit den saftigen Blättern, die ihnen als Salat dienten, vergnügt aufzehrten. Nach dieser erquickenden Mahlzeit wuschen sie fleißig ihre wunden Füße, um dieselben wieder herzustellen, und nachdem sie drei Tage hier zugebracht und ihre Kräfte wieder ersetzt hatten, brachen sie am Morgen des vierten Tages wieder auf, um einen Ausgang aus dieser Wüste zu suchen. —

Sie gingen den ganzen Tag, ohne einen Tropfen Wasser oder etwas Genießbares anzutreffen; erst am späten Abend, bei schon einbrechender Nacht, langten sie bei einem trockenen Graben an, der durch Felsen lief; bei dem spärlichen Lichte des Mondes erblickten sie am Boden des Grabens weiße Kiesel, die sie zu der Hoffnung anregten, Wasser zu finden, da ihnen solche Kiesel früher schon als Wahrzeichen von der Gegenwart des Wassers gedient hatten. Sie wurden auch dieses Mal in dieser Hoffnung nicht getäuscht, denn bald fanden sie ein mit Steinen ausgeplastertes Loch, welches mit Wasser gefüllt war, das zwar, wie überall in dieser Wüste, etwas salzig schmeckte, aber doch ihren brennenden Durst zu stillen vermochte. —

Um diesen Brunnen herum lagen zerstreuet die Hörner, Füße und Häute von Ziegen, die aber bereits ganz verfault waren und den Hungernden zu nichts mehr dienen konnten; doch wurden sie

ihnen einen Zeichen, daß Menschen in der Nähe wohnen mußten. Sie fanden es daher nicht der Vorsicht angemessen, lange hier zu verweilen, da sie wieder unter Barbarenhände hätten fallen können. Sobald der Tag angebrochen war, setzten sie ihren Weg in diesem trockenen Graben fort, um zu sehen, wohin er sie führen würde — er hörte aber bald auf und als sie einige Stunden gegangen waren, setzte sich der Capitain langsam auf den Boden nieder und erklärte, daß er nicht weiter gehen könne und hier seinen Tod erwarten wolle, indem er zugleich seine Gefährten bat, ohne ihn ihren Weg fortzusetzen.

Diese aber wollten ihn nicht verlassen, versicherten ihm, daß sie da bleiben würden, wo er bliebe und ermunterten ihn durch Ueberredung und Treue im Unglück, noch einmal seine Kräfte aufzuraffen, die Seele mit Muth zu stärken und die Gefährten ferner zu begleiten. Zwei von ihnen saßen ihn unter die Arme, um ihn zu unterstützen und ihm das Gehen zu erleichtern, aber dies dauerte nicht lange, er war in seinem innersten Leben gebrochen, er mußte unaufhörlich weinen, beklagte sein furchtbares Schicksal, rief seine Familie an und bat seine Führer, ihn sterben zu lassen. Bald konnte er nicht mehr gehen, legte sich auf den Rücken und die Uebrigen setzten sich neben ihn. Er bat sie nochmals auf das Rührendste, ihn zu verlassen, denn er sei überzeugt, daß Wilde sich in der Nähe befinden würden und es nicht billig sei, seinetwegen ihr eigenes Leben zu gefährden oder gar zu verlieren, da das seinige doch nicht mehr zu retten sei, er bat sie aber auch, daß wenn Einer von ihnen das Glück haben sollte, wieder unter Christen zu gelangen, seinen Tod bekannt zu machen und besonders seinen Bruder, den Obristen Baer in Madras, wissen zu lassen, wie und wo er sein Leben geendet habe. —

Seine Leidensgefährten versprachen ihm Alles, doch würden sie ihn dennoch so bald nicht verlassen haben, wenn sie nicht das Geschrei von Wilden gehört und gleich darauf einige dreißig der-

selben erblickt hätten, welche auf sie zugelaufen kamen. Da mußten die Unglücklichen an ihre eigene Rettung denken, selbst der schwache Capitain erhob sich noch einmal, raffte seine letzten Kräfte zusammen und lief mit den Uebrigen davon, blieb aber bald zurück, während die Anderen liefen, was sie vermochten, um sich zu entfernen, ehe die Wilden ihrer ansichtig werden konnten; sie hörten aber bald, daß der Lärm derselben sich nach der Gegend zog, wo der unglückliche Capitain geblieben war und man sie nicht weiter verfolgte.

So überließen die Fliehenden den Capitain seinem Schicksale und setzten ihren Weg ohne ihn fort. Acht Tage lang wanderten sie, ohne Raft und bestimmtes Ziel in der Hoffnung, endlich einmal die Grenze dieser wüsten Gegend zu erreichen und ohne etwas Anderes zu ihrem Unterhalte zu finden, als dann und wann etwas salziges Wasser und einige wilde Pflanzen, womit sie sich kümmerlich und nothdürftig das Leben fristeten. Sie fanden zwar eine wilde Frucht, welche den Kirschen ähnlich sah, aber einen sehr unangenehmen Geschmack hatte und die sie für giftig hielten, als sie nach dem ersten Genuße Zahnschmerzen davon bekamen; — der Hunger trieb sie aber zu fernerm Genuße an, und als die Schmerzen jedesmal bald wieder vergingen, so genossen sie die Frucht trotz ihres widerlichen Geschmackes, sobald sie dieselbe wieder auffanden, was aber sehr selten der Fall war.

Bis jetzt waren die letzten Vier noch beisammen geblieben, nun aber trat auch in dieser kleinen Zahl der Leidensgefährten eine neue, schmerzliche Trennung ein. St. Julien und Portenger wurden so schwach, daß sie kaum noch gehen konnten, die beiden anderen, Beck und Bosß, die nicht so entkräftet waren, wurden über das langsame Gehen und Zurückbleiben der Ersteren ungeduldig und erklärten, daß sie ihretwegen ihr eigenes Leben nicht opfern wollten, da der Trieb der Selbsterhaltung ihnen jetzt das Wichtigste sei; sie beschloßen daher, da sie noch die Kräfte dazu besaßen,

ihren eigenen Weg fortzusetzen, und wenn sie eine bessere Gegend oder Lebensmittel fänden, sie die Zurückbleibenden daselbst erwarten wollten. Mit dem verzweiflungsvollen Rufe: „Lebt wohl oder kommt bald nach!“ — zogen sie rascheren Schrittes davon.

St. Julien und Portenger saßen eben bei einer kleinen Quelle salzigen Wassers, als die beiden Gefährten sie verließen; sie blieben hier eine ganze Woche zurück, um ihre Kräfte etwas wieder zu sammeln, ernährten sich mit den fetten Blättern und den See-Krebsen, welche sie am Meeresufer fingen, da sie aber zu entkräftet waren, um auf ihre gewöhnliche Weise Feuer mit trockenen Hölzern anzureiben, so mußten sie die Krebse roh verzehren, was der Hunger sie bald lehrte.

Am achten Tage, nachdem sie hier so allein, nach der Entfernung ihrer Gefährten gerastet hatten, und sie sich ein wenig erholt fühlten, setzten auch sie den Weg fort; in sehr kleinen Tagereisen, bei welchen sie kaum 3 bis 4 Stunden eines kräftigen, gesunden Fußgängers zu machen vermochten und die sie deshalb wenig weiter brachten, marschirten sie sechs Tage lang, als sie plötzlich im Sande die Fußstapfen zweier Menschen erblickten, die nach einem vor ihnen liegenden Berge hinauf führten; in der Ueberzeugung, daß dieses die Spuren ihrer vorausgeeilten beiden Gefährten sein mußten, beschlossen sie dieser Spur zu folgen, welche sie aber sehr bald wieder verloren, da der Sand aufhörte und der Boden steinig wurde. Sie setzten aber dennoch ihren Weg nach dem Berge fort, der etwa noch eine halbe Stunde von ihnen entfernt erschien und erreichten ihn endlich mit großer Anstrengung. Zum Glück war er nicht steil.

Etwa in der Mitte seines Abhanges sahen sie eine große, überhängende Klippe, die eine Art Höhle bildete; um unter dem Schatten derselben und unter der schützenden Wölbung auszuruhen, schleppten sie sich dorthin, sahen aber zu ihrem Entsetzen die Leichen ihrer beiden unglücklichen Gefährten Beck und Wolf neben

einander sitzend, mit den Rücken an die Felswand gekehrt, starr und steif; — sie mußten schon länger todt sein, denn sie waren durch das ausgestandene Glend und die Entkräftung, so wie die verwesende Wirkung der Sonnenhitze bereits so schrecklich entstellt, daß sie dieselben nur an ihrer Hautfarbe und an den rothen Haaren des Wolf für ihre unglücklichen Freunde wieder erkennen konnten.

Ungeachtet die beiden Lebenden sich selbst kaum bewegen und tragen konnten, beschloßen sie dennoch, die Gefährten zu beerdigen, so gut es gelingen wollte; es war unmöglich, ein Grab zu graben, sie sammelten also so viel Steine, als sie in der Umgebung finden konnten, legten die Todten neben einander auf den Rücken, beteten für sie und sich und bedeckten sie dann mit den Steinen. Gott bit- tend, ihnen ebenfalls bald solchen Tod zu geben, beschloßen sie, hier ihre eigene Auflösung zu erwarten. —

Aber der Tod wollte sie nicht erlösen und ihr Ende war nicht so nahe, als sie glaubten. Sie blieben mehrere Tage an diesem Orte ohne zu essen und zu trinken, da sie hofften, der Tod würde sie mittheilig von den Leiden befreien; aber diese stiegen immer höher und sie sollten erfahren, wie der menschliche Körper fähig ist, oft Unglaubliches zu ertragen. Ihr Durst wurde endlich so unwider- stehlich, daß sie ihn mit ihrem eigenen Urin zu löschen suchten. Endlich am fünften Tage wurden sie von Hunger und Durst zur Verzweiflung getrieben, noch einmal versuchten sie einen Ausweg in die Ferne, sie überstiegen, was sie klüglicher Weise hätten gleich im Anfange thun sollen, aber woran sie ihre geistige Beschränktheit hinderte, nunmehr vollends den Berg und stiegen am anderen Ab- hange hinunter, wo sie das Glück hatten, einen kleinen Fluß von süßem Wasser anzutreffen. Sie labten sich an diesem Wasser zum Höchsten, da es das erste süße Wasser war, das sie seit ihrem Schiffbruche wieder genossen hatten; sie vermochten sich von diesem Flüsschen nur schwer wieder zu trennen und erst am dritten Tage,

nachdem sie sich erfrischt und erholt, und mit einer Gattung Schilf, das längs des Flusses wuchs und große Wurzeln besaß, den quälenden Hunger gestillt hatten, setzten sie ihren Weg fort, frisch ermunthigt durch die Erfahrung, daß ihnen die Vorsehung von Zeit zu Zeit etwas in den Weg legte, was ihre dringendsten Lebensforderungen zu erfüllen im Stande war; sobald sie selbst nur nicht nachließen, danach zu suchen. Sie entschlossen sich zu neuem Muth, mit dem Vorsatze, sich nicht zu ihrem eigenen Schaden der Verzweiflung und Unthätigkeit wieder hinzugeben, wie sie neben den Leichen ihrer Gefährten auf dem Felsen gethan hatten, wo sie durch rasches Fortschreiten so viele qualvolle Stunden hätten ersparen können.

Nunmehr wandten sie alle ihre Kräfte wieder an, mittelst Holzreiben Feuer zu machen, es gelang ihnen, und nun suchten sie im Flusse nach Krebsen, die sie auch fanden, brieten dieselben nebst ihren Schilfwurzeln und bereiteten sich einmal wieder ein ihrer Zunge schmackhaftes Mahl. So lebten sie, am Ufer des Flusses fortziehend und immer von Weitem in der Nähe des Meeres bleibend, ziemlich gesund und fühlten bereits Kräfte und Muth zu einer weiteren, ungewissen Reise. — Sie verließen den Fluß und geriethen allmählig zwischen Felsen und Berghöhen, zwischen denen sie bereits vierzehn Tage fortgewandert waren, als sie von Weitem lebende Geschöpfe erblickten, welche ihnen große Angst verursachten, da sie in dem ersten Augenblicke nicht anders glaubten, als daß es Wilde wären; bald aber überzeugten sie sich, daß es nur Affen waren, aber von einer sehr großen Gattung. War ihre Furcht dadurch bereits gemäßiget, so faßten sie um so mehr Zutrauen, als sie bemerkten, daß die Affen sie ruhig ihren Weg fortsetzen ließen und es sogar fast so scheinen wollte, als ob jene Thiere ihnen Wegweiser abgeben möchten, denn wo sie von jetzt an Affen erblickten, da fanden sie jedesmal süßes Wasser, so daß sie in Zu-

kunft allemal auf sie zuginen, um eines frischen Trunkes gewiß zu sein.

Als sie aus dieser Bergkette herauskamen, fanden sie wieder flaches Land vor sich und in weiter Ferne einen hohen Berg am Ufer des Meeres. Sie gingen darauf zu, in der Hoffnung, zwischen dem Berge und dem Meere durchzukommen, erkannten aber bei ihrer Ankunft die Unmöglichkeit dieser Passage, da die Wellen sich am Fuße des Berges brachen. Bei weiterer Untersuchung entdeckten sie am Grunde der Klippe eine Höhle, die sie auf einige Zeit zur Wohnung benutzen wollten, um auszuruhen, um so mehr, da die bereits erwähnte kirschenähnliche Frucht hier in großer Menge wuchs. Als Portenger einmal die Höhle verließ, um Kirschen zu pflücken, und sich deshalb gegen die Gebüsche wandte, welche auf dem Felsen am Strande wuchsen, entdeckte er zu seinem Vergnügen und nicht geringerem Erstaunen auf einem Busche unmittelbar am Wasser einen großen, von der Sonne ganz ausgetrockneten Fisch. Er rief sogleich St. Julien herbei, um die Freude mit ihm zu theilen; derselbe bezeigte aber eine große Unruhe, weil er aus dem Munde schließen wollte, daß Menschen in der Nähe sein müßten, die sie in dieser Wildniß fürchteten, aber doch suchten. Sie bemächtigten sich indessen ihrer Beute und trugen sie in ihre Höhle, fanden diese Speise aber beim Genusse so gesalzen, daß sich ihr Durst auf das Unleidlichste steigerte und sie, da kein Trinkwasser in der Nähe zu finden war, gezwungen wurden, ihre kühle Höhle zu verlassen, um Wasser zu suchen. Jedoch nahmen sie ihren Fisch mit.

Sie umgingen den Fuß des Berges und fanden bald Ebenen, bald andere Berge, die mit einander zusammenhingen; hier fanden sie Wasser, hielten sich daran mehrere Tage auf, machten Feuer, genossen von den dicken Blättern, die sie immer noch überall fanden, und verzehrten dazu ihren Fisch, so lange er vorhielt.

Sie waren wiederum wohl vierzehn Tage gewandert, als sie

an einen großen Wald von stachelichten Bäumen, einer Art Mimose, gelangten, der ihnen den Weg versperrete; dennoch aber mußten sie hindurch. Kaum aber waren sie hineingetreten, als sie in der Ferne zwei große Löwen erblickten. Die Wanderer erstarrten vor Schreck; als sie sich etwas zu besinnen vermochten, krochen sie hinter einen dicken Baum, legten sich flach auf den Boden nieder, damit sie diese furchtbaren Thiere nicht entdecken möchten und ergaben sich dem Schicksale erwartungsvoll und mit schwerem Herzen. Da sie sich ganz ruhig verhielten, so entfernten sich die beiden Löwen aus ihrer Nähe, und seit ihrem Verschwinden sahen die Hülflosen zum Glück keine Löwen weiter auf ihrem Wege, obgleich sie mehrere Male ihre Fußstapfen bemerkten. —

Bisher waren sie auf ihrer Wanderung immer dem Meeresstrande so nahe als irgend möglich gefolgt, und sie blieben in dieser Richtung, da sie glaubten, hier weit gewisser Pflanzen zu finden, die sie als Nahrung verwenden konnten. Auch war es ihnen Bedürfniß, ihre von dem heißen Sande verbrannten Füße, sowie ihre von der Sonne versengten Körper von Zeit zu Zeit abzuwaschen und im Meereswasser abzukühlen; endlich hofften sie auch auf dem Meere ein Schiff zu erblicken, das sie von ihrem Elende hätte erlösen können.

Als sie aus dem Walde wieder herauskamen, in welchem sie mehrere Tage gewandert waren, fanden sie wieder ebenes Land vor sich, rechts eine Hügelkette, links das Meer und in sehr weiter Entfernung eine Reihe hoher Berge, die den Horizont abschlossen. Sie gingen gerade darauf zu, um einen Weg durch dieselben zu bahnen. — Als sie endlich am Fuße dieses Gebirges ankamen, wurden sie plötzlich durch den Anblick eines schwarzen Menschen überrascht, der, mit einem großen Messer in der Hand, sich ihnen näherte; er lief auf Portenger zu, welcher die Flucht ergriff, aber sehr bald, von Mattigkeit und Furcht überwältigt, zu Boden fiel. Als sein Gefährte St. Julien ihn stürzen sah, kam er ihm

zur Hülfe, indessen der Schwarze, welcher Portenger verfolgt hatte, war bei demselben stehen geblieben, ohne ihm etwas zu Leide zu thun. — Als St. Julien herantrat, redete der Schwarze ihn in einer unverständlichen, fremden Sprache an, er hatte aber so viel Klugheit, daß er ihnen durch Geberden die Frage verständlich machen konnte, ob sie Fremde und was sie wären? — St. Julien gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß sie unglückliche Schiffbrüchige seien, worauf der Neger theilnahmlos sich wieder entfernte.

Indessen hatte Portenger sich erholt, aber die Furcht der beiden Hülfslosen war mit der Entfernung des Negers nicht gehoben, da sie voraussehen mußten, daß mehrere dieser Schwarzen in der Nähe wären und ihnen bald begegnen würden, obgleich der Neger einer ganz anderen Race angehörte, als die Barbaren, welche sie gleich nach dem Schiffbruche so grausam behandelt hatten. —

Die beiden Wanderer verließen deshalb diese gefährliche Gegend, sobald es ihnen möglich wurde und ihre Kräfte es ihnen erlaubten, dennoch dauerte es acht Tage, ehe sie die Bergkette durchschritten und bald durch Thäler, bald durch Klüfte ihren beschwerlichen und ungewissen Weg gefunden hatten. Zum Glücke trafen sie unterwegs von Zeit zu Zeit etwas röthliches Wasser in Felsenhöhlen und brunnenartigen Löchern an, und die schon erwähnten fetten Pflanzenblätter, die überall wuchsen, dienten ihnen zur nothdürftigsten Ernährung. —

Am Ausgange des Gebirges fanden sie wieder einen Wald, und zwar von den nämlichen dornigen Bäumen, wie sie schon früher kennen gelernt hatten. Sie gebrauchten fünf volle Tage, um ihn zu durchwandern, aber als sie endlich aus dem Walde heraus traten, sahen sie einen großen Fluß vor sich, der wohl anderthalb Viertelstunde breit sein mochte, und zu ihrer größten Freude am jenseitigen Ufer große Bäume, die mit großen, grünen Blättern bedeckt waren, ein Anblick, der ihnen um so angenehmer war, als sie

bisher in den beiden Wäldern nur stachelichte Gewächse ohne Blätter und Früchte gesehen hatten und sie jetzt hoffen durften, an Pflanzen zu gerathen, welche genießbare Früchte trügen. Den Ueberrest des fünften Tages und die darauf folgende Nacht brachten sie am diesseitigen Ufer mit Berathschlagungen zu, wie sie über den Fluß kommen sollten. —

Am nächsten Morgen wagten sie den Versuch, den Fluß zu durchwaten und es gelang, denn obgleich ihnen das Wasser oft bis an die Schulter reichte, so war der Strom doch nicht reißend und sie kamen ohne Unfall am anderen Ufer unter den grünen Bäumen an. Ihre Hoffnung, an denselben Früchte zu finden, wurde aber getäuscht, denn jene Bäume trugen nur große, schattige Blätter. Der Wald, den diese Bäume bildeten, war beinahe eine ganze Stunde breit, aber als sie ihn durchschritten hatten, befanden sie sich zu ihrer größten Ueberraschung vor einem Dorfe, das der Wald beschattete. Erfreuet, wieder bei wohnlichen Menschen zu sein, traten sie an die nächste Hütte, wo sie einen alten Mann antrafen, den sie durch Geberdensprache um einen Trunk Wasser baten, aber er antwortete ihnen auf dieselbe Weise, daß er kein Wasser habe. Sie gingen nun weiter in das Innere des Dorfes, wo sie einer Truppe Kinder begegneten, die beim Anblicke der beiden fremden Männer mit großem Geschrei davon liefen; die Wanderer ließen sich dadurch nicht abschrecken, ihren Weg weiter fortzusetzen.

Bald gelangten sie an eine Anzahl Einwohner dieses Dorfes, die im Kreise auf der Erde saßen; Jeder hatte eine, einem Rosenkranz ähnliche Perlschnur in der Hand und schienen zu beten; die beiden Gefährten traten zu ihnen, warfen sich auf ihre Kniee, um den Versammelten zu zeigen, daß sie an deren Gebete Antheil nehmen wollten, jene aber gaben ihnen zu verstehen, daß sie aufstehen und sich zu ihnen setzen sollten, was sie auch sogleich thaten. — Bald darauf brachte man Jedem von ihnen ein großes Stück „Lammor“, eine Art Brot, aber sie konnten nicht errathen, woraus

es bereitet war — zugleich wurde ihnen ein hölzernes Gefäß voll Wasser gereicht. Mit großer Dankbarkeit empfangen sie diese Wohlthat, die erste, welche Menschenhände auf dieser entseßlichen Reise ihnen geleistet hatten, und sie verzehrten Brot und Wasser mit großem Appetite.

Nachdem sie dieses ungewöhnliche Mahl beendet hatten, gaben ihnen die Einwohner zu verstehen, daß sie das Dorf verlassen sollten; sie gehorchten freudig, hatten sie ja doch nun die Aussicht, in Gegenden gekommen zu sein, wo Menschen wohnten, die Mitleid fühlten und die sie nicht mehr als blutgierige und habgierige Feinde zu fürchten brauchten. Zu ihrem nächsten Aufenthalte wählten Portenger und St. Julien nunmehr einen vom Dorfe nicht weit entfernten, hohen Baum, der sehr dicht belaubt war; hier zündeten sie Feuer an, gingen zum nahen Flusse zurück, holten sich eine Anzahl Krebse, die hier zahlreich vorhanden waren, und die sie dann zu ihrer Abendmahlzeit brien. Die Dorfbewohner hatten ihnen noch vor der Trennung einen ledernen Schlauch geschenkt, damit sie sich das Trinkwasser darin holen könnten, was aber sehr mühsam war, da es von einem sehr weit entfernt liegenden, jenseit des Flusses befindlichen Brunnen geholt werden mußte, denn der vermeintliche Fluß war, wie sie nun gewahr wurden, ein in das Land einschneidender Arm des Meeres, bei dessen Durchgange man Ebbe und Fluth zu beachten hatte. Sie waren deshalb genöthigt, schon mit Tagesanbruch sich auf den Weg zu machen, den Meeresarm zu durchwaten und, bei der Rückkehr vom entfernten Brunnen, den Abend abzuwarten, um wieder während der Ebbe durch das Wasser gehen zu können, so daß ihnen der Wasserweg und das nöthige Trinkwasser immer einen ganzen Tag, von Morgen bis Abend, kostete. Das Wasser dieses Brunnens war zwar ziemlich gut, besaß aber die sonderbare Eigenschaft, daß es des Nachts salzig wurde und am anderen Tage nicht mehr genießbar war. Aus diesem Grunde mußten sie jeden Tag frisches

Wasser holen. Beide löseten sich in dieser mühseligen Beschäftigung ab, indem der Eine das Wasser holte und der Andere während der Zeit die „häuslichen“ Geschäfte besorgte, nämlich Krebsse im Meeresarme fing für die gemeinschaftliche Abendmahlzeit und, wenn die Dorfbewohner gerade ihre Mahlzeiten hielten, bei ihnen Betteln ging, was jedesmal Etwas für die Wirthschaft der beiden Gefährten einbrachte, indem man ihm gewöhnlich einige Stücke Lammor schenkte und ihm erlaubte, die Fischköpfe, welche sie wegwurfen, zu sammeln, die für die beiden Fremdlinge Leckerbissen waren, die sie mit ihren Krebsen brieten. —

Um das Betteln mit besserem Erfolge zu betreiben, hatten sie ein kurzes muhamedanisches Gebet in der Sprache der Einwohner erlernt, das ihnen auf dem Wasserwege ein ebenfalls oft zum Brunnen gehender Knabe vorgesprochen hatte und das sie schnell nachsprechen lernten, um sich desselben bei ihrem Almosen-Einsammeln zu bedienen, damit die Einwohner glauben sollten, daß auch sie Muhamedaner wären, wie jene. Das hatte seine Wirkung, sie wohnten, dadurch kühner gemacht, nun auch ihren Gottesdiensten bei und glaubten in ihrer verzweiflungsvollen Lage sich dieser List schon bedienen zu dürfen.

Auf diese Weise hielten sich Beide ungefähr drei Wochen in diesem Dorfe auf, mußten aber nun doch ihren Wanderstab wieder ergreifen, da die Einwohner ihrer überdrüssig wurden und sie nicht länger in ihrer Nähe dulden wollten. — Da die Gegend hier vom Meere vielfach und tief eingeschnitten war, eine Menge Halbinseln bildete und die beiden Wanderer sehr viele kleine Meerbusen passiren und ebenso durchwaten mußten, wie die erstere, welche sie damals für einen Fluß gehalten hatten, so konnten sie nur sehr langsam weiter kommen. Nach einigen Tagen, in denen sie mehrere dieser Halbinseln durchschritten hatten, fanden sie wieder ein Dorf; bei ihrem Eintritte wurden sie von den Einwohnern umringt, die beiden Fremdlinge fielen auf die Kniee und beteten laut

ihr erlerntes muhamedanisches Gebet, welches lautete: „Leyle he leza pua Hamomet Thzar vesu ralah“ — d. h. Gott ist groß, euer Gott ist unser Gott! —

Auf diese Anrede schenkten ihnen die Einwohner etwas Lamm und Wasser. — Während sie das ihnen ertheilte Almosen verzehrten, sahen sie zu ihrem größten Erstaunen einen Mann aus einer nahegelegenen Hütte treten, den sie bei seiner Annäherung, obgleich er ganz so wie die Eingeborenen gekleidet war, sofort als den ersten Schiffslieutenant, Namens Kungly wieder erkannten, der mit ihnen Schiffbruch gelitten und sich früher mit dem anderen Lieutenant in einer Nacht von den Uebrigen getrennt hatte. Auch er erkannte die beiden Fremdlinge wieder, unterdrückte aber seine Ueberraschung und gab ihnen ein Zeichen, daß sie ihn nicht kennen und nicht anreden sollten. Sie wagten es deshalb nicht, sich ihm zu nähern, blieben in der Entfernung stehen und verzehrten ihr Brot. Nach einiger Zeit trat der Schiffslieutenant an sie heran, nahm sie bei Seite und verbot ihnen, den Eingeborenen zu entdecken, daß er ein Christ sei, sie sollten sich nicht merken lassen, daß sie sich früher jemals gesehen hätten, er sei bis hierher auf seiner Irrfahrt gelangt, habe sich für einen muhamedanischen Kaufmann ausgegeben, der durch Schiffbruch Alles verloren hätte, er führe gegenwärtig den Namen Mahomet Rakubeh, und so sollten sie ihn nennen, wenn sie ihm in Gegenwart der Einwohner etwas zu sagen hätten, doch ihn niemals ohne Noth anreden. — Auch versicherte er ihnen, daß sie Nichts zu befürchten hätten, daß man ihnen Nahrung geben würde und sie bei ihm bleiben sollten, bis er Gelegenheit finden werde, diesen Ort zu verlassen, wo er sie dann mitnehmen wolle. —

Die höchst erstaunten Leidensgefährten fragten ihn, wie er hierher gekommen sei? — Er erzählte ihnen, daß er den Abend, wo die Anderen den Berg überstiegen hätten (bei welcher Gelegen-

heit die Fliehenden in das Meer fielen), zurückgeblieben sei und einen anderen Weg eingeschlagen habe; nach langem Umherirren sei er endlich in diesem Dorfe angelangt, wo er einen Lindal ihres Schiffes (d. h. einen Unterofficier der Lascar's oder indischen Matrosen) angetroffen habe, der ein Muselmann und in Bengalen geboren, aber der arabischen Sprache so mächtig sei, daß er sich geläufig darin ausdrücken könne; derselbe befände sich noch hier anwesend und mit Hülfe dieses Mannes sei es ihm leicht geworden, sich für einen Muselmann auszugeben. — Beide lebten deshalb im besten Einverständnisse mit den Einwohnern des Dorfes.

Für die beiden Fremdlinge Portenger und St. Julien wollten indessen die Einwohner nichts thun, da sie Christen waren; sie wurden von jetzt an als Sklaven behandelt und mußten die härtesten Arbeiten thun. Man gab einem Jeden einen großen lebernen Schlauch, worin sie für die Einwohner Wasser holen mußten; sie begaben sich damit bei Tagesanbruch auf den Weg und kehrten um Mittag schwer beladen zurück; nun gab man ihnen ein kärgliches Essen, das nach ihren eigenen Gebräuchen für einen Jeden aus einem Pfunde Tammor hätte bestehen sollen, wogegen sie sich aber mit dem Wenigen begnügen mußten, was man ihnen spärlich zugemessen zu geben beliebte. Nur zuweilen erhielten sie zu ihrem Brote etwas Fisch.

Außer dem täglichen Wasserholen mußten sie das Dorf und die umliegende Gegend durchsuchen, um die Kerne der Frucht, woraus der Tammor bereitet wurde (wahrscheinlich waren es Datteln) zusammen zu lesen, da dieselben klein gestoßen und den Ziegen zur Nahrung gegeben wurden, deren es in dieser Gegend sehr viele giebt. Sammelten die nunmehr als Sklaven des Dorfes behandelten Fremdlinge viele Kerne, so war man mit ihnen zufrieden, wo nicht, so wurden sie von dem Scheik des Dorfes, dessen Ge-

meingut sie waren, tüchtig ausgescholten und auch wohl geschlagen. Nach solcher mühevollen Arbeit mußten sie dann noch in das Gehölz gehen, um Dornen nebst Gesträuch zum Brennen zu sammeln.

Man hatte ihnen angeboten, ihre Lage verbessern zu wollen, wenn sie sich willig fänden, sich beschneiden zu lassen und Muhamedaner zu werden, aber sie hatten sich dessen entschieden geweigert. Nachdem man dieses Ansinnen mehrere Male wiederholt hatte, erklärten ihnen die Einwohner, daß, wenn sie sich länger weigerten, ihren Glauben abzuschwören, sie ihnen fernerhin keine Nahrung mehr geben und sie Tag und Nacht arbeiten lassen wollten. Aber auch diese Drohungen hatten auf Beide keinen bestimmenden Einfluß, sie ließen sich dadurch von ihrer ferneren Weigerung nicht abschrecken. —

Einige Zeit darauf kam der Lieutenant in's Geheim zu ihnen und benachrichtigte sie, daß die Einwohner des Dorfes sich in diesem Augenblicke über Beide berathschlagten, und eben beschloßen hätten, sie zu zwingen, sich der Beschneidung zu unterwerfen, oder im Falle der Widersetzung sie niederzuhauen. Auf diese Nachricht beschloßen sie auf der Stelle die Flucht zu ergreifen, wozu auch der Lieutenant Kungly selbst rieth, indem er ihnen bedeutete, daß sich einige Tagereisen von hier ein anderes Dorf befinde, wohin sie sich begeben möchten und wo sie vielleicht besser empfangen und behandelt werden würden. Sie befolgten seinen Rath und befanden sich wohl dabei, denn als sie nach sechs Tagen das angebeutete Dorf wirklich gefunden und erreicht hatten, empfingen die Einwohner sie freundlich, hießen sie niedersetzen und brachten ihnen zu essen und zu trinken; einige von ihnen entfernten sich und kehrten bald darauf mit einem Manne zurück, den Beide sogleich als einen ihrer Unglücksgefährten erkannten; es war der Irländer Jacob Dunbar, von dem gescheiterten Schiffe und ein bengalischer Ar-

tillerrist. Als er seine Schiffskameraden erblickte, bezeugte er große Freude des Wiedersehens, er schüttelte ihnen die Hände und sagte: „Ich bin ein Muselmann geworden, lieben Kameraden, habe mich beschneiden und das Haupthaar abschneiden lassen, thut dasselbe und Ihr werdet Euch wohl dabei befinden, da wir in einem Lande leben, aus dem erlöset zu werden, wir niemals eine Hoffnung hegen können!“ — Er beschwor sie dringend, auf der Stelle seinem Beispiele der Klugheit zu folgen und wandte seine ganze Beredsamkeit an, ihre Einwilligung zu erlangen.

Mit innerem Widerstreben mußten sie ihn geduldig anhören und durften sich nicht merken lassen, daß sie sich niemals seinem Rathe fügen würden; sie mußten nur froh sein, durch seine Verwendung Speise und Trank zu erhalten. Er erzählte ihnen, daß zwei Kameraden von demselben verunglückten Schiffe früher auch hier angekommen wären, sich auch nicht hätten bekehren lassen wollen und den gefährvollen Weg fortgesetzt hätten, obgleich man ihnen vorausgesagt habe, daß sie ihr Leben verlieren würden, da sie auf der Weiterreise zehn Tage lang keinen Tropfen Wasser zu finden vermöchten; sie waren aber bei ihrem Entschlusse geblieben, und einige Zeit nachher habe man sie vier Tagereisen von hier todt gefunden. Er erzählte ihnen ferner, daß bald nach seiner eigenen Ankunft und Befehung der Scheik, dem diese Gegend gehöre, ihn mit einem wohlbesetzten Boote zu dem Brack des gescheiterten Schiffes gesandt habe, wo er denn auch gewesen wäre und eine große Anzahl todtler Europäer gefunden, dieselben begraben und darauf fast Alles, was noch vom Schiffe übrig geblieben sei, hier nach dem Dorfe gebracht habe. —

Nachdem die beiden Irrfahrer sich etwa eine Woche hier aufgehalten hatten, während der man sie oft zur Beschneidung drängte, verbot bei ihrer Weigerung der Scheik auf das Strengste, ihnen ferner Nahrung, selbst nicht einen Tropfen Wasser zu geben und

ließ ihnen drohen, daß er sie niederschließen lassen würde, wenn sie sich nicht auf der Stelle entfernten.

In Folge dieser Ereignisse sahen sie sich genöthigt, nach ihrem letzten Aufenthaltsorte zurückzukehren, obgleich sie nicht wußten, wie es ihnen dort ergehen werde. Als sie nach sechs Tagen wieder dort ankamen, vernahmen sie, daß der Lieutenant Kungly und der Lindal die Küste verlassen und sich auf einem englischen Schiffe eingeschifft hätten, das gleichfalls, wie das gescheiterte, bestimmt war, der englischen Armee in Egypten Proviant zuzuführen; die Einwohner erklärten zugleich, daß sie den Lieutenant nicht so leicht hätten gehen lassen, wenn sie gewußt hätten, daß er sie betrogen habe und kein Muselman sei, zumal er mit ihnen gegessen und getrunken und ihre Religion dadurch entehrt und beschimpft habe — sie würden es auch jetzt noch nicht erfahren haben, wenn er es nicht selbst im Uebermuthen entdeckt hätte. — Das Boot des Dorfes nämlich, das ihn und den Lindal an Bord gebracht hatte, war noch an der Seite des Schiffes angelegt gewesen, der Muselman, der das Boot geführt hatte, war noch auf dem Verdecke des englischen Fahrzeuges gewesen und hier, auf die ihm für die Ueberfahrt versprochene Belohnung wartend, Zeuge der größten Verhöhnung geworden, die der undankbare Lieutenant den gastfreien Dorfbewohnern hatte zu Theil werden lassen. Sowie nämlich Kungly in seiner Vermummung als Muselman auf dem englischen Schiffe angekommen war, hatte man ihm sogleich andere, europäische Kleider gereicht, er aber hatte seine von den Dorfbewohnern erhaltene muselmännische Bekleidung, aus einem Turban und einem, um den Körper geschlagenen Felle bestehend, verächtlich in das Meer geworfen, und, mit dieser Verhöhnung noch nicht zufrieden, einen geräucherten Schinken ergriffen, dem Araber davon angeboten und in seiner Gegenwart ein Stück davon verzehrt, um ihm desto besser begreiflich zu machen, daß er wirklich ein Christ

und kein Muhamedaner sei. Hierauf hatte der Araber das Schiff sogleich verlassen und war in der größten Wuth nach dem Lande zurückgerubert, wo er das ganze Dorf in große Bewegung durch seine Mittheilung versetzt hatte.

Dieses höchst unwürdige Benehmen hätte übrigens dem vor Anker liegenden Schiffe, das den Lieutenant gastfrei aufgenommen hatte, gefährlich werden können, da die auf's Höchste erbitterten Einwohner Anstalt machten, das Schiff mit vereinten Kräften anzugreifen; es erhob sich aber zum Glücke für das Schiff ein Landwind, das den Capitain in den Stand setzte, unter Segel zu gehen und sich zu entfernen. —

Für die im Dorfe angekommenen Hülfslosen hätte die Erbitterung der Araber in Folge dieser Vorfälle nicht minder bedenklich werden können, und sie hatten deßhalb bei dieser Nachricht Alles für ihre eigene Sicherheit zu fürchten, zumal sie schon bei ihrem ersten Aufenthalte in diesem Dorfe so schlecht behandelt worden waren. Sie glaubten, daß die Einwohner die von einem Christen erlittene Kränkung an den beiden Hülfslosen rächen und sie umbringen würden; das erlittene Elend hatte die Unglücklichen aber nachgerade gleichgültig gegen ihr Schicksal gemacht, sie ertrugen gelassen die Mißhandlungen, womit man sie überhäufte, man gab ihnen nicht die geringste Nahrung, nicht einmal einen Tropfen Wasser, sie mußten sich dasselbe, wie früher, aus einer sehr großen Entfernung holen, wenn sie nicht verdursten wollten, sie blieben dann den ganzen Tag an dem Brunnen, um sich den Augen der Araber so viel wie möglich zu entziehen, und kehrten erst Abends in das Dorf zurück, worin sie dann umherschlichen, um, wie brotlose Hunde, eine Abendmahlzeit, die zugleich ihre einzige Nahrung war, aus den Thüren zusammenzulesen. — Sahen sie dann eine Anzahl dieser herzlosen Menschen ihre Abendmahlzeit halten, so warteten beide Hungrigen schüchtern in der Ferne, bis jene die

Köpfe der Fische, welche sie verzehrten, wegwarfen. Diese lasen sie sorgfältig zusammen, denn sie machten ihre einzige Nahrung aus, und erst nach längerem, demüthigen Flehen war ihnen dieses Auflesen der Fischköpfe, die selbst die Katzen verschmäheten, zugestanden.

Auf diese traurige Art verlebten sie mehrere Wochen und fristeten kümmerlich ihr elendes Dasein, als endlich, wo sie es am wenigsten erwarten und hoffen durften, eine glückliche Wendung ihres Schicksals eintrat und der Augenblick der Rettung nahe.

Am zwanzigsten Tage nach ihrer Rückkehr zu diesem Dorfe waren sie zufällig nicht, wie sonst gewöhnlich, nach dem Brunnen gegangen, sondern hatten sich am Strande des Meeres aufgehalten, als sie plötzlich auf dem hohen Meere ein Schiff erblickten; sie hatten früher dergleichen schon öfter gesehen, aber dieselben waren in so weiter Entfernung vorübergesegelt, daß sie denselben kein bemerkbares Signal hatten machen können. — Dieses Mal begünstigte sie aber das Schicksal — das entfernte Schiff verzögerte seinen Lauf, der Wind fiel auf einmal zu völliger Windstille, die Segel thaten ihre Schuldigkeit nicht mehr, die Strömungen des Meeres trieben das Schiff gegen die Küste, so daß es nicht weit von der Stelle, wo die beiden Leidensgefährten Portenger und St. Julien standen, die Anker einsenken mußte, was die Hoffnung auf Rettung bei beiden, durch Zeichen und Rufen sich kundgebenden Männern vermehrte. Ihr Winken und Geschrei wurde endlich auf dem Schiffe bemerkt; gegen fünf Uhr Abends sahen sie, daß man ein kleines Boot in das Wasser hinabließ, welches sich der Küste näherte; als es ganz nahe bei ihnen angekommen war, konnten sie die Zeit nicht erwarten und wadeten in das Meer bis beinahe an den Hals, um desto geschwinder das rettende Boot zu erreichen.

In demselben befanden sich nur zwei Personen, ein Schiffsz und ein Marineliutenant. — Als sie nahe genug an die beiden durch das Wasser herandrängenden Männer gekommen waren, fragten sie diese, was sie wollten und wer sie seien? Mit Hast riefen diese ihnen zu, daß sie zu dem in englischen Diensten stehenden, in Madras garnisonirenden Schweizerregimente von Meuron gehörten, Schiffbrüchige wären und sich, mit Hunger und Barbaren kämpfend, seit langer Zeit in dieser Wildniß umhergetrieben hätten, daß ihre Leidensgefährten fast alle ermordet oder verschmachtet wären und der Capitain des Schiffes, der Bruder des Obristen Baer in Madras, sterbend in der Einöde zurückgeblieben sei. —

Die beiden Officiere im Boote schienen anfangs die Erzählung dieser entsetzlichen Schicksale nicht glauben zu wollen; es kostete einige Mühe, sie zu überzeugen, daß die beiden Hülfslosen wirklich Europäer wären, so sehr hatte das ausgestandene Elend sie entstellt und die Sonne ihre Farbe gebräunt. Die Angaben aber, die sie von Madras machten, gaben den Officieren Vertrauen, sie nahmen beide Männer in das Boot und führten sie auf das Schiff. —

Auch der Capitain war bei ihrer Ankunft auf dem Verdecke zweifelhaft, wofür er sie halten sollte; als er sie aber deutsch reden hörte und in englischer Sprache alle ihre Begebenheiten sich hatte erzählen lassen, fühlte er Mitleid und Theilnahme mit ihnen und ihren ungewöhnlichen Leiden und bezeugte seine Freude, daß er sie habe von dem Unglück erlösen können; er ließ ihnen sogleich Kleider reichen, denn seit dem Schiffbruche und der gleich darauf folgenden Ausplünderung durch die Barbaren, waren sie immer nackt geblieben, dann ließ er Jedem ein Glas Brantwein geben, um ihrem erschlafften, ausgehörten Körper etwas Lebensreiz zu bieten, und befahl, daß man ihnen gesottenes Bökelfleisch und

Schiffszwieback im Ueberflusse vorsehe. Mit Heißhunger fielen sie darüber her, zerrissen das Fleisch wie hungrige Wölfe mit den Zähnen, und der Capitain wie alle Zuschauer betrachteten sie mit Verwunderung.

Nun aber warnte sie der Capitain, nicht zu viel von dem gesalzenen Fleische zu essen, da es ihnen großen Durst erregen würde und das Schiff viel zu wenig Trinkwasser an Bord habe, um ihnen viel davon reichen zu können. — Sie enthielten sich deshalb des ferneren Fleisches, waren aber so ausgehungert, daß sie sich nicht satt genug am Schiffszwieback essen konnten und die ganze Nacht daran käueten.

Das Schiff, worauf sie sich befanden, war eine schöne Brigg, vom Capitain Cum in befehligt, gehörte zu der englischen Flotte im rothen Meere und kreuzte an der arabischen Küste.

Am anderen Morgen bei Tagesanbruch versammelte der Capitain sein Schiffsvolk auf dem Verdeck und erklärte ihnen, daß er Mangel an Wasser litte und man etwas von der Küste holen müsse — er forderte zu diesem Unternehmen Freiwillige auf. Es boten sich sofort mehr Leute an, als man brauchte; der Capitain gab deshalb Befehl, daß ein Boot mit einem Schiffslieutenant, einem Marineofficier, einem Kanonier und sieben Matrosen, sich nach der Küste begeben sollten, verlangte aber auch von den beiden Geretteten, Portenger und St. Julien, daß sie als Wegweiser mitgehen sollten.

Obgleich Beide dem Capitain eine Landung mit allen Kräften widerriethen, indem die Küste nur von räuberischen und feindseligen Arabern bewohnt sei und die Mannschaft des Bootes sich der größten Gefahr aussetzen würde, um so mehr, wenn beide, dem Araberdorfe entflohene und längst mit dem Tode bedrohte Personen mitgingen, da ihre Wiedererkennung an der Spitze

waffneter Europäer die Dorfbewohner glauben machen werde, daß sie zurückkehrten, um sich wegen der erlittenen Mißhandlungen zu rächen, obgleich Beide erklärten, daß man an dieser Küste nur schlechtes salziges Wasser finden werde, so beharrte dennoch der Capitain bei seinem Vorsatze und meinte, was die Gefahr betreffe, von den Eingeborenen angegriffen zu werden, so wolle er die beorderte Mannschaft nicht nur gut bewaffnen, sondern auch die große Schaluppe, stark bemannt und ausgerüstet, zur Unterstützung mitsenden, und das Wasser möge so schlecht sein wie es wolle, so werde es doch immer gut genug sein, um Reis und die übrigen Speisen damit zu kochen, so daß man das noch auf dem Schiffe vorrätliche Wasser nur zum Trinken aufsparen könne.

Das große Boot wurde mit zwei dreipfündigen Kanonen bewaffnet, der Marinelieutenant schiffte sich mit einem Kanonier und zehn Matrosen nebst St. Julien darauf ein, der Schiffslieutenant nahm ein kleineres Boot, das er mit einem Matrosen und Portenger bestieg; dasselbe folgte der voranrudernden Schaluppe. —

Das Schiff lag etwa drei englische Meilen von der Küste entfernt vor Anker. Sowie die große Schaluppe sich dem Strande bis auf etwa hundert Klafter genähert hatte, kamen die Einwohner in großer Anzahl angelaufen, um sich der Landung zu widersetzen; als die Mannschaft im großen Boote dieses bemerkte, gab sie mit ihren beiden Kanonen und den Gewehren eine Salve auf die Menge, welche eine große Wirkung that, aber die Eingeborenen warteten keine zweite ab, stürzten sich in das Wasser dem Boote entgegen, das unvorsichtiger Weise nebst dem kleinen Boote, worin sich Portenger befand, sich, anstatt in Schußweite vom Lande zu bleiben, demselben immer mehr genähert hatte, griffen die Schaluppe an und stürzten sie um. Jetzt machten sie Alles nieder,

was ihnen in die Hände fiel; Diejenigen von der Bemannung der Schaluppe, welche sich aus dem Wasser zu retten vermochten, liefen den Strand hinauf, wo sie von anderen Eingeborenen aufgefangen und niedergehauen wurden. Auch St. Julien hatte dieses traurige Loos. —

Als der Schiffslieutenant auf dem kleinen Boote, auf dem sich Portenger befand, das blutige Schauspiel und das Schicksal der Leute von der Schaluppe sah, wendete er schnell das Boot, um die Flucht zu ergreifen, aber es war schon zu spät, denn zwei von den schwarzen Feinden, welche das Umwenden des Bootes bemerkten und die Flucht verhindern wollten, stürzten, bis unter die Arme im Wasser, auf das Boot zu und der Eine von ihnen führte mit seinem großen Messer einen so furchtbaren Hieb auf den Schiffslieutenant, daß er ihm unfehlbar den Kopf gespalten haben würde, wenn nicht ein dichter, sehr starker Filzhut die Kraft des Hiebes gemildert hätte, so daß er mit einer leichten Kopfwunde davon kam. Der Andere warf eine, an einem langen Riemen befestigte Lanze nach dem Lieutenant, die ihm am Schenkel verwundete; derselbe verlor aber trotzdem weder Muth noch Geistesgegenwart, er ermunterte den Matrosen und Portenger, die weiter vorn im Boote saßen und von den Schwarzen nicht sogleich erreicht werden konnten, alle ihre Kräfte anzustrengen, um durch Rudern das Boot vom Lande weg in das tiefere Wasser zu bringen, was sie denn auch bemühet waren, zu erreichen, während der Schiffslieutenant, obgleich verwundet, wie er war, sich gegen beide mordlustige Angreifer mit einem langen Bootshaken vertheidigte. Endlich gelang es den Ruderern, von ihnen loszukommen und tiefes Wasser zu erreichen, die Araber ließen, nachdem sie noch kurze Zeit mitgeschwommen waren, das Boot los und blieben zurück. — So gelangte glücklich das kleine Boot ohne weiteren Unfall zu dem Schiffe zurück. —

Der Capitain, welcher durch ein Fernrohr das ganze Trauerspiel angesehen hatte, war in Verzweiflung über den Verlust und das Schicksal seiner braven Leute; der Schiffslieutenant wurde sogleich verbunden und zu Bette gebracht, denn er hatte viel Blut verloren, aber eine viel größere Mühe hatte man, um Portenger zu beruhigen und zu trösten, denn jetzt, der eigenen Lebensgefahr entronnen, trat der Gedanke an seinen Freund und Leidensgefährten St. Julien furchtbar vor seine Seele — der Verlust dieses unglücklichen Schicksalsgefährten, der alle Gefahren und Leiden so lange treu und ergeben mit ihm getragen hatte, der noch allein bei ihm geblieben war, als Tod und Verzweiflung alle anderen Leidensbrüder getrennt und zerstreuet hatte, der endlich mit ihm die glückliche Stunde der Rettung genossen und am Abend vorher so froh wieder sein Lager unter Christen aufgeschlagen hatte — dieser Gedanke, ihn von der Hand derselben Barbaren ermordet zu wissen, deren Grausamkeit er eben entrisen zu sein wähnte, die Vorstellung, ihn furchtbar hinschlachten gesehen zu haben, ohne fähig gewesen zu sein, ihm Beistand zu leisten — das brachte Portenger zur Verzweiflung; er wagte es, dem Schiffscapitain Unbesonnenheit und Hartnäckigkeit vorzuwerfen, da er den gut gemeinten und nun so traurig bestätigten Rath nicht beherzigt hatte. —

Der Capitain, welcher seine Unvorsichtigkeit fühlte und bereuete, gab sich viel Mühe, den Unglücklichen zu beruhigen und zu trösten; er versprach ihm, sobald sie in Meffa angekommen sein würden, ihn an das Land zu setzen, verpflegen zu lassen und ihm die Mittel zu verschaffen, mit dem ersten englischen Schiffe, das bei Meffa anlegen würde, nach Indien zurückzuschicken. Dies richtete den Muth des Unglücklichen wieder auf und tröstete ihn einigermaßen.

Es war diese unglückliche Begebenheit am 21. December 1801

vorgefallen. — In aller Frühe des folgenden Tages ließ der aufgebrachte Capitain die Anker lichten, um die Barbaren für das Geschehene zu züchtigen; er ließ das Schiff so nahe als nur irgend möglich an das Land treiben, legte es hier vor Anker und beschloß das Dorf so lange, bis es gänzlich vernichtet war, denn was von den Kugeln nicht zerstört wurde, das verzehrte das Feuer. Den Eingeborenen selbst vermochte er freilich nichts weiter zuzufügen, denn diese flüchteten sich hinter einen im Rücken des Dorfes gelegenen Hügel, wo sie gegen die Schiffartillerie geschützt waren; der Capitain fand seine Kräfte zu schwach, um eine Landung zu wagen und die Eingeborenen anzugreifen, er begnügte sich deshalb mit der genommenen Rache und verließ diese ungasliche Küste.

Während der Fahrt nach Mecca, wo das Schiff am 9. Januar 1802 eintraf, hatte Portenger die Muße benützt, seine erlebten Begebenheiten, wie sie ihm noch frisch im Gedächtnisse waren, niederzuschreiben.

Nach der Ankunft in Mecca nahm ihn der Capitain mit sich an das Land und führte ihn zu einem in Mecca wohnenden englischen Ingenieur-Hauptmann, Namens La Betterie, dem er seine Schicksale erzählen mußte und der ihm mitleidig seinen Beistand in Allem, was von ihm abhängen würde, versprach. Portenger's Gesundheit war aber durch die erduldeten Strapazen und das langwährende Elend bedeutend gestört, er mußte einem gerade anwesenden englischen Arzte übergeben werden, der ihn denn auch nach einiger Zeit wieder herstellte. Nunmehr begab er sich wieder zu seinem Wohlthäter, dem Hauptmann La Betterie, der ihn nun kleiden ließ, ihm Geld gab und ihm antrug, für immer bei ihm zu bleiben und in seine Dienste zu treten. Portenger lehnte dieses Anerbieten mit der Entscheidung ab, daß er zu seinem Regimente zurückkehren müsse, dem er jetzt nach seiner Rettung wieder angehöre und man ihn sonst als Deserteur behandeln könne und bat

ihn, zu seinen bisherigen Wohlthaten noch die hinzuzufügen, ihm Gelegenheit zur Reise nach Madras zu verschaffen. — Auch dieses wollte ihm der biedere Mann gewähren; er versprach, eine Gelegenheit zu suchen und wünschte, daß der Heimathlose so lange bei ihm bleibe.

Die Güte des Hauptmanns und die Hoffnungsfreude baldiger Rückkehr sollte aber dem Unglücklichen nicht lange gegönnt werden. Es ankerte bald darauf eine englische Fregatte im Hafen und der sie befehligende Capitain Gardener kam an das Land und besuchte den Hauptmann La Betterie. Hier sah er Portenger und erkundigte sich, wer er wäre. — La Betterie klärte ihn darüber auf, Portenger mußte nun dem Fregatten-Capitain sein Abenteuer erzählen, worauf jener die Frage an ihn richtete, ob das Regiment Meuron im Dienste des Königs oder der Compagnie stehe? — Im Dienste des Königs — antwortete Portenger. Der Capitain Gardener versetzte darauf, daß er königlicher Officier sei, daß Portenger mit ihm an Bord des königlichen Schiffes gehen und dort Dienste thun solle; auf dessen Erwiderung, daß er sich von den schweren überstandenen Leiden ja kaum erholt habe, daß er zu schwach zum Marinedienste sei und weder Waffen noch Uniform habe, gab er nur die befehlshaberische Antwort, daß für Alles gesorgt werde, daß er sich ja nicht lange weigern und bitten lassen möge und er sich bereit halten solle, am nächsten Morgen mit ihm auf das Schiff zu gehen.

Der Fregattencapitain war einer von den vielen Seeofficieren, die Helden im Gefechte, aber Tyrannen gegen Alle sind, über welche sich ihre Gewalt erstreckt, deren Grenzen sie nicht respectiren, sobald sie keinen Widerstand durch höhere Gewalt zu fürchten haben. —

Als Gardener fortgegangen war, beklagte sich Portenger bitter bei dem Hauptmann La Betterie über dieses ebenso unge-

rechte wie tyrannische Verfahren und beschwor ihn, sich für ihn zu verwenden, daß er bei ihm bleiben könne, was der Hauptmann auch versprach. Als Capitain Gardener am andern Morgen wieder kam, stellte ihm Hauptmann La Betterie vor, wie unbillig und ungerecht es sei, den Mann, in dem Zustande, in welchem er sich befinde, mit Gewalt zu zwingen, auf der Fregatte Dienste zu thun, aber, trotz aller Vorstellungen, zwang der Capitain dennoch den Portenger mit ihm auf das Schiff zu gehen und er versprach ihm freilich, wenn er einem nach Madras oder Bengalen gehenden Schiffe begegnen sollte, ihn mit dieser Gelegenheit dorthin zurückzuschicken.

Die Fregatte, ein Schiff von 44 Kanonen, segelte ab. — Vergeblich hoffte Portenger auf die Begegnung eines Schiffes, das ihn hätte aufnehmen können. — Die Fregatte ging von Mekka nach Jedda, von hier nach Koffeir, endlich nach Suez. — Ein furchtbarer Sturm, der das Schiff in große Gefahr brachte, gab der Mannschaft Gelegenheit, nach glücklicher Rettung längere Zeit in Suez zu bleiben. Der Zufall, daß ein englisches Schiff nach Socotora absegeln wollte, und der Umstand, daß Gardener einsah, wie ihm der erpreßte Soldat doch durch seine körperliche Hinfälligkeit wenig nützlich wurde, gaben Veranlassung, daß Portenger die Erlaubniß erhielt, auf dem anderen Schiffe nach Socotora zu fahren, das ihn freilich mitnahm, aber auf der genannten Insel zu derselben Zeit absetzte, als ich, im October 1802, auf einem englischen Schiffe von Europa aus auf meiner ersten Fahrt nach Madras, zu Socotora eintraf, um die Ausbesserung des Schiffes hier abzuwarten. Unser Capitain nahm den Bittenden mit und unterwegs theilte er mir seine Abenteuer mit, die er auch schriftlich aufgezeichnet hatte.

Das Mitgefühl wurde ihm nicht versagt, er traf mit mir in Madras ein, wo er aber sein Regiment nicht mehr vorfand, da

dasselbe nach Seringapatam in Garnison gekommen war. — Er wurde dorthin gesandt, wo man ihn als einen längst todt geglaubten Schiffbrüchigen betrachtet hatte und mit Ueberraschung und Theilnahme empfing und auch sogleich zum Sergeanten machte. Später kam er nach Madras zurück, wo er im Dienste eines kaufmännischen Unternehmens noch oft mit mir verkehrte.



Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig sind erschienen:

Reise=Erinnerungen aus Spanien.

Von

C. A. Roßmähler,

Professor der Naturwissenschaft.

Mit lithograph., nach der Natur von G. Wodick aufgenommenen Landschaften in Tondruck und Abbildungen in Holzschnitt, nebst einer Bewässerungskarte.

2. Auflage. 2 Bände. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Vorstehendes neueste Werk des berühmten Naturforschers liefert dessen gewonnene Reise=Ergebnisse in seiner bekannten populären und fesselnden Darstellungsweise.

Licht- und Schattenbilder

aus

Asien, Afrika und Europa.

Von

Sigismund Wallace.

3 Bände. 8. brosch. 4 Thlr.

Der Herr Verfasser besuchte die verschiedensten und interessantesten Theile unseres Erdballs: Ost-Afrika, Madagaskar, Ost-Indien, China etc. und kehrte über Schottland und England nach Deutschland zurück. Er schildert in anziehender und fesselnder Form Land und Leute, ganz in Gerstäcker'scher Manier

Flora im Winterkleide

von

C. A. Roßmähler.

Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und einem Titelbilde in Tondruck von C. Merkel.

2. Auflage.

In eleg. Umschlag geb. 1 $\frac{1}{4}$ Thlr.

SUPPLEMENT

zu

Macaulay's Geschichte von England

in allen deutschen Ausgaben.

Der englische Hof

unter

Karl dem Zweiten,

geschildert von

Anthony Graf Hamilton.

Octav-Ausgabe 1 Thlr. 10 Ngr.

Sedez-Ausgabe 1 Thlr.

Die Weltgeschichte

in Lebensbildern und Charakterzeichnungen der Völker
mit besonderer Beziehung auf
Cultur und Sitten.

Ein Handbuch für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtl. Bildung

von

Friedrich Körner,

Oberlehrer an der Realschule zu Halle.

3 Bände, circa 50 Bogen, ausgegeben in 10 Lieferungen à 8 Sgr.
Complet 2 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Dies Werk wird die Weltgeschichte in wesentlich neuer Methode der Darstellung behandeln, deren Erfolge sich durch langjährige Praxis des als Pädagogen rühmlichst bekannten Verfassers bewährt haben. Dasselbe will das Wichtigste herausheben und durch detaillirte Schilderung veranschaulichen. Der Verfasser giebt von den verschiedenen Völkern und Zeiten die charakteristischen Eigenthümlichkeiten. Zu den weltgeschichtlichen Thatfachen und Personen rechnet er aber auch die Künste, epochemachende Gelehrte und Dichter. Statt der Aufzählung vieler Schlachten hebt der Verfasser nur die folgenreichsten hervor und bemühet sich besonders die Unterschiede der Zeiten und Völker durch Schilderungen der Cultur-Verhältnisse zu vergegenwärtigen.

Ausführliche Prospekte und die 1. Lieferung sind in allen Buchhandlungen zu finden. Bis September dieses Jahres ist das Werk vollständig erschienen.

Das

Buch Der Erziehung in Haus und Schule.

Zweite Abtheilung:

Die

Erziehung der Knaben

in Haus und Schule.

Ein Handbuch für Eltern und Lehrer

von

Friedrich Körner,

Oberlehrer an der Realschule zu Halle.

kl. 8. eleg. broch. 27 Ngr.

Die Könige.

Entwicklungsgeschichte des Königthums
von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart

von

Dr. F. Fr. W. Hinrichs,

ord. Prof. zu Halle.

2. Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig sind erschienen:

Illustriertes Prachtwerk!!

Reise um die Erde

nach

J a p a n

an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry
in den Jahren 1853, 1854 und 1855,

von

Wilhelm Heine.

Mit nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Tondruck,

ausgeführt in Holzschnitt von

Eduard Krehschmar.

Mit sämtlichen officiellen Documenten.

Zwei Bände. Lex. 8. 6 Thlr.

Die Japan-Expedition, für die Cultur und Verbindung der civilisirten Welt mit dem östlichen Asien von derselben Wichtigkeit, wie die Barth- und Vogel'schen Expeditionen in das Innere von Afrika, hat nicht verfehlt, bereits das gleiche Interesse aller Gebildeten durch die bekannten Berichte des Herrn Verfassers in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ zu erregen, wie diese.

Die Landschaften und Städte-Ansichten, von dem Verfasser nach der Natur aufgenommen, sind von der Meisterhand des Herrn Ed. Krehschmar in Holz geschnitten und bilden eine wahre Zierde dieses Prachtwerkes.

Das besondere Interesse, mit welchem der Verfasser von Herrn Alexander von Humboldt in seinen Bestrebungen beehrt wurde, gestattet ihm dies Werk demselben zu widmen und dessen Briefe dem Buche als Vorwort vorzudrucken.

Wanderbilder aus Central-Amerika.

Skizzen eines deutschen Malers

von

Wilhelm Heine.

Mit Vorwort

von

Friedrich Gerstäcker.

2. Aufl. 8. 1 $\frac{1}{4}$ Thlr.

Nach Amerika!

Von

Friedrich Gerstäcker.

Illustriert von Theodor Hofemann und Carl Reinhardt.

Vollständig in 6 Bänden oder 12 Heften zum Preise von 6 Thlr. 12 Ngr.

Das Werk fand nicht allein bereits in den bedeutendsten deutschen, sondern auch in englischen und französischen Blättern eine so ausgezeichnete Anerkennung, wie sie selten einem deutschen Autor zu Theil wird. Die Verlags-handlung erwartet daher mit Zuversicht, daß das deutsche Publikum diesem Werke mindestens eine gleiche Anerkennung und Theilnahme schenken wird, wie das Ausland.

Tahiti.

Ein Roman aus der Südsee.

Von

Friedrich Gerstäcker.

2. Aufl. 4 Bde. 6 Thlr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig sind erschienen:

Die Südslaven und ihre Länder

in Beziehung auf
Geschichte, Cultur und Verfassung.

Von

Dr. J. F. Neugebauer.

Gr. 8. 2½ Thlr.

Die Könige.

Entwicklungsgeschichte des Königthums
von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart

von

Dr. J. Fr. W. Hinrichs,

ord. Prof. zu Halle.

2. Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

SUPPLEMENT

zu

Macaulay's Geschichte von England

in allen deutschen Ausgaben.

Der englische Hof

unter

Karl dem Zweiten,

gezeichnet von

Anthony Graf Hamilton.

Octav-Ausgabe 1 Thlr. 10 Ngr.

Sedez-Ausgabe 1 Thlr.

Preisermäßigung.

Für kurze Zeit ist zu dem ermäßigten Preise von 25 Ngr.
(früherer Ladenpreis 2 Thlr.) durch alle Buchhandlungen zu be-
ziehen:

Ostindiens Gegenwart und Zukunft.

Eine

politische, gesetzliche, merkantilsche, landwirthschaftliche und volks-
sittliche Zusammenstellung

von

George W. Johnson, Esq.

Anwalt bei dem obersten Gerichtshofe in Calcutta u. c.

Aus dem Englischen von C. Richard. 22 Bogen. gr. 8. brosch.

